H. Un. 691 v

Bayerische Staatsbibliothek
<36652115140016
NB

Auszug

aus Welters

Lehrbuch der Weltgeschichte

für

Schulen.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. A. Hechelmann,
Gymnasial-Direktor.

Zweiundvierzigste Auflage.

Münster.
Verlag der Coppenrathschen Buch- & Kunsthandlung.
1890.

89 g.n.44

H. Un. 691 V

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

6

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Vorwort zur zweiunddreißigsten Auflage.

Der Verfasser dieses Werkes, Herr Professor Welter, ist am 28. Juli 1872 gestorben. Bis zum Abend seines Lebens hat er an der Förderung des Lehrbuches der Weltgeschichte, sowohl des größeren Werkes als des Auszuges, mit einer seltenen Hingebung und Liebe gearbeitet. Dank seiner klaren Auffassung und namentlich der dem jugendlichen Alter so glücklich angepaßten Form fand das eine wie das andere Werk die allseitigste Anerkennung und eine Verbreitung, welche weit über die Grenzen des Vaterlandes hinausgeht. Die Unterzeichnete wird es sich angelegen sein lassen, auch die ferneren Auflagen in gleicher Auffassung und mit möglichster Wahrung der bewährten Form den voraufgegangenen Auflagen nach Kräften ebenbürtig zu machen. Zu diesem Zwecke hat sie sich mit einem erfahrenen Schulmanne in Verbindung gesetzt, der die etwaigen Fehler des Buches ausmerzen und im angedeuteten Sinne die nötigen Fortsetzungen liefern wird. Beides ist in dieser neuen Auflage bereits in nicht unerheblichem Maße geschehen, und sie glaubt daher auch für diese auf eine unverändert wohlwollende Aufnahme rechnen zu dürfen.

Münster, im Februar 1873.

Die Verlagshandlung.

Vorwort zur siebenunddreißigsten Auflage.

Dem Ersuchen der geehrten Verlagshandlung, mich der durch den Tod des Verfassers verwaisten Welterschen Geschichtsbücher annehmen zu wollen, folgte ich um so lieber, als ich in dem Hingeschiedenen meinen früheren Lehrer verehre, mit dem später elf Jahre hindurch am Gymnasium der gemeinsamen Vaterstadt als jüngerer

Amtsgenosse zu wirken mir vergönnt war. Auffassung und Darstellungsweise des Verfassers sind mir daher seit meiner Jugendzeit durchaus bekannt.

Die vorliegende Auflage unterscheidet sich in den stofflichen Angaben von der vorhergehenden unerheblich, da nur hin und wieder Fehler zu berichtigen und einzelne Zusätze einzufügen waren. Das Hauptstreben des Unterzeichneten ging dahin, durch übersichtliche Einteilung und Gruppierung den reichen Stoff für Lehrer und Schüler lehr- und lernbarer zu machen.

Die angehängten Zeittafeln, welche freilich nur Einteilungen der Geschichte und ihrer Abteilungen bieten, sollen der Übersichtlichkeit dienen; die wichtigsten Einzelheiten können ja nach Bedürfnis vom Schüler selbst leicht eingefügt werden.

Den Anordnungen der hohen Unterrichts-Behörden gemäß ist die geänderte Orthographie genau zur Anwendung gebracht worden; bei etwaigen Schwankungen entschied die Konsequenz.

Warburg, im August 1880.

Dr. A. Heckelmann,
Gymnasial-Direktor.

Vorwort zur zweiundvierzigsten Auflage.

Auch in dieser Auflage sind manche erhebliche Änderungen vorgenommen, die hoffentlich als Verbesserungen erkannt werden. Unwesentliches ist hie und da ausgeschieden, dagegen haben wichtigere Abschnitte, namentlich der deutschen Geschichte, Zusätze erhalten. Durch eine übersichtlichere Gruppierung wird die Darstellung der neueren Geschichte vielleicht gewonnen haben, auch dürfte die maßvolle Erweiterung der Zeittafeln erwünscht sein. Rücksichtlich der deutschen Geschichte finden die Zeittafeln in der auf Seite 462 folgenden Regenten-Tabelle ihre Ergänzung.

Paderborn, im Dezember 1889.

Dr. A. Heckelmann,
Gymnasial-Direktor.

Inhaltsverzeichnis.

I. Die Geschichte des Altertums.

Erste Unterabteilung der Geschichte des Altertums.

(Die Urgeschichte der Menschheit und die Geschichte der ältesten Völker des Morgenlandes.)

Erster Abschnitt. Seite

Von Erschaffung der Welt und des Menschen bis zur Entstehung der ersten Staaten. 2

Zweiter Abschnitt.

Geschichte der Israeliten. — 1. Die Zeit der Patriarchen: Abraham, Isaak und Jakob. — 2. Die Israeliten unter Moses und unter den Richtern. — 3. Die Israeliten unter gemeinschaftlichen Königen. — 4. Die getrennten Reiche Israel und Juda. — 5. Die Israeliten unter fremder Botmäßigkeit bis zur Zerstörung von Jerusalem. 8

Dritter Abschnitt.

Geschichte der Phönizier. — Beschreibung ihres Landes. — Bemerkungen über Handel und Schiffahrt überhaupt. — Seefahrten der Phönizier und verschiedene Erfindungen derselben. — Untergang ihrer Blüte. . . . 12

Vierter Abschnitt.

Geschichte der Ägyptier. — Beschreibung des Landes und seiner Merkwürdigkeiten. — Geschichte des Landes bis zur Unterjochung durch die Perser. 17

Fünfter Abschnitt.

Geschichte der Babylonier und Assyrier. — Wohnsitz der Babylonier und Assyrier. 1. Das alte Reich von Babylon. — 2. Die assyrische Herrschaft. — 3. Das jüngere Reich der Chaldäer in Babylon bis zur Unterwerfung durch Cyrus. 25

Sechster Abschnitt.

Geschichte der Meder und Perser. — 1. **Die Meder.** Herrschaft ihrer Könige; Unterwerfung durch Cyrus. — 2. **Die Perser.** Geschichte der Könige **Cyrus, Kambyses, Darius.** 28

Seite

Zweite Unterabteilung der Geschichte des Altertums.

(Geschichte der Griechen und Macedonier.)

Siebenter Abschnitt.

1. Geschichte der Griechen. Beschreibung des Landes. — Die Geschichte des griechischen Volkes wird in vier Perioden zerlegt. . . . 33

Erste Periode (von der ältesten Zeit bis auf Lykurg). — Die Pelasger. Hellenen oder Griechen. Fremde Einwanderungen. Das Heldenzeitalter. Der trojanische Krieg. Dorische Wanderung. Vereinigungspunkte der Griechen . 35

Achter Abschnitt.

Zweite Periode (von Lykurg bis zum Beginne der Perserkriege). — Das Aufblühen von Sparta und Athen. — **Sparta** unter Lykurgus. Die messenischen Kriege. — **Athen** unter Solon. Athen unter Pisistratus und seinen Söhnen. Klisthenes und dessen staatliche Einrichtungen. 42

Neunter Abschnitt.

Dritte Periode (die Zeit der Perserkriege und der Blüte Griechenlands). — **Die Perserkriege.** Veranlassung. Erster Zug unter Mardonius; zweiter Zug unter Datis und Artaphernes; dritter Zug unter Xerxes. — Athens Glanz unter **Perikles**. 47

Zehnter Abschnitt.

Vierte Periode (der Verfall Griechenlands bis zur Unterwerfung durch die Macedonier). — **Der peloponnesische Krieg.** — Thrasybulus und die dreißig Tyrannen. — Sokrates. — Drückende Herrschaft der Spartaner. — **Thebens** Aufschwung unter **Pelopidas** und **Epaminondas.** Der thebanische Krieg. 54

Elfter Abschnitt.

2. Geschichte der Macedonier. König Philipp II. Erweiterung seines Reiches. Krieg mit den Griechen. Schlacht bei **Chäronea.** — König **Alexander der Große.** Siegreicher Krieg gegen die Perser. Aufrichtung und Zerfall des macedonischen Weltreiches. 61

Dritte Unterabteilung der Geschichte des Altertums.

Zwölfter Abschnitt.

Geschichte der Römer. Beschreibung des Landes. Einteilung der römischen Geschichte in die drei Zeiträume: des Königreiches; des Freistaates; des Kaiserstaates.

Die römische Vorzeit bis zur Gründung der Stadt Rom. 71

Dreizehnter Abschnitt.

Erster Zeitraum (von der Gründung Roms bis zur Vertreibung der Könige). **Rom ein Königreich.** Geschichte der sieben Könige. Sturz des Königtums. 74

Seite

Zwanzigster Abschnitt.

Verschiedene Veränderungen bei den deutschen Volksstämmen in ihren neuen Wohnsitzen. — Das Christentum in Deutschland. **Der heilige Bonifatius.** — In Arabien tritt **Mohammed** als Stifter einer neuen Religion auf. Die Araber unter den s. g. großen Kalifen (Abu Bekr, Omar, Othman, Ali), ferner unter den omaijadischen Kalifen. Ihre Fortschritte in Europa; Sieg der Franken bei Tours 143

Zweite Unterabteilung der Geschichte des Mittelalters.

(Von der Thronbesteigung Karls des Großen bis zum Beginne der Kreuzzüge.)

Einundzwanzigster Abschnitt.

Karl der Große. Seine Kriege: gegen die Sachsen; gegen die Langobarden; in Spanien; gegen Bayern; gegen die Avaren; gegen die Normannen. — Karl römischer Kaiser 153

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Die späteren Karolinger. Ludwig der Fromme. Der Krieg der drei Söhne Ludwigs. Der Vertrag von **Verdun.** Teilungen des fränkischen Reiches. Die Karolinger in Ostfranken und in Westfranken 160

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Deutschland unter den **sächsischen** Kaisern. — **Heinrich** I. — **Otto** I. der Große. — **Otto** II. — **Otto** III. — **Heinrich** II. der Heilige. . . . 165

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Deutschland unter den **fränkischen** oder **salischen** Kaisern. — **Konrad** II. der Salier. — **Heinrich** III. — **Heinrich** IV. Sein Streit mit dem **Papste Gregor** VII. — **Heinrich** V. 172

Dritte Unterabteilung der Geschichte des Mittelalters.

(Vom Beginne der Kreuzzüge bis zur Thronbesteigung Rudolfs von Habsburg.)

Fünfundzwanzigster Abschnitt.

Die Kreuzzüge. — Ihre Veranlassung. — **Peter von Amiens.** Versammlung zu Clermont. — **Erster** geordneter Kreuzzug. — Eroberung Jerusalems. — Zweiter, dritter, vierter Kreuzzug. — Die beiden letzten Kreuzzüge. 181

Sechsundzwanzigster Abschnitt.

Deutschland unter den **schwäbischen oder staufischen** Kaisern. **Konrad** III. — **Friedrich** I. Barbarossa; Krieg mit den lombardischen Städten und Streit mit dem Papste **Alexander** III. — Kampf gegen Herzog **Heinrich den Löwen.** — **Heinrich** VI. — **Otto** IV. und **Philipp von Schwaben.** — **Friedrich** II.; seine Kämpfe gegen die italienischen Staaten und gegen die Päpste. — **Konrad** IV. — **Das Interregnum.** — **Konradin.** — Die sizilianische Vesper 190

Seite

Siebenundzwanzigster Abschnitt.

Mittelalterliche Kulturbilder. — 1. Kirche und Papsttum. — 2. Der Staat und seine Stände: a. Ritterstand und die verschiedenen Ritterorden. b. Der Bürgerstand. c. Der Bauernstand. — 3. Künste und Wissenschaften. — 4. Das Gerichtswesen überhaupt und das Vemegericht insbesondere. . . 198

Vierte Unterabteilung der Geschichte des Mittelalters.

(Von der Thronbesteigung Rudolfs von Habsburg bis zum Ende des Mittelalters.

Achtundzwanzigster Abschnitt.

Deutschland unter Kaisern aus **verschiedenen Häusern.** — **Rudolf von Habsburg.** — **Adolf von Nassau.** — **Albrecht von Österreich;** Entstehung der Schweizer Eidgenossenschaft. — **Heinrich** VII. von Luxemburg. — **Ludwig von Bayern** und **Friedrich von Österreich.** 214

Neunundzwanzigster Abschnitt.

Deutschland unter den Kaisern aus dem Hause **Luxemburg-Böhmen.** —**Kaiser Karl** IV.; die goldene Bulle. — **Wenzel; Herzog Leopolds von Österreich** unglücklicher Versuch zur Unterwerfung der Schweiz. — **Ruprecht von der Pfalz.** — **Sigismund;** das Konzil von Konstanz. — Der Husitenkrieg. 219

Dreißigster Abschnitt.

Beginn der dauernden Herrschaft des Hauses Österreich im deutschen Reiche. — Kurze Übersicht über die frühere Geschichte Österreichs. — Geschichte Königs **Albrecht** II. und Kaisers **Friedrich** III. (IV.). — Herzog **Karl der Kühne** und die burgundische Erbschaft. 225

Einunddreißigster Abschnitt.

Einiges aus der Geschichte außerdeutscher Staaten. — a. Übersicht der Geschichte **Englands.** — König **Alfred der Große.** — **Wilhelm der Eroberer.** Langwierige Kriege zwischen den Engländern und Franzosen. — **Die Jungfrau von Orleans.** — Krieg der weißen und roten Rose in England. — b. Der Untergang des **griechischen Kaiserreiches.** — c. Einiges aus der Geschichte **Spaniens** und **Portugals.** 230

Zweiunddreißigster Abschnitt.

Wichtige Erfindungen und Entdeckungen zu Ende des Mittelalters. — Erfindung der Uhren, des Kompasses, des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst. — Die Entdeckung der großen Seewege. 238

III. Die Geschichte der neueren Zeit.

Erste Unterabteilung der Geschichte der neueren Zeit.
(Von der Entdeckung Amerikas bis zum westfälischen Frieden.)

Dreiunddreißigster Abschnitt. Seite

Kolumbus entdeckt Amerika. — Fernere Entdeckungen der Portugiesen und Spanier. **Cabral** in Brasilien, **Cortez** in Mexiko. — Erste Reise um die Welt unter **Magelhaens**. — **Pizarro** in Peru. 249

Vierunddreißigster Abschnitt.

Deutschland unter **Maximilian** I. — **Die Reformation.** — Einführung des ewigen Landfriedens und des Reichskammergerichts. Einteilung Deutschlands in zehn Kreise. Erfolgreiche Verbindung zur Vergrößerung seiner Hausmacht.

Die Reformation. — Die kirchlichen Bewegungen in Deutschland von 1517 bis zum Jahre 1535. 261

Fünfunddreißigster Abschnitt.

Deutschland unter **Karl** V. — Seine Kriege mit Frankreich unter **Franz** I. — Steigende Religionsgährung; der Reichstag zu Speier; der Reichstag zu Augsburg; der schmalkaldische Bund. — Karls Züge nach Afrika und fernere Kriege gegen Franz I. — Der schmalkaldische Krieg. Augsburger Religionsfriede. Karls Abdankung und Tod. — Der Jesuitenorden. 273

Sechsunddreißigster Abschnitt.

Deutschland unter Karls V. nächsten Nachfolgern: **Ferdinand** I. — **Maximilian** II. — **Rudolf** II.: die protestantische Union, die katholische Liga, der Majestätsbrief. — Kaiser **Matthias**. 282

Siebenunddreißigster Abschnitt.

Die Religionskriege in Frankreich. — Die Hugenottenkriege. Die Bartholomäusnacht. — **König Heinrich** IV. Das Edikt von Nantes. . . . 285

Achtunddreißigster Abschnitt.

Der Religionswechsel in England. — **Das Haus Tudor: Heinrich** VII.; **Heinrich** VIII.; gewaltsame Einführung der Reformation. — **Eduard** VI.; **Maria; Elisabeth**; Stiftung der bischöflichen Kirche in England. Hinrichtung der **Maria Stuart**. Englands Machtstellung. 288

Neununddreißigster Abschnitt.

Spaniens Großmacht und Verfall. — **Spanien** unter **Philipp** II. — Abfall der Niederlande. — Zerstörung der spanischen Armada. — Vereinigung Portugals mit Spanien. — Spaniens Verfall. 294

Vierzigster Abschnitt.

Der dreißigjährige Krieg. — Veranlassung desselben. — 1. Der böhmisch-pfälzische Krieg. — **Kaiser Ferdinand** II.; Tilly; Kurfürst **Friedrich** V. **von der Pfalz.** — 2. Der niedersächsisch-dänische Krieg. — König **Chri-**

Seite

stian IV. von Dänemark. **Tilly** und **Wallenstein.** — 3. Der schwedisch-deutsche Krieg. — **Gustav Adolf,** König von Schweden. Schlacht bei Lützen. Gustav Adolfs Tod. — **Wallensteins Ermordung.** — 4. Der schwedisch-französisch-deutsche Krieg. — Kaiser **Ferdinand** III. Der westfälische Friede. 299

Einundvierzigster Abschnitt.

England unter dem **Hause Stuart.** — König **Jakob** I.; die Pulververschwörung. — König **Karl** I.; Hinrichtung desselben. — England eine Republik. **Oliver Cromwell** Protektor derselben. — Erneuerung des Königtumes unter **Karl** II. — **Jakob** II. Sturz des Hauses Stuart. 315

Zweite Unterabteilung der Geschichte der neueren Zeit.

(Vom westfälischen Frieden bis zur französischen Revolution.)

Zweiundvierzigster Abschnitt.

Das Zeitalter Ludwigs XIV. 1. Der erste Raubkrieg. 2. Der zweite Raubkrieg. 3. Die räuberischen Reunionen. 4. Der pfälzisch-orleanssche Krieg. — Geschichte der gleichzeitigen deutschen Kaiser: **Leopold** I. und **Joseph** I. Der **spanische Erbfolgekrieg.** — Die Türkenkriege jener Zeit; die Türken vor Wien. Die Siege Ludwigs von Baden und des Prinzen Eugen. 321

Dreiundvierzigster Abschnitt.

Kaiser Karl VI., **der letzte Habsburger.** — Ende des spanischen Erbfolgekrieges. — Die Friedensschlüsse zu Utrecht, Baden und Rastatt. Erneuerte Türkenkriege und Siege. Die **pragmatische Sanktion.** 334

Vierundvierzigster Abschnitt.

Rußland unter Peter dem Großen und seinen nächsten Nachfolgern. — Der nordische Krieg gegen **Karl** XII., König von Schweden. Peters d. Gr. sonstiges Wirken und Leben. — Peters nächste Thronfolger: Katharina I., Peter II., Anna. 336

Fünfundvierzigster Abschnitt.

Das Zeitalter Friedrichs des Großen von Preußen. Übersicht über die ältere Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates bis zur Errichtung des Königtums. Die zwei ersten preußischen Könige. — **Friedrich** II. **der Große.** — **Österreich** unter dem Hause Habsburg-Lothringen. — **Maria Theresia.** — Der österreichische Erbfolgekrieg. — Die beiden ersten schlesischen Kriege. — Der **siebenjährige Krieg.** — Friedrichs II. und Maria Theresias fernere Regierung. 344

Sechsundvierzigster Abschnitt.

Österreich unter Kaiser **Joseph** II. — **Rußland** unter der Kaiserin **Katharina** II. — **Polens** Untergang. — **Schweden** unter dem Könige **Gustav** III. 360

Siebenundvierzigster Abschnitt.

Die Bildung und Entwickelung der nordamerikanischen Union. — Gründung einzelner Kolonieen daselbst durch die Engländer. — Der nordamerikanische Freiheitskrieg. **Washington** und **Franklin.** Friede zu Versailles. 367

Seite

Dritte Unterabteilung der Geschichte der neueren Zeit.

(Von der französischen Revolution bis auf unsere Tage.)

Achtundvierzigster Abschnitt.

Die französische Revolution. — Vom Ausbruche der französischen Revolution bis zur Errichtung der französischen Republik. — Ursachen der Revolution. — Ausbruch der Revolution. — Flucht und Gefangennehmung des Königs; seine Absetzung. — Der Nationalkonvent. 372

Neunundvierzigster Abschnitt.

Von der französischen Republik bis zur Errichtung des Direktoriums. — Krieg gegen Österreich und Preußen (Erste Koalition). — Hinrichtung des Königs Ludwigs XVI. — Schreckenszeit in Frankreich. — Siegreiche Fortschritte der Republik. 382

Fünfzigster Abschnitt.

Napoleon Bonaparte. — Frankreich unter dem Direktorium und der Konsularregierung bis zur Errichtung des Kaisertumes. — Bonapartes Jugend. Bonapartes Siege in Italien; Bonaparte in Deutschland; Bonaparte in Ägypten. — Erneuerung des Krieges in Europa. — Krieg der zweiten Koalition (1799—1801). — Bonaparte erster Konsul. 387

Einundfünfzigster Abschnitt.

Kaiser Napoleons I. Weltmacht. — Frankreich als Kaisertum. — Napoleon Bonaparte Kaiser der Franzosen. — Deutschlands Erniedrigung. — Österreichs Niederlage: Schlacht bei Austerlitz, Friede von Preßburg. — Dritte Koalition (1805). — Der Rheinbund. — Preußens Unglücksjahre: Schlachten bei Jena und Auerstädt, Friede von Tilsit. — Österreichs vergeblicher Rettungsversuch: Schlachten bei Eckmühl, Deutsch-Wagram, Friede von Schönbrunn. — Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht. 395

Zweiundfünfzigster Abschnitt.

Kaiser Napoleons I. Niederlagen und Sturz. — Napoleons unglücklicher Feldzug gegen Rußland. — **Deutschlands und Europas Errettung.** — Die Befreiungskriege. — Einnahme von Paris und Napoleons Absetzung. — Der Kongreß zu Wien. — Rückkehr Napoleons von Elba. — Schlacht bei Belle-Alliance. — Napoleons Verbannung und Tod. 402

Dreiundfünfzigster Abschnitt.

Rundgang der Revolution. — Revolution in Spanien und im spanischen Amerika. — Revolution in Portugal und Brasilien. — Revolution im Königreiche beider Sizilien und in Sardinien. — Revolution in Griechenland. 411

Vierundfünfzigster Abschnitt.

Frankreich. **Ludwig** XVIII.; **Karl** X. Die Julirevolution; **Ludwig Philipp,** König der Franzosen. — Revolution in Belgien; Belgien trennt sich von Holland. — Revolution in Polen. — Unruhige Bewegungen in mehreren anderen Staaten Europas. 417

Seite

Fünfundfünfzigster Abschnitt.

Das Revolutionsjahr 1848. — Frankreich und die Februarrevolution. Der Julithron wird wieder gestürzt, eine Republik errichtet, und nach kurzer Dauer derselben **Ludwig Napoleon** zum Kaiser erwählt. — Italien und die Revolution von 1848. — Gleichzeitige Bewegungen in Deutschland. Die Frankfurter Nationalversammlung; der Reichsverweser; Revolution in Österreich und in Preußen. 423

Sechsundfünfzigster Abschnitt.

Abermaliger Vorrang Frankreichs unter Kaiser **Napoleon** III. — Der italienische Krieg und die Errichtung des Königreichs Italien. — Frankreichs Obmacht. 433

Siebenundfünfzigster Abschnitt.

Deutschlands Neugestaltung. — **König Wilhelm I.** — **Der Dänenkrieg.** — **Der deutsche Krieg.** — Bildung **des norddeutschen Bundes.** — Gleichzeitiger **Krieg Österreichs gegen Italien.** — Das vatikanische Konzil. — Der **französisch-deutsche Krieg.** — **Friede von Frankfurt.** — **Errichtung des deutschen Reiches.** — **König Wilhelm I. von Preußen deutscher Kaiser.** — Die jüngsten Ereignisse. 439

Zeittafeln 455

Reihenfolge der deutschen Könige und Kaiser 462

Merkwürdige Erfindungen und Einrichtungen 464

Einteilung der Weltgeschichte.

Die gesamte Geschichte der Menschheit, die sogenannte Weltgeschichte, zerlegt man gewöhnlich in drei Hauptteile.

Erster Hauptteil, die Geschichte des **Altertums,** von Erschaffung der Welt bis zum Untergange des weströmischen Reiches im Jahre 476 nach Christus.

In dieser Zeit entfalteten zunächst die Völker des Morgenlandes eine hohe Blüte: so die Juden, die Phönizier, die Ägyptier, die Babylonier und Assyrier, die Meder und Perser. Später traten drei abendländische Völker in den Vordergrund: die Griechen, dann die Macedonier, endlich die Römer.

Zweiter Hauptteil, die Geschichte des **Mittelalters,** vom Untergange des weströmischen Reiches (476 n. Chr.) bis zur Entdeckung Amerikas (1492).

Auf den Trümmern des heidnischen römischen Weltreiches erhoben sich im Abendlande die christlichen Staaten. Deutschland und seine Kaiser behaupteten mehrere Jahrhunderte im christlichen Europa die Hauptmacht.

Dritter Hauptteil, die Geschichte der **neueren Zeit,** vom Ende des Mittelalters bis auf unsere Tage.

In dieser Zeit vollzogen sich die wichtigsten kirchlichen und staatlichen Umgestaltungen; jene durch die Reformation, diese später durch die Revolutionen. — Nach der Schwächung der deutschen Macht gewann Frankreich unter Ludwig XIV., Napoleon I. und Napoleon III. den Vorrang in Europa, bis die ruhmvolle Neuzeit durch den großen Kaiser Wilhelm I. Deutschland seine alte Ehrenstellung wiedergab.

Erster Hauptteil.

Die Geschichte des Altertums

von

Erschaffung der Welt bis zum Untergange des weströmischen Reiches.
(Von ungefähr 4000 vor Chr. bis 476 nach Chr.)

Der besseren Übersicht halber scheiden wir die Geschichte des Altertums in drei Unterabteilungen.

Unterabteilungen der Geschichte des Altertums.

1. **Die Urgeschichte der Menschheit** und darauf **die Geschichte der ältesten Völker des Morgenlandes**, das aber waren: die **Israeliten**, die **Phönizier**, die **Ägyptier**, die **Babylonier** und **Assyrier**, die **Meder** und **Perser**.
2. **Die Geschichte der Griechen und der Macedonier.**
3. **Die Geschichte der Römer.**

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Erste Unterabteilung der Geschichte des Altertums.

(Die Urgeschichte der Menschheit und die Geschichte der ältesten Völker des Morgenlandes.)

Erster Abschnitt.

Erschaffung der Welt und des Menschen. — Sündenfall der ersten Menschen und dessen Folgen. — Allmähliche Ausbreitung der Menschen, ihre Lebensweise und ersten Erfindungen. — Jagd, Viehzucht, Ackerbau. — Das entartete Menschengeschlecht geht, bis auf die Familie des frommen Noë (Noah), in der Sündflut wieder unter. — Allmähliche Vermehrung der Menschen und ihre Trennung nach dem Turmbau zu Babel. — Entstehung der ersten Staaten.

Die Urgeschichte der Menschheit. — Tiefes Dunkel liegt über der Urgeschichte der Menschheit. Nur die Bibel gibt uns nähern Aufschluß über die Entstehung der Welt und des Menschen, über dessen erste Schicksale, über die Verbreitung der Volksstämme, über ihre Lebensart und Sitten. Nach dieser heiligen Urkunde, mit welcher die Überlieferungen nicht allein alter heidnischer Völker vielfach übereinstimmen, sondern selbst der sogenannten Wilden, die man in den letzten Jahrhunderten in fernen Erdteilen auffand, schuf Gott das Weltall bloß durch sein Wort: „Es werde!“ in sechs Tagen. Am letzten Tage schuf er den Menschen nach seinem Ebenbilde und machte ihn zum Herrn über die ganze Schöpfung. Er nannte ihn Adam, d. i. Mann von Erde, und gab ihm eine Gehilfin, die Eva.

Dieses erste Menschenpaar setzte Gott in einen anmutigen Garten, Paradies genannt. Wo dieser gelegen war, läßt sich nicht mehr bestimmen. In diesem Garten der Anmut und des Segens führten die beiden ersten Menschen anfangs ein überaus glückliches Leben. In heiterer Unschuld flossen ihre Tage selig dahin. Als sie aber, von dem bösen Geiste unter der Gestalt einer Schlange verführt, das Verbot des Herrn übertraten, ward dieser Ungehorsam für sie und alle ihre Nachkommen von den traurigsten Folgen. Aus dem Paradiese verstoßen, mußten sie im Schweiße des An-

gesichtes ihre Nahrung gewinnen, ihr Leib wurde sterblich, der Wille schwach und zum Bösen geneigt. Ein trauriges Beispiel der verdorbenen Natur erlebten die unglücklichen Eltern schon an ihren ersten Kindern: Kain erschlug aus Neid seinen Bruder Abel.

So lange Adam und Eva mit ihren ersten Kindern noch allein lebten, fanden sie wohl rings um sich her den nötigen Unterhalt. Die Natur selbst befriedigte ihre geringen Bedürfnisse. Früchte waren ihre erste Nahrung; große Baumblätter, später auch die Felle der Tiere, ihre Kleidung; Baum und Höhle boten das nötige Obdach. Immer weiter und weiter aber mußten die Menschen auseinander ziehen, je mehr ihre Zahl wuchs, und die Lebensmittel abnahmen. Weil aber die Natur nicht überall gleich ergiebig, und der Himmelsstrich bald kälter, bald wärmer war, so entstand hierdurch allmählich eine große Veränderung wie in der Lebensart, so auch in der Hautfarbe, in der Gestalt und Größe der Menschen. Man unterscheidet hiernach gewöhnlich fünf Gruppen oder Rassen der Menschheit, von deren äußeren Merkzeichen die Hautfarbe als weiß, schwarz, gelb, rot oder braun am meisten in das Auge fällt. — Jagd, Viehzucht und Ackerbau waren die Hauptnahrungszweige der ältesten Völker.

Die Jagdvölker. — Durch die immer weitere Wanderung kamen manche in rauhe, gebirgige Gegenden. Ungeheure Waldungen bedeckten noch den Boden und bargen in ihrem Dickicht eine Menge großer und kleiner Tiere. Die Not machte den Menschen kühn. Er bewaffnete seine Hand zunächst mit einem tüchtigen Baumstamme, trat in den Wald und wurde Jäger. Das Fleisch der erschlagenen Tiere war seine Speise, die Knochen wurden zu Geräten verwendet, das abgezogene Fell zur Kleidung. Noch andere führte die Wanderung an Meere und Flüsse, wo Fischfang den Hunger stillen lehrte. Ein so unstätes, wildes Leben aber läßt den Menschen roh und erstickt manche edleren Triebe des Herzens. Das stille häusliche Familienglück bleibt ihm fremd. Der Jammer und das Elend seiner Mitmenschen rühren weniger sein Herz, weil er durch das stete Töten lebendig fühlender Wesen und durch den Anblick ihrer schmerzhaften Todeszuckungen gegen das Mitleid abgestumpft wird. Eine traurige Verwilderung, wie

1*

wir sie noch jetzt in manchen Gegenden der übrigen Erdteile bei den s. g. Wilden finden, ist die gewöhnliche Folge einer solchen Lebensart.

Die Hirtenvölker. — Unter den mancherlei Tieren, von denen sich die Menschen umgeben sahen, bemerkten sie mehrere, die nicht so scheu, wie die übrigen, in die Wälder zurückflohen, sondern sich leicht an sie gewöhnten. So das wollige Schaf, die milchreiche Ziege und Kuh, welche friedlich neben ihnen weideten. Diese Bemerkung war die erste Ursache, für ihre Erhaltung und Fortpflanzung Sorge zu tragen. Man fand ihre Milch nahrhaft, nicht minder ihr Fleisch, ihr Fell konnte zur Bedeckung dienen. Die Tiere selbst nannte man gewöhnlich nach der Stimme, die jedes hören ließ, oder doch nach einer andern auffallenden Eigentümlichkeit, wie dieses noch jetzt von Kindern geschieht. Denn der Mensch auf der niedrigsten Stufe der Bildung steht dem Kinde am nächsten.

Die Hirten müssen oft die Weideplätze wechseln und so ein wanderndes Leben führen. Man nennt sie deshalb mit einem griechischen Ausdrucke Nomāden. Das anmutigste Bild des Hirtenlebens stellt uns die Bibel nach der Sündflut an der Patriarchenfamilie auf. In dieser Lebensweise konnte wohl manche schöne Erfindung gemacht werden. So leitete die Bemerkung, daß kranke Tiere sich andere Kräuter suchten und hiervon genasen, auf die ersten Spuren der Heilkunde. Im ganzen jedoch wirkt diese Lebensart nicht vorteilhaft auf den Menschen. Das einförmige, von aller geselligen Verbindung gesonderte Leben läßt Geist und Sinn gar zu leicht in Unwissenheit und Beschränktheit versinken. Not also kann hier nicht leicht zu Erfindungen führen. Außerdem wird die Wahl der Weideplätze nicht selten Veranlassung zu Zank und Streit, wie wir dieses selbst bei den Hirten des Abraham und Lot finden. — Desungeachtet stand auch die Viehzucht im Altertume in hohem Ansehen. Selbst Könige, z. B. David, beschäftigten sich in jungen Jahren mit derselben.

Der Ackerbau. — Dieser ward schon von Kain betrieben. Die Natur selbst wies hierzu den Weg an, indem jede Pflanze, jeder Baum, durch ausgefallene Körner oder abgetrennte und in die Erde gesenkte Zweige sich selbst fortpflanzt. Der Landbau führte zuerst zu festen Wohnsitzen. Dort, wo einer den Samen

ausgestreut hatte, wollte er natürlich auch die Ernte abwarten. Zudem erforderte der Acker seine fortgesetzte Pflege. Er schlug sich deshalb bei demselben eine Hütte auf. Diese war anfänglich sehr einfach. Sie bestand aus eingerammten Stäben, welche mit Zweigen dicht durchflochten, mit Tierhäuten bedeckt waren. Wie der Mensch den Boden liebt, der ihn ernährt, so auch die Hütte, die ihn aufnimmt. Er mag sich von beiden nicht trennen. Schöne Erinnerungen an wichtige Lebensereignisse sind daran geknüpft. Mehrere solche Hütten zusammen, die nach und nach fester und geräumiger wurden und so den Übergang zu den Häusern machten, bildeten das erste Dorf, das sich mit der Zeit zu einer kleinen Stadt erweiterte. Die Bibel gibt Henoch als die älteste Stadt an; Kain hatte sie erbaut und nach seinem Sohne benannt. Der Anbau mehrerer Menschen in derselben Gegend führte auch zu den ersten Begriffen des Rechts über das Mein und Dein. Ursprünglich war die ganze Erde Gemeingut. Dasjenige Grundstück aber, welches jeder für sich insbesondere bearbeitete und pflegte, betrachtete er als sein Eigentum und bezeichnete dieses durch einen umhergezogenen Zaun oder Graben. Die Niederlassung mehrerer Menschen von den verschiedensten Anlagen in derselben Gegend gewährte gegenseitige Aufmunterung und Hilfe bei der Arbeit. Zufall oder Not brachte eine Erfindung nach der andern zum Vorschein und erhöhte so den Reiz des geselligen Lebens. Besonders groß und rasch war der Fortschritt auf dem Wege der Erfindungen, seitdem man das Feuer kannte. Der zündende Blitz oder das zufällige Reiben zweier Hölzer an einander konnte dasselbe kennen lehren. Wegen seines vielseitigen Nutzens wurde das Feuer im Altertume von einzelnen Völkern abgöttisch verehrt. Schon vor der Sündflut kannte man dasselbe. Die Bibel führt Tubalkain als den ersten Schmied an, ein Beweis, daß man es schon zur Bearbeitung der Metalle zu gebrauchen wußte.

Aber auch zur Erkenntnis und Verehrung Gottes trug wesentlich der Ackerbau bei. Denn indem er nach und nach das Übergewicht über die rohe Beschäftigung mit der Jagd gewann und die Menschen zu bleibenden Wohnsitzen führte, begründete er zugleich das Familienwesen, durch welches die Liebe zu Gott befestigt

und in frommer Erziehung weiter verbreitet werden konnte. Er ließ den Landmann in Gott den Geber alles Guten erkennen, in dessen Namen er das Feld bebauete, und dem er mit dankbarem Herzen die Erstlinge seiner Früchte zum Opfer brachte. Wegen der vielen segensreichen Wirkungen stand der Ackerbau im ganzen Altertume im höchsten Ansehen. Sogar hohe Staatsmänner rechneten es sich zur Ehre, selbst hinter dem Pfluge zu gehen.

Das Leben der Menschen in der ältesten Zeit war im ganzen noch höchst einfach und der Natur angemessen. Darum, und nach Gottes besonderen Ratschlüssen, erreichte auch ihr Alter eine ungewöhnliche Höhe. Die Bibel gibt hiervon staunenswerte Beispiele an. Ein so hohes, an Erfahrungen reiches Alter führt aber von selbst zur Einsicht und Klugheit.

Die Sündflut. — Die Menschen waren mit der Zeit zwar weit einsichtiger und klüger, aber leider auch immer schlechter und sündhafter geworden. Darum vertilgte sie Gott bis auf eine fromme Familie, die des Noë oder Noah, durch eine große Überschwemmung vom Angesichte der Erde. So wurde Noë der zweite Stammvater des Menschengeschlechtes, das sich durch seine Söhne, Sem, Cham (oder Ham) und Japhet, wieder fortpflanzte.

Der Turmbau zu Babel. — Bald war die Zahl der Menschen wieder so groß, daß sie unmöglich auf dem engen Raume, den die Familie des Noë bisher bewohnt hatte, bleiben konnten. Sie mußten weiter auseinander ziehen. Bevor sie sich aber trennten, wollten sie zum ewigen Andenken einen Turm erbauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche. Allein Gott vereitelte ihr stolzes Unternehmen durch Verwirrung der Sprache, so daß sie sich nicht mehr verstanden. Diejenigen, welche dieselbe Sprache redeten, hielten sich zusammen und zogen nach derselben Richtung aus. So wurde nach und nach die ganze Erde angebaut und bevölkert. In ihren neuen Wohnsitzen beschäftigten sich einige wieder mit der Jagd, andere mit der Viehzucht, noch andere mit dem Ackerbau, je nachdem der Boden mehr für das eine oder das andere sich eignete, oder besondere Neigung jeden bestimmte.

Entstehung der ersten Staaten. — Der Ackerbau führt, wie wir früher gesehen haben, zu festen Wohnsitzen, zu

immer größeren gemeinschaftlichen Verbindungen der Menschen unter einander. Für den Fortbestand und das Gedeihen solcher Verbindungen ist es aber auch durchaus nötig, daß in denselben Rechte, Eigentum und persönliche Sicherheit geschützt, daß Pflichten vorgeschrieben und überwacht werden. Es muß eine Gewalt vorhanden sein, welche die Ordnung handhabt. Der Staat ist es, welcher diese von Gott geheißene Ordnung zu erhalten bestimmt ist. Die Grundlage des Staatslebens ist das Familienleben. In der Familie ist der Hausvater das Oberhaupt. Durch Sitte, durch Ansehen, durch Liebe leitet und regiert er dieselbe. Was so die Familie im kleinen ist, das ist der Staat im großen. An der Spitze vieler Familien steht hier ein gemeinschaftliches Oberhaupt als Vater mit denselben Rechten und Pflichten. — In der ältesten Zeit waren die Staaten noch sehr klein. Fast jede Stadt bildete einen besonderen Staat, dessen Vorsteher bald Richter, bald König hieß. Diese Liebe und Verehrung, die jeder seinem Könige widmete, erstreckte sich auch über die Familie desselben. Der erstgeborne Sohn war der natürliche Erbe der väterlichen Gewalt. Er war sein Nachfolger in der Regierung. Durch diese Erblichkeit in der Nachfolge war den Streitigkeiten vorgebeugt, die beim Tode des Königs von anderen Mächtigen um die Erlangung der höchsten Würde erhoben werden konnten. Und damit der König sich ausschließlich dem wichtigen Geschäfte der Regierung widmen könne, überhob ihn das Volk jeder anderen häuslichen Sorge und brachte ihm reiche Geschenke dar. Aus solchen freiwilligen Beiträgen entstanden mit der Zeit bestimmte, festgeordnete Abgaben, die noch jetzt jedes Volk für seine Ruhe und Wohlfahrt seinem Fürsten entrichtet. Die ersten so entstandenen kleinen Königreiche wurden allmählich größer. Teils lockte die Sicherheit, die sie gewährten, immer neue Anbauer herbei, teils wurden auch durch Eroberungen die Grenzen erweitert. Der erweiterte Umfang des Reiches aber machte es auch nötig, daß der König sich nach Gehilfen umsah und Männern, die wegen ihrer Einsicht, Rechtschaffenheit und Tugend das Zutrauen ihrer Mitbürger besaßen, die Regierung dort anvertraute, wo er selbst nicht zugegen sein konnte. Sie waren seine Räte, sie seine Statthalter. In ihnen ehrte das Volk seinen König selbst. So bildeten sich allmählich geordnete Staaten, von

denen manche mit der Zeit eine große Macht nach außen und trefflich entwickelte Zustände im Innern erlangten. Unter diesen Völkern des grauesten Altertums soll nun dasjenige der Israeliten, welches sich Gott zur besonderen Leitung und Lenkung selbst auserwählte, zuerst behandelt werden.

Zweiter Abschnitt.

Geschichte der Israeliten.

Die Patriarchenfamilie, Abraham, Isaak und Jakob. — Die Kinder Israels kommen durch Joseph nach Ägypten. — Moses führt die Israeliten aus Ägypten, sein Nachfolger Josuë nach Palästina, wo sie erst von Richtern, dann von Königen regiert werden, bis durch Spaltungen im Innern und Kriege von außen die Freiheit und Selbständigkeit des Volkes untergeht.

1. Die Zeit der Patriarchen. — Die Menschen würden immer glücklicher geworden sein, hätten sie nur nicht Gott und ihre höhere Bestimmung wieder vergessen. Aber der reine Glaube an den einen wahren Gott verlor sich immer mehr. Bald war der Einfluß, welchen Sonne, Mond und Sterne auf unsere Erde haben, Veranlassung, daß man sie als Götter verehrte, bald wurden selbst Tiere abgöttisch verehrt, besonders sehr nützliche, aber auch sehr schädliche Tiere, jene aus Dankbarkeit, diese aus Furcht. Ja, einige beteten sogar Götter an, die sie sich selbst aus Holz gezimmert, aus Erde geknetet hatten. Da erwählte Gott aus Erbarmen gegen das Menschengeschlecht einen frommen Mann mit Namen Abraham und machte ihn zum Stammvater eines Volkes, in welchem der reine Glaube nicht nur erhalten, sondern auch weiter verbreitet werden sollte. Um das Jahr 2000 v. Chr. verließ dieser auf Befehl Gottes seine Vaterstadt Ur in Chaldäa und zog in das Land Kanaan. — Deshalb wurden hier seine Nachkommen Hebräer, d. i. Fremdlinge, genannt. Den Namen Israeliten führten sie von Jakob, der auch Israel, d. i. der Starke, genannt wurde. — Die Geschichte dieser Patriarchenfamilie des Abraham, Isaak und Jakob ist aus der Bibel hinlänglich bekannt. Sie wanderten mit ihren Herden in den Thälern des Flusses Jordan umher, bis Jakob auf Einladung seines Sohnes Joseph, der früher von seinen Brüdern verkauft, aber nachher wunderbar erhöhet war, um das Jahr 1900 mit seiner ganzen Familie nach

Ägypten zog. Hier wurde ihm das zur Viehzucht geeignete Land Gessen oder Gosen angewiesen.

2. Die Israeliten unter Moses und unter den Richtern (um 1500 - 1095). — In dem Lande Ägypten, von dessen Merkwürdigkeiten später die Rede sein wird, lebten jetzt die Kinder Israels. Aber der König, welcher den Joseph so erhoben hatte, war bereits gestorben, die folgenden Könige wollten nichts von Joseph wissen. Sie fürchteten die Menge fremden Volkes im Lande und verfolgten und drückten dasselbe, bis Moses, der von Gott auf eine wunderbare Weise gerettet und zum Befreier seines Volkes ausersehen war, es aus der ägyptischen Knechtschaft befreite. Dieses geschah um das Jahr 1500 v. Chr. nach einem vierhundertjährigen Aufenthalte in Ägypten. Sie zogen unter göttlichem Schutze durch das rote Meer und auf Umwegen durch die Wüsten Arabiens in das gelobte Land. Auf diesem vierzigjährigen Zuge suchte Moses die so tief gesunkenen, rohen Israeliten zu veredeln und zu einem wahrhaften Volke Gottes heranzubilden. Vorzüglich geschah dieses durch die zehn Gebote Gottes, welche ihnen von dem Berge Sinai herab unter Blitz und Donner verkündet wurden, und durch viele weise Verordnungen, welche Gott durch Moses zur Begründung der Wohlfahrt und zur Erhaltung der Macht seines auserwählten Volkes gab. Als endlich das von Gott verheißene Land unter Josuë (Josua) erreicht und erobert war, teilten es die zwölf Stämme unter sich. Ackerbau war die Grundlage ihres Gemeinwesens. Nur der Stamm Levi, welcher das Priester- und Lehramt verwaltete und unter die übrigen Stämme verteilt war, blieb ohne ein zusammenhangendes Gebiet und lebte vom Zehnten des Ertrages der Ländereien. Jeder Stamm bildete unter einem Patriarchen oder Stammoberhaupte eine besondere Gemeinde und war von den übrigen unabhängig. Nur durch die gemeinschaftliche Verehrung Jehovas waren die zwölf Stämme mit einander verbunden. Als Stellvertreter Gottes galt der hohe Priester, welcher das Volk bei wichtigen Angelegenheiten zusammenrief, dessen Ansicht hörte und die Entscheidung gab.

Wegen dieses Mangels einer festen Verbindung unter einander und wegen des beständigen Schwankens zwischen dem mosaischen

Gesetze und den ausländischen Sitten begann nach Josuës Tode eine Reihe von Kämpfen unter den Stämmen selbst und mit den Nachbarstaaten. In dieser Zeit der Not und Gefahr erhoben sich von Zeit zu Zeit herzhafte Männer, Richter genannt, die durch ihren Heldenmut das Vaterland retteten und den gesunkenen Jehovadienst wieder herstellten. Die merkwürdigsten unter denselben waren Gedeon, Jephta, Samson (Simson) und Samuel. Der letzte stiftete auch eine Prophetenschule, aus welcher nicht nur weise Berater des Staates, sondern auch große Sänger und Dichter hervorgingen.

3. **Die Israeliten unter gemeinschaftlichen Königen** (1095—975). — So weise und kräftig Samuel regiert hatte, so schlecht regierten seine Söhne, denen er im Alter sein Richteramt übertrug. Das Volk klagte laut und forderte mit Ungestüm eine Regierungsveränderung. Von nun an wollte es sein wie die übrigen Völker und einen König haben. Samuel fügte sich endlich in den Willen des Volkes und salbte nach der Eingebung Gottes im Jahre 1095 v. Chr. den **Saûl**, den Sohn armer Eltern, aber den wohlgebildetsten Mann im Volke, zum Könige. Dieser führte mehrere glückliche Kriege, besonders gegen die Philistäer. Weil er aber dem Worte des Herrn nicht gehorchte und nach unumschränkter Herrschaft strebte, so salbte Samuel in Folge eines neuen Auftrages des Herrn heimlich den frommen **David** aus dem Stamme Juda zum Könige. Nach einer unglücklichen Schlacht gegen die Philistäer machte ihm Saul durch Selbstmord Platz, um 1055 v. Chr. — Unter Davids Regierung, von 1055—1015 v. Chr. erlangte das israelitische Reich eine herrliche Blüte. Er erweiterte durch glückliche Eroberungen die Grenzen seines Reiches, erhob Jerusalem zur Hauptstadt und begann den Bau eines kostbaren Tempels. Zur Verherrlichung des Gottesdienstes verfertigte er heilige Lieder und Gesänge, die unter dem Namen Psalmen bekannt sind. Ganz Israel ehrte und liebte ihn. Auf ihn folgte sein Sohn **Salomo**, der von 1015 bis 975 regierte. Dieser vollendete den Bau des Prachttempels, schloß mit den Phöniziern und Ägyptiern Handelsbündnisse und verbreitete über seine Herrschaft einen ungewöhnlichen Glanz. Allein dieser Glanz verblendete

ihn und zog sein Herz von Gott ab. Seitdem verfiel das Reich immer mehr.

4. **Die getrennten Reiche Israel und Juda.** — Nach Salomos Tode, 975 v. Chr., blieben nur die beiden Stämme Simeon, Juda und ein Teil von Benjamin seinem herrschsüchtigen Sohne Roboam (Rehabiam) treu und bildeten das Reich Juda. Die übrigen zehn Stämme, welche abfielen und Jeroboam (Jerobeam) zu ihrem Könige wählten, machten das Reich Israel aus. Jerusalem blieb die Hauptstadt des Reiches Juda. Die Hauptstadt des Reiches Israel war anfangs Sichem, dann Thirza und zuletzt Samaria. Zwischen beiden Reichen herrschten fortwährende Kriege, welche die Nation zerrütteten und sie dem Untergange immer näher führten. Unter den neunzehn Wahlkönigen, die innerhalb 253 Jahren auf dem Throne von Israel saßen, und unter den einundzwanzig Erbkönigen, die über Juda herrschten, waren nur wenige gute. Durch das Beispiel der Könige verleitet, versank auch das Volk immer mehr in Abgötterei und Sittenlosigkeit. Vergebens waren die Ermahnungen und Drohungen gottbegeisterter Männer, Propheten genannt. Und so kam es denn, daß auch die letzte und größte Drohung in Erfüllung ging. Der assyrische König Salmanāssar eroberte im Jahre 722 v. Chr. Samaria und verpflanzte Volk und König in das Innere von Asien, nach Assyrien.

Das Reich Juda hielt sich noch etwa 136 Jahre länger, bis zum Jahre 586. Da zog Nebukadnēzar, der König von Babylon, mit einem großen Heere vor Jerusalem, eroberte und zerstörte die heilige Stadt, verbrannte den erhabenen Tempel Salomos und führte die Einwohner in die babylonische Gefangenschaft. Aber was Gott durch den Mund der Propheten hatte vorhersagen lassen, daß sie wieder aus der Gefangenschaft würden befreit werden, ging unter Cyrus, dem Könige von Persien, im Jahre 536 v. Chr. in Erfüllung. Dieser eroberte Babylon und erlaubte auf Vorstellung des Propheten Daniel allen Juden, in ihre Heimat zurückzukehren. Aber nur etwa fünfzigtausend kehrten zurück und baueten Jerusalem und den Tempel wieder auf. Die Propheten Esdras und Nehemias sorgten für die Wiederher-

stellung der mosaischen Gesetze. Jetzt entstanden Religionsparteien, die sich auf das bitterste haßten und befeindeten. Nur einmal, und das auf kurze Zeit, lebte das Volk in seiner alten Kraft wieder auf, und zwar unter der Regierung der Maccabäer, etwa 160 v. Chr. Dann aber sank es wieder, durch Parteiungen geschwächt, mehr und mehr. Schon um das Jahr 64 v. Chr. wurden sie den Römern unterworfen, die ihnen etwa hundert Jahre lang ihre kleinen Könige ließen. Endlich, im Jahre 70 nach Chr., wurde Jerusalem durch Titus, den Sohn des Kaisers Vespasiänus, völlig geschleift, 79 000 Juden gefangen, eine furchtbare Menge erschlagen und, welche übrig blieben, in alle Länder zerstreut.

Dritter Abschnitt.

Geschichte der Phönizier.

Die Phönizier. — Beschreibung ihres Landes. — Sie sind das älteste handeltreibende und seefahrende Volk. — Bemerkungen über Handel und Schiffahrt überhaupt. — Seefahrten der Phönizier und verschiedene Erfindungen derselben. — Untergang ihrer Blüte.

Nördlich vom Lande der Juden, an der bergigen Küste des Mittelmeeres, wohnten die Phönizier. Ihr Land selbst war nur klein und arm, doch hinter demselben lag das reiche Asien, und vor demselben die See, welche zur Schiffahrt einlud. Das waldige Gebirge Libanon lieferte Holz zum Schiffbau. Diesem Winke der Natur folgend, segelten sie schon früh mit ihren Waren in alle Teile der damals bekannten Erde und tauschten für sie neue Schätze ein.

Handel. — Der ursprüngliche Handel bestand in einem gegenseitigen Austausche der Waren. Ein solcher Tauschhandel war aber nicht immer möglich. Denn wie hätte man auch immer denjenigen auffinden können, der das, was man gerade brauchte, überflüssig besaß und zugleich dasjenige wieder bedurfte, was man ihm zum Tausche anbieten konnte! Daher sahen sich die Menschen bald in die Notwendigkeit versetzt, über ein Drittes sich zu vereinigen und für dieses den Wert festzusetzen. Anfangs nahm man hierzu wohl kostbare Muscheln, ausgesuchte Früchte, bis man die Metalle kennen und schmelzen lernte. Da diese

wegen ihrer Dauer, Nützlichkeit und Seltenheit überall geschätzt werden, so sind sie auch zum Wertmesser am geeignetsten. Bald grub und prägte man auch in diese Metallstücke ein Zeichen, wie viel sie im Handel und Verkehr gelten sollten, und von diesem Gelten des Metallstücks führt unser Wort Geld seinen Ursprung. Der Name Münze kommt von dem lateinischen Worte monēta. Und weil der Reichtum der alten Römer, wie überhaupt der alten Völker, meist in Vieh bestand, so bekam bei ihnen das Geld den Namen pecunia, von dem Worte pecus, welches Tier heißt. Die Münzen aber waren in den ältesten Zeiten bei weitem nicht so fein und schön, wie jetzt. Sie bestanden vielmehr aus rohen, plumpen Stücken Metall in verschiedenen Formen. Die Phönizier sind wahrscheinlich die ersten gewesen, welche kleine kunstreiche Münzen geprägt haben.

Jetzt hatte man ein Mittel in Händen, den Handel, welchen man anfangs nur mit seinen Nachbarn getrieben hatte, auch in entferntere Länder zu bringen und mit Menschen, bei denen man nichts austauschen konnte, Kauf und Verkauf zu treiben. Weit ging es anfangs noch nicht; denn die Erde war den Reisenden unbekannt; auch war für deren Sicherheit noch wenig gesorgt. Deshalb unternahm man die Handelsreisen nur in großen Gesellschaften, Karawanen genannt, wie dieses noch jetzt in vielen Gegenden von Afrika und Asien geschieht, wo Unsicherheit der Wege solche Vorsichtsmaßregeln nötig macht. Besonders fanden sich die Kaufleute an solchen Orten ein, wo gerade eine religiöse Feierlichkeit eine große Volksmenge versammelt hatte. Selbst in den Vorhöfen der Tempel standen sie alsdann wohl mit ihren Waren aus. So lesen wir in den heiligen Evangelien, daß Christus einst aus dem Tempel des Salomo die Käufer und Verkäufer vertrieben hat. Auch unsere großen Märkte oder Messen nahmen von kirchlichen Feierlichkeiten zum Teile ihren Anfang. Von der heiligen Messe, zu deren Beiwohnung das Volk ringsumher zusammenströmte, bekamen die damit verbundenen Märkte selbst den Namen Messen. Es pflegte nämlich das eine und andere Mal im Jahre die Geistlichkeit eines Kreises in der Stadt sich zu versammeln, um kirchliche Angelegenheiten zu beraten. Die

hiermit verbundenen kirchlichen Feste zogen auch viele Fremde herbei, und sogleich fand sich wieder der Kaufmann ein und stellte seine Waren vor der vorüberwandernden Menge aus.

In alten Zeiten fand man auf allen, selbst den entferntesten Märkten phönizische Kaufleute. Was diese noch soeben hier eingetauscht hatten, wurde dort sogleich wieder mit großem Gewinne verkauft. Aus dem benachbarten Arabien holten sie wohlriechende Spezereien, Wolle, Elfenbein, Gold und Edelsteine; aus Armenien Eisen, Stahl und Pferde; aus Babylon und Persien allerlei Putzsachen; aus Ägypten die feinsten baumwollenen Zeuge; aus Palästina Getreide und Wein. So erstreckte sich ihr Handel nach allen Weltgegenden hin. Die kostbarsten Sachen tauschten sie oft gegen blinkende Kleinigkeiten ein und verkauften sie wieder um einen hohen Preis.

Schiffahrt. — Ein solcher Handel jedoch, so ausgebreitet und segensreich er auch war, durch die Schiffahrt erst bekam er seine rechte Ausdehnung und Vollkommenheit. Ein vom Ufer losgerissener und ins Wasser gestürzter Baum, der nun frei herumschwamm, auf welchen sich Vögel und andere Tiere setzten und nach dem jenseitigen Ufer hinüberschifften, mag zuerst auf diese Spur geleitet haben. Man höhlte einen Baum aus und setzte sich in den weiten Bauch desselben, oder verband mehrere durch Weidenruten und brachte so das erste Floß auf die See. Zufällig mochte einer sein naß gewordenes Kleid auf dem Fahrzeuge auseinander hängen, um es an der Sonne zu trocknen. Und der Wind blies dagegen und beschleunigte die Fahrt. Diese Beobachtung konnte auf die Erfindung der Segel leiten.

Mit jenen ersten Fahrzeugen wagten sich die Menschen freilich noch nicht auf die offene See. Sie hielten sich an der Küste und trieben dort mit den anwohnenden Völkern Handel und Verkehr. Die Phönizier waren die ersten, welche die Küste verließen und auf das offen vor ihnen liegende mittelländische Meer hinausschifften. Bei Tage dienten ihnen der Stand der Sonne, bei Nacht die Sterne zu Wegweisern. Sobald aber trübe Witterung diese himmlischen Zeichen zu verhüllen drohete, ward auch von ihnen schnell die Küste gesucht, und die Fahrt aufgeschoben. Denn auf

Ländchen glich nunmehr einem schönen Lustgarten. Die ganze Küste entlang lagen reiche Städte und volkreiche Ortschaften. Unter den vielen Städten waren die berühmtesten Sīdon und Tyrus. Und welches Leben in allen Städten, an allen Küsten! Da flatterten die Segel, da schnurrten die Räder, da pochten die Hämmer! Alles lebte, alles webte, alles handelte, Städte und Ufer wimmelten von geschäftigen Menschen.

Untergang. — Dieser Wohlstand aber reizte die Habsucht und Eroberungslust der benachbarten kriegerischen Völker. Es war um das Jahr 600 v. Chr., als Nebukadnēzar mit großer Heeresmacht hereinbrach. Sidon eroberte er leicht, Tyrus aber erst nach dreizehnjähriger Belagerung. Und doch fand er nur eine menschenleere Stadt. Alle Einwohner waren mit ihrer Habe auf eine benachbarte Insel geflüchtet und baueten sich dort wieder an. Hier erhob sich bald ein neues Tyrus mit der Pracht der alten Landstadt und wurde wieder Sitz des Welthandels. Das blieb es bis zum Jahre 332 v. Chr., als der Welteroberer Alexander der Große, König von Macedonien, vermittelst eines aufgeworfenen Dammes es einnahm und zerstörte. Er ließ zwar die Stadt wieder aufbauen, aber ihre frühere Blüte erreichte sie nie wieder. Denn noch in demselben Jahre legte Alexander in Ägypten die Stadt Alexandrīa an, wohin sich von nun an der Welthandel zog. Seit dem Falle von Tyrus ist das phönizische Küstenland immer mehr verödet und schließlich durch fortgehende Versandungen zu einer wahren Sanddüne geworden; ärmliche Fischerhütten stehen jetzt dort, wo früher die volkreichsten Städte blüheten.

Vierter Abschnitt.

Geschichte der Ägyptier.

Beschreibung des Landes und seiner Merkwürdigkeiten. — Kurze Geschichte des Landes bis zur Unterwerfung desselben durch die Perser im Jahre 525 v. Chr.

Ägypten verdient nicht nur wegen seiner natürlichen Beschaffenheit, sondern auch wegen der sonderbaren Sitten und Gebräuche seiner Einwohner die größte Aufmerksamkeit. Es liegt im nordöstlichen Teile von Afrika. Im Norden ist es begrenzt vom mittelländischen Meere, im Osten von der Halbinsel Sinai und

dem roten Meere, im Süden von Äthiopien, im Westen von Libyen. Das Land bildet eine große, ungefähr 150 Meilen lange und 2, höchstens 3 Meilen breite Thalebene, durch welche der Nil fließt. Dieser Fluß, dessen Ursprung erst durch die Nachforschungen kühner Reisenden in neuester Zeit hinreichend aufgedeckt ist, tritt bei Siēne in Ägypten, durchzieht das Land in seiner ganzen Länge und ergießt sich jetzt in zwei Hauptarmen ins mittelländische Meer. Der Nil ist der größte Wohlthäter dieses Landes. In dem engen, rechts und links von öden Wüsten und Bergen eingeschlossenen Thale ernährt er an seinen beiden Ufern eine große Bevölkerung ganz allein und ernährte sie ehedem reichlich. Ohne diesen Fluß würde Ägypten selbst eine Wüste sein; denn der Regen ist hier eine große Seltenheit. Der Nil aber befruchtet es durch jährliche Überschwemmungen. Sobald nämlich in der heißen Zone, in welcher die Nilquellen sind, die Regenzeit beginnt, fängt er an zu steigen. Im Juli tritt er jährlich aus seinen Ufern und überschwemmt das ganze Land. Bis zum Oktober gleicht dann Ägypten einem großen See, aus welchem die Städte wie Inseln hervorragen, und auf welchem die Menschen in Schiffen und Boten umherschwimmen. Freude herrscht dann im ganzen Lande. Denn wo er gestanden hat, läßt er einen fetten Schlamm zurück, und der Samen, welcher in den so bewässerten und gedüngten Boden ausgestreuet wird, lohnt hier reichhaltiger, als in anderen Ländern bei dem sorgfältigsten Ackerbau. Deshalb waren auch die beiderseitigen Ufer der Länge nach mit Städten und Dörfern wie besäet.

Nach dem Laufe des Flusses teilt man das Land in Ober-, Mittel- und Unterägypten. Letzteres wurde durch die Schlammablagerung des Nil an seiner Mündung gebildet, und das ganze herrliche Fruchtgebiet zwischen den beiden Hauptnilarmen bekam den Namen Delta wegen seiner Ähnlichkeit mit dem griechischen Buchstaben Delta (Δ). On oder Heliopŏlis war die Hauptstadt; ferner lagen hier die Städte Sais, Bubastus und Pelusium; später wurden auch hier angelegt Naukratis und Alexandria. Mittel- und Unterägypten sind auf beiden Seiten von unfruchtbaren Wüsten und Gebirgen begrenzt. Die Hauptstadt

Mittelägyptens und später des ganzen Landes war Memphis, Oberägyptens Thēben, eine Riesenstadt voll wunderbarer Bauten.

Werke der Baukunst. — Kein Volk hat der Nachwelt so riesenhafte Denkmäler seiner Baukunst hinterlassen, als die Ägyptier. Unter ihren Werken verdienen außer den vielen herrlichen Tempeln genannt zu werden:

1. Die Katakomben. — Diese Grabstätten sind angelegt im Innern der Berge, besonders bei Theben, mit einer Menge langer in vielfachen Windungen sich hinziehender Gänge, Hallen und Treppen, welche zu zahllosen Gräbern führen. Die Wände dieser Ruhestätten der Toten sind reich verziert mit Inschriften und mit eingehauenen und bemalten Bildern, die sich größtenteils auf das Leben nach dem Tode beziehen. Die Bilder haben sich vielfach so frisch erhalten, als wäre die Arbeit eben vollendet.

2. Die Obelisken. — Diese sind viereckige, in eine Spitze auslaufende Säulen, meistens aus rötlichem Granit gearbeitet. Sie haben eine Höhe von 16—56 *m* und messen unten $1^1/_2$ bis $7^1/_2$ *m* ins Gevierte. Sie bestehen alle aus einem einzigen Steine und zeigen auf ihren Seitenflächen hieroglyphische Bilder. Sie wurden vor Tempeln, Palästen und Gärten aufgestellt, vorzüglich als Denkmäler merkwürdiger Begebenheiten. Manche wurden schon von den alten Römern mit unsäglicher Mühe außer Landes gebracht und in römischen Hauptstädten aufgestellt. So besitzt Rom noch jetzt mehrere ziemlich gut erhaltene Obelisken, unter denen der lateranensische der höchste ist. Im Jahre 1834 wurde auch einer nach Paris, später einer nach England, ja in der allerjüngsten Zeit sogar einer nach Nordamerika gebracht.

3. Die Pyramiden. — Diese sind noch bewunderungswürdiger, als die Obelisken. Im Altertume wurden sie zu den sieben Wundern der Welt gezählt.*) Sie stehen in Mittelägypten, an der Westseite des Nil, in fünf Gruppen gesondert. Es sind

*) Man rechnete dahin: die ägyptischen Pyramiden; die schwebenden Gärten der Semiramis; den Tempel der Artemis zu Ephesus; die Bildsäule des olympischen Zeus von Phidias; das Mausoleum zu Halikarnaß; den Koloß von Rhodus und den Pharus oder Leuchtturm zu Alexandrien.

4. Das Labyrinth. — Bei weitem nicht so alt wie die Pyramiden, aber ebenso berühmt, war das Labyrinth. Dieses war ein großes Gebäude in Mittelägypten, drei Seiten eines großen Hofes umgebend, dessen vierte Seite eine Pyramide schloß. Das Ganze enthielt dreitausend Zimmer, fünfzehnhundert über der Erde und, wie man sagt, eben so viele unter derselben. Jetzt liegt es in Trümmern.

Hieroglyphenschrift. — Auf den meisten Baudenkmälern des alten Nillandes finden sich Inschriften in gar seltsamen Zeichen, welche Hieroglyphen genannt werden. Schon die alten Ägyptier hatten freilich eine Buchstabenschrift, für deren Erfinder der Phönizier Taut gilt, der um das Jahr 2000 v. Chr. gelebt haben soll. Allein auf ihren öffentlichen Denkmälern finden sich nur Hieroglyphen. Dieses waren Abbildungen gewisser Gegenstände der Natur und Kunst. Die abgebildeten Gegenstände bezeichneten außer der natürlichen Bedeutung der Bilder auch noch einen aus der Ähnlichkeit des Zeichens mit dem Bezeichneten hervorgehenden Begriff, z. B. der Löwe Stärke, das Auge Wachsamkeit. Das Verständnis dieser Bilderschrift war ein erbliches Eigentum der Priester und ging allmählich verloren. Erst in neuerer Zeit ist es unsern Gelehrten gelungen, die Hieroglyphenschrift der Denkmäler und Papyrusrollen teilweise zu entziffern.

Papyrus-Staude. — Für das Schriftwesen der alten Ägyptier hatte eine vorzügliche Bedeutung die Papyrus-Staude, aus deren zartem Bast das Schreibpapier verfertigt wurde. Dieses Papier wurde jedoch in alten Zeiten nicht von allen Völkern gebraucht. Die Griechen schrieben auf die Blätter der Biblosstaude; deshalb heißt auch in ihrer Sprache Biblos Buch, und hiervon haben wir noch die Namen Bibel, Bibliothek 2c. Die Römer schrieben auch auf Wachstafeln und gebrauchten hierzu einen metallenen Griffel. Das obere Ende desselben war platt, um das Geschriebene auslöschen und das Wachs wieder glätten zu können. Einen solchen Griffel nannten sie Stilus, und hiervon haben wir den Ausdruck Stil, d. i. Darstellungsweise der Gedanken. Auch das Pergament war sehr verbreitet. Dieses führt von der Stadt Pergamum in Kleinasien, wo es vorzüglich bereitet wurde, seinen Namen. Das beste Papier, welches jetzt allgemein in Gebrauch ist, wird aus zusammengestoßener und in Brei verwandelter Leinwand bereitet. Dieses wurde im elften Jahrhundert eingeführt.

Fünfter Abschnitt.

Geschichte der Babylonier und Assyrier.

Die Babylonier und Assyrier. — Sie werden abwechselnd die herrschenden Völker in Mittelasien und erreichen unter einzelnen glücklichen Eroberern eine schnelle Blüte, sinken aber dann durch Empörungen im Innern und Kriege von außen immer mehr.

Wohnsitz der Babylonier und Assyrier. — Der Wohnsitz dieser kriegerischen Völker war das mittlere Asien, insbesondere die große Ebene, welche sich zwischen dem Euphrat und Tigris ausbreitet. Diese Zwillingsströme entspringen unweit von einander auf dem armenischen Hochgebirge und sind, bei dem Mangel an Regen, durch jährliche Überschwemmungen für die Ebene das, was der Nil für Ägypten ist. Zahlreiche Kanäle leiteten das befruchtende Wasser nach allen Richtungen hin. Diese Ebene voll der Anmut und des Segens war deshalb auch der älteste Wohnsitz der Menschen. Sie wurde von den Semiten, den Nachkommen des Sem, Sinear oder Sennaar, von den Griechen aber nach der Hauptstadt Babylon Babylonien genannt. Babylon oder Babel lag zu beiden Seiten des unteren Euphrat und erhob sich bald zu einer riesenartigen Größe. Sie war im Viereck gebauet und hatte neun Meilen im Umfang. Turmhoch war die Ringmauer und so breit, daß auf dieser sechs Wagen nebeneinander fahren konnten. Eine breite Brücke führte über den Strom, mit einem hohen Palaste an jedem Ufer. Beide Paläste trugen auf unterwölbten Terrassen die schönsten Gärten mit Blumen und Bäumen, welche, wie durch eine Zauberkraft frei in der Luft zu schweben schienen. Diese schwebenden Gärten galten damals für ein Wunder der Welt. Im südlichen Teile der Stadt erhob sich zu den Wolken empor ein künstlicher Bau aus Backsteinen. Das war der babylonische Turm. Riesentrümmer, die unter dem Namen Birs-Nimrod, d. i. Nimrodsburg, noch übrig sind, zeugen von der Größe dieses uralten menschlichen Bauwerks.

Wie Babylon sich am Euphrat erhob, so erhob sich am östlichen Ufer des Tigris Ninive, die Hauptstadt Assyriens. Sie hatte zwölf Meilen im Umfang und eine ähnliche Befestigung wie Babylon. In den inneren Räumen solcher Städte lagen aber

Die Nachkommen der Semiramis herrschten etwa bis zum Jahre 880 v. Chr. Von den Thaten und Schicksalen dieser Könige haben wir keine nähere Kunde erhalten. Nach der gewöhnlichen Annahme lebten die letzten assyrischen Könige in Weichlichkeit und Üppigkeit. So kam es, daß eine Reihe von bisher unterworfenen Nachbarvölkern die Herrschaft des entarteten assyrischen Königtums abschüttelte. Um die Mitte des achten Jahrhunderts brachen allenthalben Aufstände aus; die Meder und Babylonier und das entfernte Syrien gewannen eine dauernde oder vorübergehende Selbständigkeit.

Das assyrische Reich hörte jedoch durch diese Umwälzung nicht auf, sondern es bestand unter einer anderen Herrscherfamilie fort und erhob sich bald wieder zu einem neuen Glanze. Die nächsten Könige sind nicht bekannt bis auf Phul, und von nun an wird die Geschichte heller durch das Licht, welches die heil. Schrift auf dieselbe wirft. Phul herrschte um das Jahr 770 v. Chr. Er machte einen Angriff auf das Königreich Israel und zwang den König desselben zu einem Tribute. Salmanassar eroberte endlich Samaria, führte den König Hosea und die meisten Einwohner gefangen fort und stürzte so das Reich Israel. Sanherib besiegte den König von Juda (710). So breitete das assyrische Reich immer weiter seine Grenzen aus. Aber auf die höchste Blüte folgte schnell der völlige Untergang. Der letzte König soll Sarak gewesen sein, den man auch Sardanapāl nannte. Unter der Regierung dieses Weichlings griff der damalige König von Medien, Kyaxares, in Verbindung mit den Chaldäern zu Babylon unter ihrem Fürsten Nabopolassar das assyrische Reich mit solchem Erfolge an, daß die Hauptstadt Ninive erobert und völlig zerstört wurde (um 606 v. Chr.). Sarak selbst verbrannte sich mit allen seinen Weibern und Schätzen. Nun teilten die Sieger unter sich das Land. Das assyrische Gebiet auf dem linken Ufer des Tigris kam an die Meder, das Land auf dem rechten Ufer an Nabopolassar von Babylon.

3. Das jüngere Reich der Chaldäer in Babylon (606—538). — Unter Nabopolassar hob sich schnell das babylonische Reich und wurde unter seinem Sohne und Nachfolger,

haben. Er eroberte Ägypten und machte es zu einer persischen Provinz. Sein Zug aber nach dem im fernen Süden gelegenen Äthiopien mißlang völlig. Er kam, nachdem er einen großen Teil seines Heeres verloren hatte, in Theben an. Hier empfing er eine neue Unglücksbotschaft. Eine große Heeresabteilung, die er gegen die Ammōnier, welche die Oase Siva in der libyschen Wüste bewohnten, geschickt hatte, war von einem großen Sandsturm überfallen und bis auf den letzten Mann verschüttet worden. Erzürnt über so viel Mißgeschick kam er nach Memphis. Die Stadt war gerade voll Freude. Ein neuer Apis war nämlich aufgefunden worden und wurde in feierlichem Gepränge festlich durch die Stadt geführt. Kambyses meinte, der Jubel der Ägyptier gelte seinem Mißgeschick, und geriet in Wut. Er ließ seine Soldaten mit Schwertern in die Volkshaufen einhauen, die Priester mit Ruten geißeln. Selbst der sog. Gott blieb nicht verschont. Er ließ ihn vor sich führen und verwundete ihn mit dem Dolche. Aber Kambyses wütete nicht bloß gegen die unterworfenen Ägyptier, sondern auch gegen die Perser. Selbst sein leiblicher Bruder Smerdis, seine Gemahlin und Schwester wurden Opfer seiner Wut. Solche Grausamkeit entfremdete ihm die Herzen seines Volkes. Ein Meder benutze das herrschende Mißvergnügen und bemächtigte sich unter dem Namen Smerdis, dessen Tod man verheimlicht hatte, des Thrones. Kambyses war entschlossen, nach Susa zu ziehen, um den Empörer zu züchtigen; aber der Tod, den er sich durch eine Unvorsichtigkeit zuzog, vereitelte die Vollführung seiner Rache. Jedoch auch der angebliche Smerdis war seiner angemaßten Würde nicht lange froh. Sein Betrug ward entdeckt und kostete ihm das Leben. An der Spitze der gegen ihn ausgebrochenen Verschwörung standen sieben edle Perser, deren einer Darīus, der Sohn des Hystaspes, war. Diese vereinigten sich zu dem Plane, daß derjenige unter ihnen, dessen Pferd beim Aufgange der Sonne draußen vor der Stadt, wo sie einen gemeinschaftlichen Ritt machen wollten, zuerst wiehern würde, als König anerkannt werden sollte. Der Stallmeister des Darius bewirkte durch eine List, daß das Roß seines Herrn bei dem verabredeten Ritt zuerst wieherte. Zugleich blitzte und donnerte es, was als eine günstige Vorbedeutung galt. Und augenblicklich

sprangen die Begleiter von ihren Pferden und warfen sich vor Darius, als ihrem Herrn, nieder.

Darius (521—485 v. Chr.). — Dieser brachte während seiner langen Regierung Persien sowohl durch kluge Einrichtungen im Innern, als auch durch die Erweiterung der bisherigen Grenzen auf den höchsten Gipfel der Macht und des Glanzes. Er teilte das Reich in zwanzig Satrapieen oder Statthalterschaften ein und bestimmte für jede die erforderlichen Abgaben. Während er mit dieser Einrichtung beschäftigt war, brach eine Empörung in Babylon aus. Hier war ein angeblicher Sohn des letzten Königs, des Nabonēdus, als Nebukadnēzar II. zum Herrscher ausgerufen worden. Darius zog selbst an der Spitze des Heeres dahin und eroberte endlich die aufrührerische Stadt durch die List und aufopfernde Treue seines Feldherrn Zopўrus. Dieser schnitt sich Nase und Ohren ab, enthüllte nun dem Könige seinen Plan und eilte dann wie ein Flüchtling nach Babylon. Hier gab er vor, diese Unbilden seien ihm von dem tyrannischen Perserkönige zugefügt, an welchem er sich jetzt zu rächen wünsche. Die getäuschten Einwohner gaben ihm eine kleine Mannschaft, mit welcher er, der Verabredung des Darius gemäß, mehrere glückliche Ausfälle machte. Nachdem er sich das allgemeine Zutrauen erworben hatte, wurde er an die Spitze des ganzen Heeres gestellt. Dieses lieferte er nun den Persern in die Hände und öffnete ihnen zugleich die Stadtthore. Nach der Wiedereroberung Babylons unternahm Darius wieder einen Feldzug gegen die Scythen jenseits der Donau. Jedoch dieser mißlang völlig wegen der ungünstigen Beschaffenheit dieser Steppenländer. Dagegen bezwang er die griechischen Kolonieen in Kleinasien, welche unter dem Beistande der europäischen Griechen das persische Joch abzuschütteln gedachten. Nun sollte seine Rache auch die europäischen Griechen treffen, weil diese den Empörern Hilfe geleistet hatten. Wir werden später auf die hierdurch veranlaßten schweren und langwierigen Perserkriege in der griechischen Geschichte zurückkommen.

Zweite Unterabteilung der Geschichte des Altertums.

(Geschichte der Griechen und der Macedonier.)

Siebenter Abschnitt.

1. Geschichte der Griechen.

Beschreibung des Landes. Die Geschichte des griechischen Volkes wird in vier Abschnitten, welche unten angegeben sind, fortgeführt bis zur Unterwerfung des Landes durch die Macedonier im Jahre 338 vor Chr.

Griechenland. Beschreibung des Landes. — Von Europa war in der ältesten Zeit nur das südliche Stück der Balkanhalbinsel näher bekannt. Hier war der Wohnsitz der Griechen. Nur im Norden hängt Griechenland mit dem festen Lande zusammen; an allen drei übrigen Seiten ist es von Teilen des mittelländischen Meeres umflossen, und zwar im Westen vom ionischen und im Osten vom ägäischen Meere. Das kleine Land zerfiel in drei Hauptteile: Nordgriechenland, Mittelgriechenland und den Peloponnēs. In Nordgriechenland waren die merkwürdigsten Provinzen Thessalien und Epīrus; Mittelgriechenland oder Hellas zerfiel in mehrere Provinzen, von denen wir uns drei besonders merken: Böotien mit den Städten Theben, Platää, Leuktra und Chäronēa; ferner Phocis mit der Stadt Delphi, und Attika mit Athēn. Im südlichen Griechenland, damals Peloponnes, jetzt Morēa genannt, waren unter andern merkwürdig: Lakonien mit der Hauptstadt Sparta, ferner im Westen davon die Provinz Messenien, sowie mehr nach Norden Elis, Arkadien und Argolis. — Zahlreiche Gebirgszüge durchschneiden das ganze Land und führten die natürliche Einteilung in eine Menge kleiner Staaten herbei. Ströme hat das mittlere und südliche Griechenland nicht aufzuweisen, doch ergießen sich kleinere Flüsse und Bäche nach allen Seiten durch die lieblichen Thäler, in denen im Alter=

tume reiche Saatfelder wogten, untermischt mit den ausgedehnten Pflanzungen des Ölbaumes und der Weinrebe. Heiter und schön, wie die Natur des Landes und das blaue Gewölbe seines Himmels, waren auch die früheren Bewohner. Sie waren für die Dichtkunst, Musik und die übrigen schönen Künste, aber auch zugleich für das Ernste und für die höchsten Wissenschaften, welche Tiefsinn und strengen Forschungsgeist erheischen, gleich empfänglich. Ihre übrig gebliebenen Werke dienen uns noch jetzt zum bildenden Muster. Auch für Handel und Verkehr hatten die alten Griechen einen regen Sinn. In ältester Zeit gingen ihre Handelsfahrten vornehmlich in östlicher Richtung nach dem gegenüberliegenden reichen Kleinasien, auch wohl in nördlicher Fahrt zum schwarzen Meere, an dessen Eingängen, ähnlich wie an seinem südlichen Saume, schon sehr frühe reiche griechische Handelsstädte blüheten. Für den Aufschwung dieses lebhaften Seeverkehres der Griechen waren besonders förderlich die zahlreichen Inseln, welche sich durch das ganze ägäische Meer hinziehen, bald vereinzelt, bald in ganzen Gruppen. Euböa, Salämis, ferner die Gruppe der Cykladen und von Einzelinseln endlich noch Kreta und Cypern sind für die alte Geschichte der Griechen sehr bedeutsam geworden.

Die Geschichte des unabhängigen griechischen Volkes zerfällt in vier Abschnitte oder Perioden.

1. Von der ältesten Zeit bis auf Lykurg, 800 v. Chr.

   Urgeschichte des Volkes. Das Zeitalter der Helden und der Heldenkriege. Älteste Einrichtungen der Griechen.

2. Von 800 bis zum Beginn der Perserkriege, 500 v. Chr.

   Das Aufblühen der beiden mächtigsten Staaten Griechenlands, Sparta und Athen. Lykurg (800); die beiden messenischen Kriege. — Solon (594), Pisistratus und seine Söhne (538—510).

3. Von 500 bis zum peloponnesischen Kriege, 431 v. Chr.

   Die Zeit der Perserkriege und der Blüte Griechenlands. Athen unter Perikles (468—429).

4. Von 431 bis zur Unterwerfung Griechenlands durch die Macedonier, 338 v. Chr.

   Die Zeit der inneren Kriege und der Zerrüttung. — Der peloponnesische Krieg (431—404); die Gewaltherrschaft Spartas; die kurze Blüte Thebens. Der Verlust der Freiheit.

Erste Periode (von der ältesten Zeit bis auf Lykurg).

Die **Urgeschichte** des griechischen Volkes, geknüpft an die Großthaten einzelner Helden und an sagenhafte Kriege und Wanderungen der einzelnen Stämme.

Die Pelasger. — Die ältesten Bewohner dieses schönen Landes waren die Pelasger, die Vorfahren der Griechen. Sie kamen der Sage zufolge aus dem nördlich gelegenen Thracien und Thessalien und verbreiteten sich von hier aus nach und nach über das ganze Festland und seine Inseln. Sie müssen nicht ohne Bildung gewesen sein, denn der große Dichter Homer nennt sie sogar die göttlichen. Auch trieben sie Ackerbau und baueten ohne Mörtel die gewaltigen, sogenannten cyklopischen Mauern, von denen noch Überreste vorhanden sind. Zeus (Jupĭter) war ihr Hauptgott, und Dodōna in Epīrus der Sitz seiner vorzüglichsten Verehrung.

Hellēnen oder Griechen. — Im Verlaufe der Zeit aber schwand der Name der Pelasger mehr und mehr aus der Geschichte, und glanzvoll erhob sich der Name der Hellenen und wurde am Ende der Gesamtname des Volkes. Ursprünglich wohnten die Hellenen in der thessalischen Landschaft Hellas. Vor den stammverwandten Pelasgern glänzten sie hervor durch einen höheren Grad von Bildung und durch kühne ritterliche Thaten. Mit ihrer Herrschaft breiteten sie auch ihren Namen aus. Bald nahmen die meisten pelasgischen Stämme mit der Bildung der Hellenen auch den geehrten Namen derselben an. Die Hellenen selbst leiteten ihren Ursprung zurück auf einen Stammfürsten Hellen und verbreiteten sich in vier Hauptstämmen, Dōrier, Jōner, Äōler und Achäer, über das ganze Land und seine Kolonieen. — Die Römer aber bezeichneten die Gesamtheit der griechischen Stämme mit dem Namen Graeci, wohl nach dem Namen des älteren, ihnen zuerst bekannt gewordenen Stammes der Gräken. Dieser hatte einst seinen Sitz in Eperus, um das Heiligtum des Zeus zu Dodōna, und führte von einem Stammfürsten Gräkos seinen Namen, wie die Hellenen von Hellen. Nach den Römern nennen auch wir die Hellenen Griechen.

Fremde Einwanderungen. — Auch sprechen die Sagen von fremden Ansiedlern, die sich in uralter Zeit in Griechenland niederließen und hier auf Gesittung und höhere Bildung wohlthätig einwirkten. So wird Cēkrops genannt, der aus Ägypten nach Attika kam, wo er die Burg Cekropia erbaute, um welche später die berühmte Stadt Athēn entstand; Danaüs, ebenfalls aus Ägypten, gründete Argos; Kadmus, aus Phönizien, landete um dieselbe Zeit in Böotien, wo er die Burg Kadmēa erbauete und hierdurch den Grund zur Stadt Theben legte; Pelops aus Phrygien in Kleinasien ließ sich auf jener südlichen Halbinsel Griechenlands nieder, die von ihm den Namen Peloponnēsos, d. i. Pelopsinsel, erhielt.

Das Heldenzeitalter (1300 bis gegen 1100 v. Chr.). — Bald erwachte in Griechenland ein eigentümlicher Heldengeist. Während die Frauen in stiller Häuslichkeit wohnten und webten, übten sich die Männer in Kampf und Waffen, oder durchzogen das Land, um es von Räubern und wilden Tieren zu säubern. Durch ihre Großthaten haben sich Herkules, Perseus, Theseus und mehrere andere einen solchen Ruhm erworben, daß die Nachkommen vor Erstaunen sie als Halbgötter verehrten und ihre Thaten in Sagen und Dichtungen verherrlichten. Vor allen Helden wurde Herkules gefeiert, der mit seiner gewaltigen Leibesstärke die kühnsten Wagnisse bestand. Schon als Kind tötete er zwei greuliche Schlangen, die ihn erwürgen wollten; als er aber zum Manne herangewachsen war, da fielen unter seinen starken Händen ein grimmiger Löwe, ein feuerspeiender Stier und die scheußliche lernäische Schlange, die neun Köpfe hatte. Diese und andere Heldenthaten bilden die s. g. zwölf Arbeiten des Herkules, durch welche er sich unsterblichen Ruhm und endlich die Ehre eines Halbgottes errang.

Der trojanische Krieg (um 1194—1184 v. Chr.). — Der merkwürdigste unter den Kriegszügen, welche mehrere vereinte Helden in der Vorzeit unternommen haben, war der gegen die feste Stadt Troja in Kleinasien. Folgendes gab den Anlaß zu dem zehnjährigen blutigen Völkerstreite. Pāris, ein Sohn des trojanischen Königs Priamus, besuchte als Gast den griechischen

König Menelaüs von Sparta. Als dieser nun einstens abwesend war, raubte der Fremdling die Gemahlin des Königs, die schöne Helĕna, und floh mit ihr und vielen weggenommenen Schätzen über das Meer in seine ferne Heimat. Diese Schmach zu rächen, bot Agamemnon, des Menelaus Bruder und König von Argos im Peloponnes, ganz Griechenland zu einem Rachezuge gegen Troja auf. Hunderttausend Krieger setzten auf zwölfhundert Schiffen unter Agamemnons Oberanführung nach Kleinasien über. Die berühmtesten Fürsten, welche außer Agamemnon und Menelaus an diesem Zuge teil nahmen, waren: Achilleus aus Thessalien, Nestor aus Messēnien und Odysseus (Ulysses) von der Insel Ithaka. Aber auch in dem mit hohen Mauern und Türmen wohl befestigten Troja war ein zahlreiches Heer, und an der Spitze desselben Hektor, des Königs Priamus Sohn, der es an Heldenmut mit jedem Griechen aufnahm. Deshalb verzögerte sich die Eroberung volle zehn Jahre. Aus Mangel an Lebensmitteln konnte das ganze Heer der Griechen selten beisammen sein. Es zerstreuete sich scharenweise, um Beute zu machen. Ein Teil desselben mußte sogar Ackerbau treiben. Die zur Belagerung zurückgebliebene Mannschaft aber machte sich ein Lager von zahllosen Hütten und umgab es mit einem tiefen Graben. Aus diesem Lager kam sie fast jeden Morgen hervor und forderte die Trojaner zum Kampf heraus. Und während dann die beiderseitigen Schlachtreihen gegen einander standen, erhoben sich in der Mitte derselben lauter Zweikämpfe der einzelnen Führer, teils zu Fuße, teils zu Wagen. — Erst im zehnten Jahre ward die Stadt durch List erobert. Auf den Rat des Odysseus bauten nämlich die Griechen ein hölzernes Pferd von ungeheurer Größe und verbargen in dem Innern desselben viele bewaffnete Helden. Dann stellten sie sich, als wenn sie mit ihren Schiffen nach Griechenland zurückführen. Jubelnd kamen die Trojaner nun aus ihrer Stadt und umringten voll Staunen das hölzerne Pferd, welches sie auf den Rat eines gefangenen Griechen durch einen von ihnen in unbesonnener Hast gemachten Mauerdurchbruch in Troja hineinzogen. Das sollte ihr Verderben werden. Denn in der folgenden Nacht stiegen die griechischen Helden, welche sich im Bauche des Pferdes befanden, heraus, erschlugen die Thorwächter und öffneten dann ihren zurückgekehrten

Attika und bedrohten Athen. Das Orakel von Delphi hatte verkündet, der Sieg würde sich auf die Seite wenden, auf welcher der König fiele. Aber auch die Athener hatten Nachricht von diesem Göttersprüche, und ihr König Kodrus beschloß, sein Leben für die Freiheit seines Volkes aufzuopfern. Er begab sich, so erzählt die Sage, in der Kleidung eines Landmannes in das Lager der Dorier und begann absichtlich einen Streit, in welchem er unerkannt erschlagen wurde. Als die Athener dieses hörten, schickten sie einen Herold zum Feinde und ließen um die Leiche ihres Königs bitten. Die Dorier erschraken und gaben hier nun alle ferneren Eroberungsversuche auf. — In dieser stürmischen Zeit verließen viele, die sich dem Sieger nicht unterwerfen wollten, ihre früheren Wohnsitze und gründeten überseeische Ansiedelungen, besonders auf den Inseln und Küsten Kleinasiens. — Bald entstand auch noch eine andere Veränderung in Griechenland. Die meisten Städte, welche früher von Königen regiert worden waren, bildeten mit der Zeit eben so viele Freistaaten oder Republiken, in welchen eine Anzahl Bürger, die das Volk aus seiner Mitte wählte, abwechselnd die Regierung führte.

Vereinigungspunkte der Griechen. — Ungeachtet der Zerstückelung des Landes in eine Menge kleiner unabhängiger Staaten hörten doch die Griechen nicht auf, sich fortdauernd als ein und dieselbe Nation zu betrachten. Nicht allein die gemeinsame Sprache, sondern auch die gemeinsame Religion nebst den Orakeln, ferner die Amphiktionieen und die Nationalspiele trugen vieles dazu bei.

Die Religion. — Die Griechen verehrten nicht, wie wir, den einen wahren Gott, sondern mehrere Götter und Göttinnen zugleich. Den Himmel, die Sonne, den Mond, die Erde, das Meer und andere Gegenstände der Natur betrachteten sie als Gottheiten oder doch von zahlreichen Göttern bewohnt. Sie dachten sich dieselben ganz menschlich, mit allen Vorzügen und Gebrechen der menschlichen Natur, nur an Macht und Größe hervorragender. Zeus (Jupiter) war der höchste der Göttter, er beherrschte den weiten Himmelsraum und die Oberwelt; Poseidon (Neptun)

war der Gott des Meeres, Pluto herrschte in der Unterwelt, in welcher sich die alten Griechen auch die Sitze der Abgeschiedenen dachten. Außer diesen drei höchsten Göttern standen noch Apollo, der Gott des Sonnenlichtes und der Dichtkunst, Ares (Mars), der Gott des Krieges, Hermes (Merkur), der Götterbote, und manche andere in hohem Ansehen. Unter den Göttinnen waren Hera (Juno), die Gemahlin des Zeus, ferner Artemis (Diana), die Schwester des Apollo und Göttin der Jagd, dann Pallas Athene, die Göttin der Künste und Wissenschaften, Aphrodite (Venus), die Göttin der Schönheit und Anmut, Demeter (Ceres), die Erfinderin des Getreidebaues, besonders verehrt. Der Götterdienst der Griechen war heiter und mit vielen Festen verbunden, bei welchen Gesänge, Saitenspiel und Tänze der frohen Stimmung Ausdruck gaben.

Orākel. — Mit der Religion standen in der engsten Verbindung die Orakel. Man glaubte nämlich, daß die Götter an einzelnen Orten durch besondere Zeichen und Erscheinungen dem Menschen die Zukunft offenbarten. Solche durch die Priester gedeutete Mitteilungen der Götter wurden Orākel genannt und genossen eines unbedingten Glaubens. Es gab der Orte sehr viele, wo Orakel erteilt wurden. Unter diesen war das Orakel des Gottes Zeus (Jupiter) zu Dodōna in Obergriechenland das älteste; das Orakel des Gottes Apollo zu Delphi aber bei weitem das berühmteste. Große Schätze wurden hier, im Tempel des Apollo, aufbewahrt. Es waren die Weihgeschenke, welche von denen gebracht wurden, die sich ein Orakel erteilen ließen.

Amphiktionieen. — Auch diese standen mit der Religion in enger Verbindung. Schon früh bildeten sich in Griechenland von Nachbarvölkern eines Tempels oder Heiligtums geschlossene Vereine, Amphiktionieen genannt, zur gemeinsamen Feier gewisser Feste und zum Schutze des Tempels und der Wallfahrer. Durch eine solche religiöse Festgemeinschaft wurde auch ein engeres Band um die verbundenen Volksgemeinden geschlungen. Es gab in Griechenland mehrere solche Amphiktionieen. Die berühmteste war die delphische, welche deshalb auch vorzugsweise der

Amphiktionenbund*) genannt wird. Unter seinem Schutze stand der reiche Tempel des Apollo als der heilige Mittelpunkt des ganzen Landes. Zwölf Staaten gehörten zu dieser Festgemeinschaft. Gewöhnlich zweimal im Jahre vereinigten sich die Abgeordneten derselben, trafen Veranstaltungen zum Besten des Tempels, ehrten und belohnten den Schutz desselben und straften Frevler an demselben. Jedem der stimmführenden Männer und Staaten stand es zu, Klagen wegen Verletzung des heiligen Rechts bei der Versammlung anzubringen. Sie legte Geldbußen auf oder beschloß einen Kriegszug gegen die, welche sie für Frevler am Heiligtum erklärt hatte. Die gleiche Verpflichtung, das nationale Heiligtum zu schützen, steigerte demnach auch das Gefühl der nationalen Einheit.

Nationalspiele. — Auch diese wurden zu bestimmten Zeiten zur Ehre der Götter gefeiert. Sie bestanden im Wettlaufen, Wagenrennen, Ringen, Faustkämpfen, Springen und im Werfen einer metallenen Scheibe, Diskus genannt. Nur freie Griechen durften an dieser erhabenen Feier teilnehmen. Unter diesen Spielen waren die olympischen die berühmtesten. Sie wurden alle vier Jahre in Olympĭa, einer blühenden Landschaft in Elis, gefeiert und gelangten zu einem so hohen Ansehen, daß vom Jahre 776 v. Chr. ab die Griechen hiernach ihre Zeitrechnung bestimmten. Sie nannten die Zeit von einem Spiele bis zum anderen, also einen Zeitraum von vier Jahren, eine Olympiāde. Diese Zeitrechnung kam neben der älteren Sitte auf, die Jahre nach der obrigkeitlichen Person zu benennen, die an der Spitze der Regierung stand.

Unter den vielen kleinen Staaten Griechenlands ragten bald zwei so bedeutend hervor, daß von da ab ihre Geschichte die von fast ganz Griechenland wird. Das waren Sparta oder Lacedämon und Athen.

*) Das griechische Wort „Amphiktionen“ bedeutet Nachbarn: denn von solchen waren diese Vereine ausgegangen.

Achter Abschnitt.

Zweite Periode (von Lykurg (800) bis zum Beginn der Perserkriege (500).

Der **spartanische** Staat entwickelt sich durch die segensreiche Thätigkeit des Lykurgus zu großer Macht. Mit dem Nachbarvolke der Messenier geraten die Spartaner in zwei langwierige Kriege. — **Athen** erhält eine geregelte Verfassung durch Solon (594). Bald darauf aber reißt der Tyrann Pisistratus, dem seine Söhne Hippias und Hipparch in der Regierung folgen, die Herrschaft Athens an sich.

a. Sparta unter Lykurgus (800 v. Chr.). — Seit dem Einfalle der Dorier in den Peloponnes war Sparta, die Hauptstadt der Provinz Lakonien, der Wohnsitz der Sieger geworden. Diese hießen nunmehr Spartaner und regierten von Sparta aus das Land. Die umwohnenden Lacedämonier blieben zwar freie Eigentümer ihres Bodens, zahlten Steuer und leisteten Kriegsdienste, hatten aber keinen Anteil an der Regierung. Außer den Spartanern und Lacedämoniern gab es hier noch eine dritte Klasse von Bewohnern, die man Heloten nennt. Sie waren durch die Gewalt der Waffen bezwungen worden und wurden nun Leibeigene des Staates, d. i. der herrschenden dorischen Gemeinde zu Sparta. Ihren Namen sollen sie bekommen haben von der Küstenstadt Helos, deren Bewohner die ersten waren, welche mit den Waffen ihr altes Recht gegen die fremden Eroberer geltend machen wollten, dafür aber so schwer büßen mußten.

Lykurgus war es, ein Mann von königlicher Abkunft, der durch eine Verfassung die Verhältnisse der Sieger in ihren neuen Wohnsitzen ordnete und dadurch ihrer Herrschaft Festigkeit und Dauer gab. Der Staat sollte nur aus kräftigen und kriegsgeübten Bürgern bestehen, die gegen jeden feindlichen Angriff völlig gerüstet wären. In Leben und Sitten sollte nach alter Weise die möglichst größte Gleichheit und Einfachheit herrschen. Zu dem Ende wurde eine neue Verteilung der Ländereien vorgenommen, nach welcher ein jeder gleich viel bekam. Alle goldenen und silbernen Münzen wurden für den gewöhnlichen Verkehr abgeschafft, und statt deren eisernes Geld eingeführt, wodurch fast alle Verbindung mit den übrigen Völkern aufhörte. — Die Mahlzeiten der spartanischen Bürger waren gemeinschaftlich und sehr einfach.

Eine schwarze Suppe gehörte zu den täglichen Gerichten. — Strenge war die Erziehung der Jugend. Die Kinder wurden mit dem siebenten Jahre der Pflege der Eltern entnommen und vom Staate erzogen. Ihre Erziehung bezweckte vorzüglich Ehrfurcht vor dem Alter, Gehorsam gegen die Gesetze und Tapferkeit. Sie wurden abgehärtet gegen Hunger und Durst, Hitze und Kälte, ja sogar gegen empfindliche Körperschmerzen. Nur aus gesunden Menschen glaubte man brauchbare Staatsbürger bilden zu können; darum wurden auch schwächliche Kinder zum Verhungern ausgesetzt. — An der Spitze der Verwaltung standen zwei Könige aus dem Stamme des Herkules, denen der Rat der Alten (Gerusīa) von 28 Mitgliedern, die nicht unter 60 Jahren alt sein durften, zur Seite stand. Diese wurden in der Volksversammlung, in welcher jeder Spartaner, der 30 Jahre alt war, zu erscheinen das Recht hatte, auf Lebenszeit gewählt. Außer dem Rate der Alten gab es später noch eine besondere Behörde von fünf Aufsehern oder Ephōren. Diese führten die Oberaufsicht über Bürgersitte, öffentliche Erziehung, ferner über die Amtsführung der Behörden, so daß sie als Wächter der Gesetze nicht nur jeden Bürger, sondern auch jeden Beamten, selbst die Könige, zur Rechenschaft ziehen konnten. — Künste und Wissenschaften waren in Sparta nicht zu suchen. Selbst Ackerbau trieb der freie Spartaner nicht. Der war ganz in Händen der Heloten. Diese hatten die Rittergüter der spartanischen Herren zu bestellen, auf denen ihre Hütten standen. Auch begleiteten sie wohl als Waffenknechte ihre Herren in den Krieg. In die Schlacht zogen die Spartaner bekränzt unter Musik und Gesang, wie zu einem Feste, in blutfarbiger Kleidung. Der Krieg sollte die Freude der Männer sein. Sparta selbst glich einem Heerlager, in welchem die ganze Mannschaft stets zusammen, stets mit gesamter Macht zum Ausrücken fertig und bereit stand.

Messenische Kriege. — Die neugewonnene Kraft der Spartaner zeigte sich zuerst in den beiden großen und langwierigen Kriegen mit den benachbarten Messeniern. Der erste dauerte von 743—724; der zweite von 685—668 v. Chr. Die Messenier wurden trotz Tapferkeit und rühmlicher Kriegsthaten,

durch welche sich besonders ihr Heldenführer Aristomenes auszeichnete, schließlich unterworfen und zu dem traurigen Schicksale der Heloten verurteilt. Durch diese Unterwerfung und weitere Eroberungen gewann Sparta den Vorrang (Hegemonie) vor allen übrigen Staaten Griechenlands. Erst während der Perserkriege verlor es den Vorrang zur See an Athen.

b. Athen unter Solon (594 v. Chr.). — Weit milder und freundlicher waren die Einrichtungen, welche Solon zu Athen traf, im Jahre 594 v. Chr.. Athen stand anfänglich unter Königen. Mit Kodrus aber, des Königs Saul Zeitgenossen, der sich beim Einfalle der Dorier großmütig für sein Vaterland aufgeopfert hatte, hörte die königliche Regierung auf (1068). Es wurde ein Freistaat (Republik) errichtet, und an die Spitze desselben Männer gestellt, die den Namen Archonten oder Befehlshaber führten. Aber von nun an entspannen sich große Unruhen und Parteiungen, indem die niedere Volksklasse der ungezügelten Willkür der Vornehmen (Aristokraten), die alle Macht in Händen hatten, preisgegeben war. Vergebens trat der Archon Drakon (624) als Gesetzgeber auf. Durch die unerbittliche Strenge, mit welcher er auf jedes Vergehen ohne Unterschied die Todesstrafe setzte, machte er die Spaltung und Gährung der Gemüter nur noch größer. Da trat der weise Solon auf, welcher das Vertrauen aller seiner Mitbürger besaß, und begründete durch zweckmäßige Einrichtungen das Glück und den Ruhm seiner Vaterstadt. Zuerst erleichterte er durch menschenfreundliche Einrichtungen die Schuldenlast des ärmeren Volkes. Der Zinsfuß wurde ermäßigt, die Abtragung der alten Schulden nach einem neuen Münzfuße erleichtert, die persönliche Verpfändung des Schuldners und seiner Familie aber ganz abgeschafft. Das Volk wurde nach dem Vermögen in vier Klassen geteilt, und hiernach die Rechte und Pflichten eines jeden bestimmt. Die höchste Würde der neun Archonten war der ersten Klasse vorbehalten. An der Spitze der Verwaltung stand der Rat der Vierhundert, welcher jährlich aus den drei ersten Bürgerklassen gewählt wurde. Bei allen wichtigen Angelegenheiten wurde dieser von den Archonten zusammenberufen; und ohne vorhergegangene Beratung mit dem-

selben durfte nichts der Volksversammlung vorgeschlagen werden. Außer diesem in seinen Mitgliedern jährlich wechselnden Rate gab es noch eine Behörde von lebenslänglichen Mitgliedern, den Areopāg. Diesem Gerichtshofe, welcher aus den abgetretenen Archonten bestand, die ihr Amt tadellos verwaltet hatten, übertrug Solon die Oberaufsicht über öffentliche Zucht und Sitte, über Fleiß und Sittlichkeit der Bürger. Der Areopag war gleichsam der Wächter des Staates und richtete auch als höchster Gerichtshof über Mord und Brandstiftung.

Die Volksversammlung entschied über alle wichtigen Angelegenheiten des Krieges und des Friedens. Jeder athenische Bürger, der wenigstens zwanzig Jahre alt war, hatte das Recht und die Pflicht, in derselben zu erscheinen und abzustimmen. Über die Annahme oder Verwerfung eines Vorschlages entschied die Mehrheit der Stimmen.

Auch sorgte Solon für die Erziehung der jungen Bürger in Künsten und Wissenschaften. Zu diesem Zwecke waren besondere Anstalten errichtet, Gymnasien genannt, in denen Geist und Körper durch zweckmäßige Übungen gestärkt wurden. Durch Musik und durch Lesen der besten Volksdichter wurde der Geist für alles Gute und Schöne empfänglich gemacht. Auch Philosophie und Beredsamkeit waren Gegenstände des Unterrichts und dienten als Vorbereitung zur Verwaltung der Ehrenstellen im Staate. Müßiggang war auf das strengste verboten. Durch diese und andere Einrichtungen wurde Athen allmählich der gebildetste Staat in ganz Griechenland, doch erweckte er durch seinen Aufschwung auch bald eine glühende Eifersucht der Spartaner.

Von den übrigen Staaten Griechenlands hatte jeder seine besondere Verfassung, die jedoch im ganzen mehr oder weniger der Verfassung eines der beiden Hauptstaaten, Sparta und Athen, glich.

c. Athen unter Pisistratus und seinen Söhnen. — Allein der Ehrgeiz einzelner verringerte bald die Früchte, welche Athen von den weisen Gesetzen Solons hätte ernten können. Kaum hatte der Gesetzgeber die Stadt verlassen, um, wie einst Lykurgus, eine Reise in auswärtige Staaten zu unternehmen, als sich wieder der

Parteigeist regte. Pisistratus, ein Mann von vornehmer Herkunft, hatte durch List die Gunst der Volksmasse sich erworben. Auf diese gestützt, strebte er alsdann nach der Alleinherrschaft. Anfangs gelang ihm dieses nicht. Zweimal nach einander wurde er wieder vertrieben. Erst der dritte Versuch gelang. Im Jahre 538 v. Chr. kehrte er mit einem großen Anhange nach Attika zurück, gewann durch Überraschung seiner Gegner einen leichten Sieg und ward nun Herr und Gebieter in Athen. Als solcher hieß er Tyrann. Aber dieser Name bedeutete in der älteren Zeit bei den Griechen nicht, wie bei uns, einen grausamen Menschen, sondern einen solchen, der sich in einem Freistaate zum Alleinherrscher aufwirft. Diese durch unrühmliche List gewonnene Tyrannis oder Alleinherrschaft benutzte jedoch Pisistratus nur zum Vorteile seiner Vaterstadt. Er hielt die Solonische Verfassung aufrecht, beförderte Gewerbe, Künste und Wissenschaften und verschönerte Athen durch großartige Bauten. Er behauptete sich zehn Jahre lang bis an seinen Tod im Besitze der höchsten Gewalt. Diese ging sogar erblich auf seinen Sohn Hippias über, der seinen Bruder Hipparch an der Regierung teilnehmen ließ. Sie folgten ganz dem edlen Beispiele ihres Vaters. Desungeachtet ward Hipparch das Opfer einer Verschwörung. Zwei junge Freunde, Harmōdius und Aristogīton, die von ihm beleidigt worden waren, weil er die Schwester des Harmodius von einem feierlichen Umzuge verwiesen hatte, ermordeten ihn. Hierüber erbittert fing sein Bruder Hippias an, mit großer Strenge zu herrschen. Das aber beschleunigte seinen Sturz. Er ward (510 v. Chr.) vertrieben und floh zu den Persern. Nun stellte sich Klisthenes, ein anderer angesehener Athener, an die Spitze des Staates. Dieser nahm, um dem Volke zu schmeicheln, an der Solonischen Gesetzgebung bereits Veränderungen vor. Insbesondere führte er, damit keiner so leicht der Oberherrschaft sich wieder bemächtigen könne, den Ostracismus oder das Scherbengericht ein. Von den zwanzigtausend Bürgern, die jetzt ungefähr vorhanden waren, erhielt nämlich jeder das Recht, jährlich auf die Schale oder Scherbe einer Seemuschel den Namen desjenigen zu schreiben, der durch sein überwiegendes Ansehen, selbst durch sein Verdienst, verdächtig und der Freiheit und Gleichheit gefährlich

schien. Hatte jemand nun 6000 Stimmen gegen sich, so mußte er, ohne weiteren Grund, und ohne daß er sich verteidigen durfte, gewöhnlich auf zehn Jahre die Stadt verlassen. Der Verbannte verlor jedoch weder seine Ehre noch sein Vermögen. Er sollte seinen Mitbürgern durch längere Abwesenheit nur entfremdet werden. Durch dieses Scherbengericht war nunmehr dem Volksneide und dem Parteigeiste ein gefährliches Mittel angewiesen, jeden durch Talent, Verdienst oder Reichtum ausgezeichneten Mann aus dem Staate auszustoßen. Die meisten großen Männer Athens traf vorübergehend dieses Schicksal.

Neunter Abschnitt.

Dritte Periode (die Zeit der Perserkriege und der Blüte Griechenlands (500—431).

Die Griechen kommen in Gefahr, von dem mächtigen Volke der Perser unterjocht zu werden. Aber heldenmütig schlagen sie alle Angriffe des mächtigen Feindes zurück; ja sie vermögen endlich gar in dessen eigenes Land siegreiche Einfälle zu machen. Die Griechen stehen auf dem Gipfel ihrer Macht; besonders herrlich ist Athens Blüte unter dem verdienten Staatsmanne Perikles.

a. Die Perserkriege. — Veranlassung. Der vertriebene Hippias hatte es am persischen Hofe dahin gebracht, daß eine Aufforderung an die Athener erlassen wurde, ihn wieder in ihre Stadt aufzunehmen. Die Athener aber wiesen eine solche Zumutung mit Stolz zurück und schienen sogar durch ihr ferneres Verfahren den Perserkönig zum Kriege herausfordern zu wollen. Im Jahre 500 standen die griechischen Kolonieen in Kleinasien auf, und unter diesen insbesondere die Joner, aufgereizt von ihren Statthaltern Histiäus und Arstāgoras, um das verhaßte Joch der Perser abzuschütteln. Die Athener schickten ihren Landsleuten jenseits des Meeres sogleich eine bewaffnete Macht zu Hilfe. Sie griffen Sardes an und eroberten es. Und als ein Soldat aus Mutwillen an ein Haus Feuer legte, wurde die ganze Stadt, deren Häuser größtenteils aus Holz gebaut und mit Rohr gedeckt waren, ein Raub der Flammen. Darüber ergrimmten die Perser. Sie sammelten sich, überfielen die Griechen, schlugen sie zurück und verbrannten aus Rache die Hauptstadt Joniens,

Milēt. Nun gaben die Athener die Sache der Ioner auf und segelten nach Hause zurück. Die verlassenen Ioner wurden bald wieder unterjocht und hart bestraft.

Erster Zug unter Mardōnius (493). — Über nichts war der Perserkönig Darīus mehr entrüstet, als daß das Völkchen der Athener es keck gewagt hatte, den Empörern Hilfe zu leisten. Seinen Zorn wußte Hippias so zu nähren, daß des Königs tägliches Gebet war: „Götter, laßt mich Rache nehmen an den Athenern!“ Bei jeder Mahlzeit mußte ihm ein Sklave dreimal zurufen: „Herr, gedenke der Athener!“ Doch nicht Athen allein, ganz Griechenland sollte den Frevel büßen. Er schickte deshalb seinen Feldherrn Mardonius mit einer großen Land- und Seemacht ab, um Land und Volk zu unterjochen. Allein die Flotte wurde bei der Umschiffung des chalcidischen Vorgebirges Athos vom Sturme zertrümmert, das Landheer von den kriegerischen Bewohnern Thraciens größtenteils aufgerieben. Nur ein kleines Häuflein kam beschämt nach Asien zurück.

Zweiter Zug unter Datis und Artaphernes (490.) — Darius rüstete jetzt eine noch furchtbarere Macht. Bevor er sie aber abschickte, wollte er die Griechen auf die Probe stellen, was sie wohl im Sinne hätten, ob wieder ihn zu streiten, oder sich zu ergeben. Er sandte deshalb Herolde zu ihnen und ließ zum Zeichen der Unterwerfung Wasser und Erde fordern; — wie bei uns die Überreichung der Thorschlüssel die Übergabe der Stadt andeutet. Mehrere Inseln und Städte gehorchten dem Befehle des Großherrn. In Athen und Sparta aber warf man die Gesandten gegen alles Völkerrecht in Gräben und Brunnen und rief ihnen höhnend die Worte nach: „Dort nehmet nach Belieben!“ Als Darius von diesen Vorfällen hörte, entbrannte er vor Zorn. Er schickte ein wohlgerüstetes Heer unter Datis und Artaphernes gerade auf Athen los. Hippias war mit im Zuge. Die überraschte Stadt sandte Eilboten nach Sparta, um die Bürger zu Hilfe zu rufen. Bei den Spartanern aber herrschte der Aberglaube, sie dürften vor dem Vollmonde nicht kämpfen; sie kamen deshalb nicht. Die bedrängten Athener schickten hin und her; vergebens! Nur die Stadt Plataä in Böotien sandte

tausend Mann. In dieser Not bewaffneten die Athener ihre Sklaven und zogen unter Anführung ihrer zehn Feldherren, unter denen Miltiades der berühmteste war, dem Feinde bis zum Flecken Marathon entgegen.

Schlacht bei Marathon (490 v. Chr.). — Hier erfochten sie, ungeachtet ihrer geringen Anzahl, es standen ihrer 11 000 gegen mehr als 100 000 Perser, im Jahre 490 v. Chr. einen herrlichen Sieg über die Barbaren. Die Perser eilten hierauf schnell nach ihren Schiffen, umsegelten das attische Vorgebirge Sunĭum und gedachten, das unbesetzte Athen früher einzunehmen, als das griechische Heer dahin zurückgekehrt wäre. Aber Miltiades hatte ihre List gemerkt. Als die Perser ankamen, stand er schon mit seinem Heere auf einem Hügel vor der Stadt schlagfertig da, und die Feinde mußten schimpflich abziehen. Auf diesem Rückzuge soll auch der verräterische Hippias auf der Insel Lemnos gestorben sein. Jetzt endlich, nach erschienenem Vollmonde kamen auch die Spartaner in hastiger Eile herangezogen. Allein der Sieg war schon errungen. Sie ließen sich aber noch das Schlachtfeld zeigen, lobten die Athener wegen ihrer Tapferkeit und kehrten dann nach Hause zurück. Miltiades aber, der Held des Tages, genoß nicht lange die Früchte seiner glorreichen That. Sein Ruhm war bald Gegenstand des Neides. Feinde suchten ihn verdächtig zu machen, als strebe er nach der Alleinherrschaft: und eine unglückliche Unternehmung gegen die abtrünnig gewordene Insel Paros erleichterte jenen den Sieg. Er wurde zu einer großen Geldbuße verurteilt, doch ehe er diese aufbringen konnte, starb er an der auf Paros erhaltenen Wunde.

Dritter Zug unter Xerxes (480). — Unerträglich war dem Könige Darĭus der bei Marathon erlittene Schimpf. Jetzt wollte er selbst gegen die Griechen ziehen. Sein ganzes Reich mußte zu diesem Zuge rüsten drei Jahre lang. Da starb er. Xerxes, sein Sohn und Nachfolger, setzte diese Rüstung fort. Ganz Asien war in Bewegung. Aus den entlegensten Gegenden kamen die Völker herangezogen. Das Landheer soll aus fast zwei Millionen Mann bestanden haben. Furchtbar war auch die Seemacht. Die Zahl der Kriegsschiffe belief sich auf zwölfhundert und hatte noch

dreitausend Lastschiffe im Gefolge. Mit dem Frühling des Jahres 480 setzte sich dieser unermeßliche Zug in Bewegung. Es war, als käme ganz Asien dahergewandert. Im Andenken an das Unglück, welches dem Mardonius beim Umsegeln des Athos widerfahren war, ließ Xerxes einen Kanal durch die oberhalb des Berges Athos gelegene Landenge graben, und die Flotte segelte hindurch. Zum Behufe eines sicheren Überganges für das Landheer ließ er eine Brücke über den Hellespont schlagen. Dieses ist eine schmale Meerenge, welche Europa von Asien trennt, und heißt jetzt Straße der Dardanellen. Aber ein Sturm zerstörte den Brückenbau. Da geriet der König in Wut. Die Werkleute ließ er enthaupten, in das widerspenstige Meer aber dicke Ketten werfen, als wollte er dieses ebenso fesseln, wie bald die Griechen, und zuletzt soll er es noch mit dreihundert Peitschenhieben gezüchtigt haben. Schnell war die neue Brücke fertig, und das zahllose Heer zog sieben Tage und sieben Nächte unaufhörlich von Asien nach Europa hinüber. Bei Doriskus in Thracien hielt der König Heerschau. Mit freudigem Erstaunen sah er von seinem Throne herab dem bunten Gewühle der vorüberziehenden Völker zu.

Wie eine Sündflut überschwemmten jetzt die wilden Asiaten das nördliche Griechenland. Da war kein Gedanke an Widerstand, von allen Seiten schickte man ihnen Wasser und Erde entgegen. Im Andrange so ungeheurer Gefahr verzagten dennoch die Athener und Spartaner nicht. Die Seele aller Unternehmungen war der Athener Themistokles. Auf seinen Rat erbauten seine Mitbürger eine große Flotte; er verband Athen fest mit Sparta, söhnte uneinige Staaten mit einander aus und beseelte sie mit Mut, für Freiheit und Vaterland alles zu wagen.

Schlacht bei Thermopylä (480 v. Chr..) — Unterdes kamen die Perser herangezogen, schwer und langsam, ohne Widerstand zu finden, bis zum Engpasse Thermopylä, der in das Herz von Griechenland führt. In dieser Bergstraße hielt der spartanische König Leōnidas mit dreihundert Spartanern und etwa sechstausend Mann Hilfstruppen. Xerxes lachte überlaut, als er hörte, daß dieses Häuflein seine Millionen aufhalten wollte, und

Seegefecht bei Artemisium (480 v. Chr.). — In demselben Jahre, 480, und in denselben Tagen maß sich beim Vorgebirge Artemisium, an der Nordseite der Insel Euböa, die athenische Flotte zum ersten Male mit der persischen und wich ihr nicht. Nur erst, als die traurige Nachricht herübergekommen war, die Perser seien durch die Thermopylen gedrungen, segelte sie zurück, um Athen zu decken.

Seeschlacht bei Salamis (480 v. Chr.). — Von nun an wälzten sich die persischen Scharen unaufhaltsam vorwärts. Hinter ihnen schlugen Dörfer und Städte in Flammen auf, vor ihnen her flohen die unglücklichen Bewohner nach dem Peloponnes. In solcher Not verließen die Athener auf den Rat des Themistokles ihre Stadt. Greise, Weiber und Kinder wurden nach den benachbarten Küsten und Inseln geschafft; die waffenfähige Mannschaft begab sich auf die Schiffe. Die verlassene Stadt wurde von den Barbaren in wilder Wut niedergebrannt. Unterdes harrte Themistokles bei der Insel Salămis, im sarōnischen Meerbusen unweit Athen, mit dreihundert achtzig Schiffen der Feinde. Als diese herankamen, und das ganze Meer, so weit das Auge reichte, mit persischen Segeln bedeckt war, da sank plötzlich aller Mut. Keiner der Verbündeten wollte bleiben. Themistokles wurde aufs äußerste gebracht und wagte ein verzweifeltes Mittel. Er schickte heimlich einen treuen Sklaven zum Xerxes und ließ ihm sagen: „Großer König, ich bin dein Freund und wünsche in deine Dienste zu treten. Die Griechen wollen aus dieser Meeresbucht entfliehen. Schließe sie ein, dann ist die ganze Flotte in deinen Händen." Xerxes, der nichts mehr gefürchtet hatte, als daß die Griechen ihm nicht standhalten möchten, segelte eiligst herbei und schloß sie ein. Jetzt mußten sie wohl bleiben und kämpfen. Durch diese List rettete Themistokles das Vaterland. Er erfocht hier, im Jahre 480, den glänzendsten Sieg über die persische Flotte. In bestürzter Eile floh der König nach dem Hellespont und soll aus Furcht, es möchte ihm der Rückzug abgeschnitten werden, in einem armseligen Fischerkahn über die Meerenge gesetzt sein, über welche er jüngst auf einer langen Schiffsbrücke mit den Millionen seines Reiches so stolz und majestätisch hingezogen war.

Schlacht bei Platää (479 v. Chr.). — Jedoch hatte Xerxes seinen Feldherrn Mardonius mit einem großen Landheere zurückgelassen, um noch einen Versuch zu wagen. Aber auch dieser mißlang. Er verlor im Jahre 479 v. Chr., in der blutigen Schlacht bei Platää in Böotien, wohin ihm die Spartaner unter Anführung des Pausānias, und die Athener unter der des Aristīdes gefolgt waren, Sieg und Leben. Das ganze persische Lager mit allen Kostbarkeiten wurde eine Beute der triumphierenden Griechen. Und — ein seltenes Glück! — angeblich der nämliche Tag wurde noch durch einen glorreichen Sieg verherrlicht, welchen der athenische Feldherr Xanthippus und der spartanische Leotychīdes über die persische Flotte beim Vorgebirge Mykăle, an der Küste von Kleinasien, erfochten. Seit der Zeit war Griechenland wieder frei. Von den Persern aber sahen nur wenige ihr Vaterland wieder. Ihre Rückkehr glich einem traurigen Leichenzuge.

Ende der Perserkriege (449). — Durch so glänzende Erfolge ermutigt, wagten jetzt die Griechen den Angriff auf Asien selbst. Der tapfere Cimon, der Sohn des Miltiades, schlug die Perser im Jahre 469 v. Chr. am Flusse Eurymĕdon in Pamphȳlien (in Kleinasien) zu Wasser und zu Lande. Im Jahre 449 wurde auch die Insel Cypern, eine Hauptstütze der persischen Seemacht, mit Erfolg angegriffen, und die Flotte der Perser teils vernichtet, teils zerstreut. Da ließen diese erschrocken vom Kampfe ab. Sie zogen sich weit von der ionischen Küste zurück und wagten es nicht, die Freiheit und Unabhängigkeit der asiatischen Griechen anzutasten. So entstand Friede, wenn er auch nicht förmlich abgeschlossen wurde. Cimon selbst schloß sein thatenreiches Leben bei der Belagerung der Stadt Citĭum auf Cypern, 449 v. Chr.

So endete dieser merkwürdige, mehr als vierzigjährige Krieg. Das sonst so arme, kleine und unberühmte Griechenland war jetzt, nach so glorreichen Thaten zu Wasser und zu Lande, reich, groß und berühmt geworden.

b. Athens Glanz unter Perikles (468—429 v. Chr.). — Gleich nach der Vertreibung der Perser bauten die Athener ihre

der Krieg fort und fort geführt, ohne daß die eine Partei ein bedeutendes Übergewicht über die andere erhalten hätte. Im Jahre 422 kam es endlich bei Amphipŏlis zu einer Hauptschlacht. Kleon wurde besiegt und auf der Flucht getötet. Aber auch die Spartaner erlitten einen großen Verlust. Ihr Feldherr Brasĭdas starb an den Wunden, die er erhalten. Der Ausgang dieser blutigen Schlacht brachte beide Parteien näher. Im Jahre 421 schloß der athenische Feldherr Nicias mit den Spartanern einen fünfzigjährigen Frieden, dessen Hauptbedingung war, daß alles von beiden Seiten wieder in den Zustand vor dem Kriege gesetzt werden sollte. Man hat diesen Frieden, zum Andenken seines Stifters, den Frieden des Nicias genannt.

Zug der Athener nach Sizilien (415 v. Chr.). — Jedoch nur von kurzer Dauer war dieser Friede. Syrakūs, die bedeutendste griechische Stadt auf der Insel Sizilien, griff hier immer weiter um sich und bedrohete mit ihrer Macht die Freiheit aller Kolonieen. Die Stadt Egestä suchte deshalb in Athen Hilfe. Anfangs trugen die Athener Bedenken. Da aber trat unter ihnen der junge, feurige Alcibiădes, der Neffe des Perikles und Schüler und Freund des weisen Sokrătes, auf. Er war ein Mann, der mit außerordentlichen Vorzügen des Geistes und des Körpers leider einen großen Leichtsinn und große Eitelkeit verband. Mit feuriger Beredsamkeit wendete er sich an seine Mitbürger, spiegelte ihnen die glänzendsten Hoffnungen vor, als sei Syrakus leicht erobert, seine Schätze leicht gewonnen, und verleitete sie, den Egestanern Hilfe zu leisten. Im Jahre 415 segelte das schönste Heer, welches Athen je gesehen hatte, unter Anführung des Alcibiădes, Nicias und Lamăchus nach Sizilien. Anfangs ging hier alles ziemlich nach Wunsch. Eine Stadt nach der anderen wurde erobert. Plötzlich aber rief man Alcibiades nach Hause zurück. Hier war er wegen eines tollen Streiches angeklagt worden. Kurz vor der Abfahrt nach Sizilien waren nämlich zur Nachtzeit alle Hermessäulen (Fußpfeiler mit einem Kopfe des Gottes Hermes) in Athen schmählich verstümmelt worden. Der Verdacht fiel auf Alcibiades, und er wurde deshalb zurückberufen, sich zu verantworten. Er kam in der That nach Griechenland,

aber nicht nach Athen, sondern nach — Sparta, wohin er voll Grimm gegen seine Mitbürger sich flüchtig begab. Hier reizte er aus Rache das Volk auf, den Frieden mit dem herrschsüchtigen Athen zu brechen und den Syrakusanern Hilfe zu schicken. Sein Vorschlag fand Beifall. Ein Heer, unter Anführung des Gylīppus, wurde nach Sizilien geschickt. Nun war das Glück der Athener dahin. Sie wurden gänzlich geschlagen, ihre prachtvolle Flotte erobert, das Heer gefangen (413). Nicias und Demosthenes, die beiden Feldherren der Athener, starben entweder durch das Richtschwert auf dem Marktplatz zu Syrakus oder nach anderen Angaben durch die eigene Hand. Die übrigen Gefangenen wurden in Steingruben geworfen und dann zum Teil als Sklaven verkauft. Nur wenige sahen ihre Vaterstadt wieder.

Furchtbarer hätte sich Alcibiades an seinen Mitbürgern nicht rächen können. Ganz Sparta war voll Jubel über diese Rache. Um das befeindete Athen noch mehr zu schwächen, traten die Spartaner sogar mit den Persern in ein Bündnis. Alcibiades aber wurde auch zu Sparta bald verdächtig. Er beging sogar die Verwegenheit, einen der Könige daselbst öffentlich zu verhöhnen. Man trachtete ihm deshalb nach dem Leben. Sobald er das merkte, floh er zu den Persern. Jetzt sollten auch die Spartaner seine Rache fühlen. Es war ihm ein Leichtes, den persischen Statthalter für sich zu gewinnen, und diesen zu überreden, die Spartaner nicht ferner mit Geld und Schiffen zu unterstützen. Als die Athener von dieser befreundeten Gesinnung ihres ehemaligen Mitbürgers Kunde bekamen, söhnten sie sich mit ihm aus und übergaben ihm wieder den Oberbefehl der Flotte. Mit Alcibiades kehrte auch das Glück zu den Athenern zurück. Sie schlugen die Spartaner zu Wasser und zu Lande. Alle verlorenen Städte und Inseln wurden wieder erobert. Nach so glänzenden Thaten kehrte Alcibiades mit reicher Siegesbeute nach Athen zurück und wurde mit lautem Jubel empfangen (408). Aber sein Glück war nicht von Dauer. An der asiatischen Küste sammelte der spartanische Feldherr Lysander eine persisch-spartanische Seemacht. Ihm entgegen zog Alcibiades. Als aber derselbe sich einmal von der Flotte entfernte, wagte sein Unterfeldherr Antiöchus unbedachtsam

eine Schlacht bei Notium, unweit Ephĕsus, und wurde von Lysander mit großem Verluste zur Flucht nach Samos gezwungen (407 v. Chr.). Ganz Athen geriet hierüber in Bestürzung und Zorn. Alcibiades wurde abgesetzt und entging nur durch freiwillige Verbannung der Rache seiner Mitbürger. Jetzt bei Freund und Feind verhaßt, flüchtete er nach dem thracischen Chersones.

Einnahme Athens (404 v. Chr.). — Es war, als hätten die Athener mit Alcibiades auch ihr Glück wieder von sich gestoßen. Statt seiner wurden zehn Feldherren zugleich angestellt. Diese legten ihre Flotte am Ufer des Hellespont, unterhalb Sestus, nahe bei der Mündung des Ägos Potămos, d. i. des Ziegenflusses, vor Anker. Ihr gegenüber, an der asiatischen Küste bei Lampsăkus, lag die spartanische Flotte unter dem Oberbefehle Lysanders. In stolzer Zuversicht näherte sich jeden Morgen die athenische Flotte der spartanischen und neckte und lockte diese zum Kampfe in offener See. Der lauernde Lysander aber blieb ruhig in seiner sicheren Bucht. Das hielten die Athener für Feigheit und zerstreueten sich dann sorglos vom Bord ihrer Schiffe aufs Land, um Beute zu machen. Als einst die Athener nach vergeblicher Herausforderung sich wieder zerstreut hatten, ging plötzlich Lysander mit vollen Segeln auf die wehrlose Flotte los. Sie wurde augenblicklich genommen. Auch das Landheer mußte sich bald darauf ergeben. So ward im Jahre 405 bei Ägos Potămos fast die ganze Macht der Athener zu Wasser und zu Lande ohne Schwertstreich vernichtet. Triumphierend zog nun der Sieger zurück nach Attika und belagerte Athen. Im Jahre 404 mußte auch dieses sich ergeben. Unter dem Schalle kriegerischer Musik und unter dem höhnenden Jubel der Feinde wurden die Mauern niedergerissen, und die noch vorhandenen Schiffe bis auf zwölf kleine Fahrzeuge weggeführt.

Die dreißig Tyrannen und Thrasybūlus. — Das eroberte Athen war jetzt völlig in der Gewalt der übermütigen Spartaner. Diese setzten in der gedemütigten Stadt nach ihrer Willkür eine neue Regierung ein, welche sie dreißig spartanisch gesinnten Männern übertrugen, die mit unumschränkter Gewalt herrschten.

Doch kaum verging ein Jahr, so drückte die Herrschaft der Spartaner noch härter, und alle waren voll Unwillen und Zorn auf Sparta. Die alten Feinde der Griechen, die Perser, schürten durch Bestechung sorgfältig diesen Zunder der Zwietracht und Empörung. Da wurden diese durch einen blutigen Krieg in ihrem eigenen Lande, wo der jüngere Cyrus gegen seinen Bruder, den Großkönig Artaxerxes, zu Felde zog, hart bedrängt. Auch die kleinasiatischen Griechen beteiligten sich an diesem Kampfe, in dem sie an den Spartanern unter König Agesilaus Hilfe fanden. Dieser erfocht dort viele glänzende Siege. Aber die Früchte derselben gingen wieder verloren; denn die Spartaner riefen ihn bald wegen der Gefahr im eigenen Lande zurück. Aus Furcht nun, Athen möchte zum zweiten Male die Oberhand in Griechenland gewinnen, schloß Sparta durch seinen Feldherrn Antalcĭdas, im Jahre 387 v. Chr., mit den Persern einen schmählichen Frieden. Durch denselben wurden jenen die kleinasiatischen Griechen wieder preisgegeben. Vergebens hatten demnach die Helden von Marathon, Thermopylä, Salamis und Platää für ihre Brüder jenseits des Meeres gekämpft und geblutet.

c. Thebens Aufschwung. — Von nun an kannte der Übermut der Spartaner keine Grenze mehr. Mitten im Frieden überfielen sie (383) plötzlich Theben, das allein die Anerkennung des Antalcidischen Friedens verweigert hatte. Sie jagten die Führer der Volkspartei aus der Stadt und hielten die Burg besetzt. Aber die Rache ereilte sie bald. Unter den Verbannten war auch Pelopĭdas. Dieser leitete eine Verschwörung ein. An der Spitze einer kleinen Schar gleichgesinnter Mitverschworener überfiel er die fremden Gewalthaber und befreite mit Hilfe seiner Mitbürger die Vaterstadt von der spartanischen Besatzung. Was Pelopidas kühn begonnen hatte, vollendete sein Freund, der weise, als Feldherr und Staatsmann gleich ausgezeichnete Epaminondas. Er erfocht im Jahre 371 bei Leuktra in Böotien einen glänzenden Sieg über die Spartaner und erhob das früher so wenig geachtete Theben zum Range des ersten Staates Griechenlands. Der kühne Epaminondas suchte bald die Spartaner in ihrem eigenen Lande auf. Er befreite die Messenier und erfocht,

das Ungewitter heranziehen sah und mit allem Feuer der Beredsamkeit darauf hinwies. Aber keiner mochte es ihm glauben, daß der kleine nordische König ein so gefährlicher Mann sei, und sie ließen ihn ruhig durch die Thermopylen ziehen. Sobald er aber festen Fuß in Griechenland gefaßt hatte, verfuhr er ganz nach Willkür, schaltete und waltete wie in einem eroberten Lande.

Schlacht bei Chäronēa (338 v. Chr.). — Da erst sahen die Griechen ihre Thorheit ein. Viele ergriffen gegen den übermütigen Gast die Waffen. Im Jahre 338 v. Chr. kam es bei der Stadt Chäronēa in Böotien zu einer höchst blutigen Schlacht. Ungeachtet aller Tapferkeit der Griechen blieb Philipp Sieger. Er ließ ihnen zum Scheine ihre Freiheit, schmeichelte sogar den Überwundenen, um sie leichter zu beherrschen, und sich ihrer wider die Perser zu bedienen, gegen welche er, abermals zum obersten Feldherrn der Griechen ernannt, jetzt eifrig rüstete. Schon gedachte er aufzubrechen, da traf ihn der Dolch eines Meuchelmörders. Jedoch seine Ermordung machte nur einem noch Größeren Platz, seinem Sohn Alexander.

b. Alexander der Große (336—323 v. Chr.). — Schon in früher Jugend verriet er außerordentliche Anlagen, die sein Vater durch den größten Gelehrten damaliger Zeit, den Aristotēles, auf das sorgsamste entwickeln ließ. Am liebsten hörte der Knabe Erzählungen von den Großthaten der alten Helden, von Krieg und Schlachten. Homēr war deshalb sein Lieblingsbuch. Des Nachts hatte er es sogar unter seinem Kopfkissen liegen, um darin zu lesen, sobald er erwache. Ein Held zu sein wie Achilleus, aber auch so schön besungen zu werden, war sein sehnlichster Wunsch. So oft man ihm von neuen Siegen seines Vaters erzählte, rief er schmerzlich aus: „Mein Vater wird mir gewiß nichts mehr zu erobern übrig lassen!“ Einst wurde seinem Vater ein prachtvolles, aber sehr wildes Streitroß, Bucephălus genannt, für einen hohen Preis angeboten. Die besten Reiter versuchten ihre Kunst an demselben, aber keinen ließ es aufsitzen. Philipp befahl deshalb, es wieder wegzuführen. Da bat der junge Alexander, auch ihm einen Versuch zu erlauben. Er hatte bemerkt, daß es scheu war und sich vor seinem eigenen Schatten fürchtete. Darum

führte er es gegen die Sonne und schwang sich plötzlich hinauf. Pfeilschnell flog das Tier mit ihm dahin. Philipp und alle Umstehenden zitterten für das Leben des Knaben. Als er aber frohlockend umlenkte und das Roß bald rechts, bald links, so ganz nach Willkür tummelte, als wäre es das zahmste Tier von der Welt, da erstaunten alle. Philipp schloß ihn in seine Arme und rief: „Suche dir ein anderes Reich, mein Sohn, Macedonien ist zu klein für dich!“ Persische Gesandte, welche den Knaben in Macedonien sahen, erstaunten und fragten besorgt nach der Macht und den Kräften seines künftigen Reiches.

Feldzug gegen die Perser (334 v. Chr.). — Erst achtzehn Jahre alt focht Alexander schon mit in der Schlacht bei Chäronēa. Der Sieg war hauptsächlich sein Werk. Zwanzig Jahre alt war er bereits König. Schwer war für den jungen Herrscher der Anfang seiner Regierung. Rings umher standen die unterjochten Völker auf. Alle gedachten der Freiheit. Während er durch die Gewalt der Waffen die Völker im Norden bekämpfte, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, Alexander sei gefallen. Ohne die Bestätigung abzuwarten, empörten sich mehrere griechische Staaten, insbesondere die Böotĭer, welche die macedonische Besatzung teils töteten, teils verjagten. Aber wie ein Blitz war Alexander da. Und als Theben sich nicht sogleich ergab, ließ er die Stadt erstürmen und bis auf die Tempel und das Haus des Dichters Pindar verbrennen, die Einwohner aber niederhauen, oder als Sklaven verkaufen. Ein so furchtbares Beispiel der Strenge schreckte alle zum alten Gehorsam zurück; alle huldigten entsetzt dem Sieger. Nun beschloß Alexander, das große Unternehmen ins Werk zu setzen, welches schon sein Vater ausgeführt haben würde, wenn diesen nicht der Tod überrascht hätte, — die Eroberung des persischen Reiches. Nachdem er sich auf der Versammlung zu Korinth zum Oberanführer hatte wählen lassen, brach er, drei und zwanzig Jahre alt, im Frühlinge des Jahres 334, mit dem verbündeten Heere der Griechen und Macedonier zu dem Rachezuge nach Asien auf. Bei Sestus setzte er über den Hellespont nach Kleinasien über. Auf dem Schlachtfelde von Troja besuchte er die Grabmäler der alten Helden. Als er am Grabe des Achilleus

stand, rief er wehmütig aus: „O glücklicher Achilleus, der du im Leben einen treuen Freund und im Tode einen Sänger deiner Thaten gefunden hast!“

Schlacht am Granīkus (334 v. Chr.). — Bald darauf traf er an dem kleinen Flusse Granīkus auf ein persisches Heer. Kühn griff er an; aber fast hätte er hier sein Leben eingebüßt. Zwei persische Feldherren, die ihn an dem hochwallenden Helmbusch erkannten, sprengten auf ihn los, und während der eine ihm den Helm zerschmetterte, hob schon der zweite den Arm zum Todesstreiche auf. In diesem Augenblicke jagte Klitus, einer seiner Feldherren, herbei und schlug dem einen Perser mit einem fürchterlichen Hiebe Arm und Schwert zugleich zur Erde, während Alexander den anderen erlegte. Durch diesen Sieg im Jahre 334 wurde er Herr von Kleinasien. Mit seinem jubelnden Heere eilte er von Stadt zu Stadt. Plötzlich erkrankte er zu Tarsus. Mitten durch die Stadt schlängelte sich nämlich der Cydnusbach, dessen klares Wasser ihn zum Bade einlud. Mit Staub und Schweiß bedeckt stieg er hinein. Da überfiel ein plötzliches Zittern seine Glieder, er wurde leichenblaß und mußte aus dem Bade getragen werden. Die Ärzte gaben ihn auf; sie getrauten sich nicht, etwas zu verordnen. Nur einer, Philippus, entschloß sich, in dieser Not ein entscheidendes, aber gefährliches Mittel zu gebrauchen. Der König war eben im Begriffe, die von ihm verordnete Arznei zu nehmen, als ein Brief von seinem Feldherrn Parmēnio anlangte, mit der Warnung: „Traue dem Philippus nicht, er soll vom Perserkönige bestochen sein, dich zu vergiften!“ Alle erschraken, nur nicht der König. Er gab seinem Arzte den Brief und nahm in demselben Augenblicke die verordnete Arznei. Sein edles Vertrauen ward durch schleunige Genesung herrlich belohnt. Schon nach wenigen Tagen stand er wieder an der Spitze seines jubelnden Heeres.

Schlacht bei Issus (333 v. Chr.). — Bald darauf traf Alexander bei der Stadt Issus in Cilicien mit dem Perserkönige Darīus Kodomannus selbst zusammen. Obgleich die Perser an Zahl weit überlegen waren, so erlitten sie doch eine völlige Niederlage. Darius selbst war so eilig geflohen, daß er Wagen,

Bogen und Mantel zurückgelassen hatte; das ganze reiche Lager ward eine Beute der Macedonier. Unter den Gefangenen war auch des Darius Mutter, seine Frau, zwei seiner Töchter und sein unmündiger Sohn. Als sie den Wagen des Darius erblickten, weinten sie laut auf; denn sie meinten, der König sei tot oder gefangen. Sogleich aber ließ ihnen Alexander die tröstende Nachricht bringen, Darius lebe und sei entkommen. Am folgenden Tage besuchte er sie selbst, tröstete sie über ihr Schicksal und behandelte sie überhaupt mit der größten Milde und Schonung.

Alexander in Ägypten (332 v. Chr.). — Während Darius in das Innere des Reiches floh, zog Alexander zunächst die Küste des mittelländischen Meeres hinunter. Ungehemmt drang er durch Phönizien bis vor Tyrus. Sieben Monate lang leistete diese auf einer Insel gelegene Stadt verzweiflungsvollen Widerstand; da endlich ward sie erstürmt (332). Von dort zog er längs der Küste Palästinas. Nur Gaza leistete kurzen Widerstand, alle übrigen Städte öffneten ihm freiwillig die Thore. Jetzt sollte auch die letzte Provinz am Mittelmeere, Ägypten, den Persern entrissen werden. Der Weg durch dieses Land glich einem Triumphzuge. Des persischen Joches müde, empfingen alle frohlockend den Sieger. Dieser fuhr den Nil hinunter und legte an einer der westlichen Mündungen die neue, nach seinem Namen benannte Stadt Alexandrīa an, welche durch ihre vortreffliche Lage bald der Sitz des Welthandels und der Sammelplatz aller Künste und Wissenschaften wurde. Dann unternahm er noch einen höchst abenteuerlichen Zug nach dem Tempel des Jupiter Ammon, welcher auf einer Oase mitten in der libyschen Sandwüste lag und sehr berühmt war. Unter unsäglichen Schwierigkeiten kam er endlich an und befragte das Orakel. Was ihm dieses geantwortet hat, weiß man nicht; aber es heißt, die Priester hätten ihn als einen Sohn des Jupiter begrüßt, und gleich darauf sei er zufrieden zurückgekehrt.

Schlacht bei Gaugamēla (331 v. Chr.). — Durch neue Kriegsvölker verstärkt, wendete sich Alexander bald wieder nach Asien, um jetzt den Darius aufzusuchen. Schon früher, nach der Schlacht bei Issus, waren Gesandte von jenem zu ihm gekommen,

welche ihm eine ungeheure Summe als Lösegeld für die hohen Gefangenen, die Hand einer der königlichen Töchter und alles Land vom Hellespont bis zum Euphrat boten. „Was meinst du dazu?“ fragte Alexander den Parmenio. „Ich würde es thun, wenn ich Alexander wäre!“ antwortete dieser. — „Ich auch, wenn ich Parmenio wäre!“ erwiderte Alexander lachend. Die Anträge des Darius wurden zwar zurückgewiesen, jedoch ließ er ihm sagen, er solle nur zu ihm kommen und gewiß die beste Aufnahme finden; sonst aber würde er ihn aufsuchen. Noch einmal wollte der Bedrängte das Glück der Waffen versuchen und stellte bei der Stadt Gaugamēla (in Assyrien), nicht weit von Arbēla, wo jetzt Erbil liegt, seine Scharen zum Kampfe auf. Die macedonischen Feldherren, betroffen über die ungeheure Macht der Perser, rieten am Abende vor der Schlacht ihrem Könige, den Feind in der Nacht zu überfallen. Alexander aber erwiderte mit stolzer Zuversicht: „Nein, stehlen will ich den Sieg nicht!“ und begab sich sorglos zur Ruhe. Am anderen Morgen weckte ihn Parmenio und sprach verwundert: „Du schliefest ja so ruhig, o König, als wenn du schon gesiegt hättest!“ — „Glaubst du denn nicht, lieber Parmenio,“ war des Königs Antwort, „daß wir schon so gut als gesiegt haben, da wir nun den Darius vor uns haben und nicht mehr durch Wüsteneien zu ziehen brauchen, um ihn aufzusuchen?“ — Der Kampf war sehr hitzig; die Perser fochten wie Verzweifelte; Alexander blieb jedoch Sieger. Durch diesen glänzenden Sieg bei Gaugamēla wurde er Herr des großen persischen Reiches. Unermeßlich war die Beute, die in den alten Königsstädten Babylon, Susa, Persepŏlis und Ekbatāna gefunden wurde.

Unterdessen floh der unglückliche Darius, stets aufgejagt und verfolgt, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Einst kam Alexander beim Verfolgen in eine große Sandwüste, in welcher kein Wasser zu finden war. Endlich hatte ein Reiter Wasser aufgefunden und brachte ihm hiervon in seinem Helme. Der König aber, welcher sah, daß seine Soldaten, eben so wie er, vor Durst lechzten, goß es in den Sand mit den Worten: „Für einen zu viel, für alle zu wenig!“ Da riefen die Soldaten: „Auf, führe uns nur weiter, wir sind nicht durstig, wir halten uns nicht für

sterblich, so lange ein solcher König uns führt!" — Während des Aufenthaltes in Medien kam die Nachricht zu Alexander, daß die persischen Krieger sich gegen ihren Herrn empört, und der treulose Statthalter von Baktrien, Bessus, ihn gefangen genommen und sich selbst zum Könige habe ausrufen lassen. Da jagte Alexander mit einem Trupp Reiter dem Verräter nach. Als dieser seine Verfolger in der Nähe witterte, versetzte er seinem Könige mehrere Dolchstiche und eilte davon. Alexanders Reiter fanden den ermordeten König mit Blut und Staub bedeckt, in den letzten Zügen liegen. Er bat sie um einen Trunk Wasser, und ein Macedonier brachte ihm die letzte Labung. Erquickt sprach der Unglückliche: „Freund, das ist das größte meiner Leiden, daß ich dir diese Wohlthat nicht vergelten kann: doch Alexander wird sie dir vergelten. Ihn mögen die Götter für die Großmut belohnen, die er meiner Mutter, meiner Gemahlin und meinen Kindern erwiesen hat. Hier reiche ich ihm durch dich meine Rechte!" Nach diesen Worten verschied er. Nicht lange darauf kam Alexander herangesprengt. Gerührt betrachtete er die Leiche des Mannes, den er, ohne ihn zu hassen, so eifrig verfolgt, und ohne es zu wollen, so unglücklich gemacht hatte. Er spreitete seinen Mantel über ihn aus und ließ ihn nach Persepŏlis bringen, wo er in der königlichen Gruft feierlich beigesetzt wurde. Dann aber brach er schnell wieder auf, um den schändlichen Meuchelmörder seines königlichen Herrn zu verfolgen, und ruhete nicht eher, als bis er ihn eingeholt und grausam hatte hinrichten lassen.

Jedoch mit der Besiegung des Königs war der Krieg noch keineswegs beendigt. Alexander hatte noch viele und hartnäckige Kämpfe zu bestehen mit den feindlichen Statthaltern und kriegerischen Bergbewohnern: und während er gegen diese zog, brachen oft im Rücken neue Empörungen aus. Außerdem hatte er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die ihm bald reißende Ströme, bald steile Gebirge, bald große Wüsten in den Weg legten. Der König selbst war überall der Thätigste und Unerschrockenste; deshalb verloren auch seine Soldaten nie den Mut. Darüber aber murrten sie sehr, daß er Heimisches und Ausländisches immer mehr auf gleiche Stufe stellte. So verheiratete er sich mit einer

Perserin und ließ Perserknaben macedonisch erziehen, kleidete sich wie ein Perser und forderte am Ende sogar, daß seine Leute nach morgenländischer Sitte vor ihm niederknieen sollten. Dabei wurde er, wie ein persischer Großkönig, oft sehr grausam. Einst bei einem Festgelage kam das Gespräch auf die Großthaten der alten Helden. Schmeichler fanden sie gering gegen die ihres Königs; nur Klitus gestand freimütig, daß diesen doch sein Vater Philipp übertreffe. Alexander glühete vor Zorn. Alle zitterten für das Leben des Klitus und führten ihn eiligst hinweg. Doch vergebens gewarnt trat er bald wieder herein und behauptete noch kühner die Wahrheit seiner Aussage. Da sprang Alexander wütend von seinem Sitze, riß einem Trabanten die Lanze aus der Hand und erstach den, der ihm am Granīkus das Leben gerettet hatte. Kaum aber war die blutige That geschehen, so kam er wieder zur Besinnung. Er entsetzte sich, weinte laut auf, rief Klitus über Klitus! Mehrere Tage und Nächte brachte er in trostloser Verzweiflung einsam in seinem Zelte zu. Dann zerstreueten ihn nach und nach neue Unternehmungen und Arbeiten.

Alexander in Indien. — Nachdem er die nördlichen Provinzen des alten Perserreiches durchstreift, mehrere Völkerschaften der wilden Scythen sich unterworfen hatte, zog er nach Indien. Dieses war ein sehr bevölkertes und gut angebautes Land mit blühenden Städten und Dörfern. Die Bewohner zeichneten sich schon früh durch Kunstfleiß und Kenntnisse aus. Sie waren, wie die Ägyptier, in Kasten geteilt. Die Priester und Gelehrten, Brahmanen genannt, machten die vornehmste aus. Über dieses Land herrschten damals mehrere von einander unabhängige Fürsten, die in ewigem Streite mit einander lagen. Um so leichter wurde ihre Unterjochung. Kühn setzte Alexander über den Indusstrom, von welchem das Land seinen Namen hat. Viele Fürsten kamen ihm hier huldigend mit Geschenken entgegen. Weiter hinauf aber, an dem Hydăspes, einem Nebenflusse des Indus, hatte er einen Kampf zu bestehen mit dem Könige Pōrus, welcher den Fluß besetzt hielt. Nach verzweifelter Gegenwehr wurde Porus geschlagen und gefangen. Er erhielt jedoch von Alexander, welcher ihn schätzte, Freiheit und vergrößerte Herrschaft zurück.

323 v. Chr. Sein früher Tod war ein unersetzlicher Verlust für das verwaiste Reich. Noch fehlte überall eine feste Ordnung der Dinge in dem großen Weltreiche.

Teilung des Reiches. — Nach seinem Tode erhob sich ein zwei und zwanzigjähriger wechselvoller Krieg um den Thron unter Fürsten aus verschiedenen Familien. Alexander hatte nämlich keinen regierungsfähigen Erben, und als man ihn auf dem Sterbebette fragte, wen er zu seinem Nachfolger bestimmte, erklärte er, „den Würdigsten“. Darum glaubte jeder Hauptanführer, ihm komme rechtmäßig ein Teil von dem Reiche zu, an welchem er habe erobern helfen, und griff zu den Waffen. Erst die blutige Schlacht bei Ipsus in Phrygien, im Jahre 301 v. Chr., führte einstweilige Ruhe wieder herbei. Das große Reich Alexanders wurde jetzt in mehrere kleine zersplittert. Die bedeutendsten unter diesen waren: das ägyptische unter den Ptolemäern, mit der Hauptstadt Alexandrīa; das macedonische, welches die Herrschaft über Griechenland fortzubehaupten suchte, und das syrische unter den Seleucīden. Besonders das ägyptische Reich hat unter diesen Teilstaaten anfänglich eine schöne Blüte erlebt, auch Syrien sich zu einer großen Macht entfaltet. Dann aber verfielen alle die genannten Staaten, welche aus dem zertrümmerten Weltreiche Alexanders hervorgegangen waren, und wurden schließlich die Beute eines Volkes, dem später die Weltherrschaft zufiel, nämlich der Römer.

Dritte Unterabteilung der Geschichte des Altertums.

Zwölfter Abschnitt.

Geschichte der Römer.

Beschreibung des Landes. Einteilung der römischen Geschichte. Die Urgeschichte bis zur Gründung Roms und der Herrschaft der Könige.

Beschreibung des Landes.

Unfern der Grenze des südwestlichen Teiles von Deutschland, vom südlichen Abhange der Alpen aus, erstreckt sich fast in der Form eines Reiterstiefels weit in das mittelländische Meer hinein die anmutige Halbinsel Italien, die man wohl den Garten von Europa nennt. Auf ihrer westlichen Seite liegt das tyrrhenische Meer, während es im Osten von den Fluten des stürmischen adriatischen Meeres bespült wird. Nur der mittlere und südliche Teil der Halbinsel wurde in der ältesten Zeit Italien genannt, denn in der Tiefebene des Po, dem jetzigen Ober-Italien, wohnte damals ein von den übrigen Bewohnern des Landes durchaus verschiedenes Volk, die Gallier, nach denen jene reiche Flußebene auch geheißen wurde. — Mitten durch die Halbinsel zieht von Norden nach Süden ein hohes Gebirge, die Apenninen, so daß Mittel- und Unter-Italien dadurch in eine westliche und eine östliche Hälfte zerfällt. Auf der westlichen Seite lagen im Altertum folgende Landschaften: Etrurien, Latium, Kampanien, Lukanien und Bruttium; die Landschaften der östlichen Hälfte hießen: Umbrien, Picēnum, Samnium, Apulien und Kalabrien. In der Mitte der westlichen Hälfte, im schönen und fruchtbaren Latium, wohnte vor alten Zeiten das berühmte und mächtige Volk der Römer.

Im Frieden war das Hauptgeschäft der alten Römer der Ackerbau. Dieser wurde nicht, wie zu Sparta, den Sklaven überlassen; der vornehmste Bürger ging selbst in der guten alten Zeit hinter seinem Pfluge; er selbst bereitete sich am Herde seine einfache Kost. Nicht selten wurde er vom Pfluge fort nach der Stadt gerufen, um das Heer anzuführen. Im Kriege waren die Römer fast noch streitbarer, als selbst die Spartaner. Sie alle wollten Söhne und Nachkommen ihres furchtbaren Kriegsgottes Mars sein, denen sich kein Mensch mit Glück widersetzen könne. In festen, geschlossenen Reihen, voll Vertrauen auf sich selbst und ihre schirmenden Kriegsgötter, zogen sie mutig dem Feinde entgegen und ruheten nicht eher, als bis er unterworfen war. Zuerst unterjochten sie die kleinen benachbarten Völker. Dann drangen sie erobernd immer weiter, bald nach Norden, bald nach Süden, so daß sie schon fünfhundert Jahre nach Erbauung ihrer Stadt ganz Italien unter ihrer Herrschaft hatten. Hiermit noch nicht zufrieden, setzten sie nach Sizilien über und eroberten dieses fruchtbare Eiland; darauf einen Teil Afrikas, dann Asiens; kurz, um die Zeit der Geburt Christi hatten sie ein Reich erobert, das fast die ganze damals bekannte Welt umfaßte.

Einteilung der römischen Geschichte.

Die römische Geschichte zerfällt in drei Zeiträume:

1. Rom ein Königreich, von 753—510 vor Chr.
   (Von der Gründung Roms bis zur Vertreibung der Könige.)
2. Rom ein Freistaat, von 510—31 vor Chr.
   (Von der Gründung des Freistaates bis zum Sturze desselben.)
3. Rom ein Kaiserstaat, von 31 vor Chr.—476 nach Chr.
   (Vom Kaiser Augustus bis zum Untergang des weströmischen Reiches.)

Die römische Vorzeit.

Gründung Roms (753 v. Chr.). — Von ganz geringem Ursprunge ist dieses Heldenvolk ausgegangen. In Latium lag eine alte Stadt, Alba Longa. Askänius, der Sohn des Aeneas,

soll sie in Gemeinschaft mit andern trojanischen Flüchtlingen, die sich in dieser Gegend niedergelassen hatten, erbaut haben. Einer von den späteren Königen dieser Stadt, so meldet die Sage, mit Namen Procas, hinterließ die gemeinschaftliche Herrschaft seinen beiden Söhnen Nūmitor und Amūlius. Der stolze Amulius aber, welcher den Thron mit keinem teilen wollte, verdrängte seinen älteren Bruder, ermordete dessen Sohn und machte, um vor aller Nachkommenschaft und Thronbewerbung gesichert zu sein, dessen Tochter Rēa Sylvīa zur Vestalin, d. i. Priesterin der Göttin Vesta. Als solche durfte sie sich nicht vermählen. Nichts desto weniger bekam, angeblich vom Gotte Mars, die verstoßene Bruderstochter Zwillingsknaben, Romulus und Rēmus. Hierüber erschrak der Oheim. Er ließ die Mutter lebendig begraben, die Kinder aber nach dem Tiberflusse bringen, sie dort zu ertränken. Zum Glück war der Fluß ausgetreten. Die königlichen Diener setzten deshalb den Korb mit den Kindern vorn auf das seichte Wasser und gingen davon. Das sinkende Wasser ließ aber den Korb mit den wimmernden Kindern auf dem Trocknen stehen. Eine dürstende Wölfin — so erzählt die Sage weiter — kam des Weges, fand die Kinder und säugte sie. So traf sie ein vorüberziehender Hirt, mit Namen Faustūlus. Er hob die Kleinen mitleidig auf und trug sie in seine Hütte. Hier wuchs das wunderbar gerettete Brüderpaar zu rüstigen Hirten heran. Vor Kampflust überfielen sie oft die Hirten des Numitor. Diese, der häufigen Neckereien der wilden Brüder und ihrer Raubgenossen müde, ergriffen endlich den Remus und schleppten ihn zu ihrem Herrn nach Alba. Numitor erkannte alsbald seinen Enkel, offenbarte ihm das grausame Vorhaben des Amulius, und die beiden Brüder beschlossen nun, an ihrem tyrannischen Groß-Oheim sich zu rächen. Mit einer Schar verwegener Gesellen drangen sie in die Stadt, ermordeten Amulius und setzten Numitor wieder auf den Thron. Erkenntlich gegen diese Wohlthat, erlaubte dieser seinen Enkeln, an dem Orte, wo sie als Hirten gelebt hatten, sich anzubauen. Hier nun, an dem Flusse Tiber, oben auf dem palatinischen Hügel, legten Romulus und Remus, in Verbindung mit vielen Bewohnern der Umgegend, im Jahre 753 v. Chr. den Grund zu der nachher so berühmt gewordenen

Stadt Rom. Um nun zu bestimmen, wer der neuen Stadt den Namen geben, wer sie als König beherrschen sollte, beschlossen sie nach damaliger Sitte, durch Beobachtung des Vogelfluges den Willen der Götter zu erforschen. Dem Remus erschienen zuerst sechs Geier. Aber kaum hatte er frohlockend diese glückliche Erscheinung seinem Bruder gemeldet, als diesem unter Donner und Blitz ein Zug von zwölf Geiern vorüberflog. Jetzt entstand ein heftiger Streit unter den Brüdern. Beide nahmen die königliche Würde für sich in Anspruch: Remus, weil ihm zuerst die Geier, Romulus, weil ihm die doppelte Zahl erschienen sei. Zankend wurden sie handgemein, und Remus fiel im Getümmel. So wurde Romulus der alleinige Herrscher, und die Stadt nach ihm benannt.

Dreizehnter Abschnitt.

Erster Zeitraum (von 753—510).

Rom ein Königreich.

In diesem Zeitraume herrschten über Rom nach einander 7 Könige, nämlich: Romulus, Numa Pompilius, Tullus Hostilius, Ancus Marcius, Tarquinius Priscus, Servius Tullius, Tarquinius Superbus. Diese Könige ordneten und befestigten den Staat im Inneren, erweiterten nach außen sein Gebiet durch glückliche Kriege, bis endlich durch den Übermut des letzten das Königtum gestürzt wurde.

Romulus umgab sich zum Zeichen seiner Königswürde mit einer Leibwache von Reitern, aus deren Nachkommen sich ein besonderer Stand, der der Ritter, bildete. So oft er öffentlich erschien, schritten zwölf Gerichtsdiener, Liktōren, mit Beilen und Rutenbündeln bewaffnet, in stattlicher Reihe vor ihm her. Aus den angesehensten Bürgern wählte er sich einen Rat (Senātus) von hundert Mitgliedern, deren Zahl aber später bedeutend vermehrt wurde. Diese sollten mit ihm das Wohl der Gemeinde beraten, sie sollten die Väter (Patres) derselben sein. Daher nannte man auch ihre Nachkommen, die lange einen vorberechteten Stand bildeten, Patrizĭer. Die ältesten römischen Bürger, welche bald durch neue Ansiedler vermehrt wurden, zerfielen in drei Stämme, Tribus genannt, jede Tribus in zehn Kurĭen oder

Bruderschaften. Nach diesen Kurien mußten sich die Bürger zu bestimmten Zeiten auf dem öffentlichen Volksplatze versammeln, um über die Angelegenheiten der Gemeinde ihre Stimme abzugeben. Diese Versammlungen nannte man Comitĭa curiāta, d. i. Versammlungen der Kurien.

Um die Zahl seiner Unterthanen zu vermehren, eröffnete Romulus, so fährt die Sage fort, eine Freistätte (Asyl), wohin der verfolgte Unglückliche, wie der verbannte Verbrecher, sich begeben, und des Schutzes der römischen Anbauer genießen konnte. Durch dieses Mittel erhielt die Stadt einen bedeutenden Zuwachs an Männern. Aber nun fehlte es an Frauen. Als diese auf freundschaftlichem Wege von den benachbarten Staaten nicht zu erlangen waren, nahm Romulus seine Zuflucht zu einem Gewaltstreiche. Er ließ zu Ehren des Meergottes Neptūnus ein großes Volksfest zu Rom anstellen und alle Nachbarn zu demselben einladen. Zahlreich fanden diese sich ein, insbesondere die Sabīner mit Weibern und Kindern. Während sie nun am Tage des Festes arglos den Volksspielen zuschauten, stürzten plötzlich auf ein gegebenes Zeichen die römischen Jünglinge in den Haufen der Zuschauer. Jeder ergriff in der Geschwindigkeit eine Jungfrau und schleppte sie in seine Hütte. Die bestürzten Eltern flohen nach allen Seiten wehklagend und schreiend auseinander.

Die Geraubten ließen sich in Rom von ihren Männern bald besänftigen, aber ihre Väter daheim sannen auf blutige Rache. Die Sabiner insbesondere rückten unter ihrem Könige Titus Tatĭus mit einem großen Heere drohend heran, und vor den Mauern Roms kam es zum Kampfe. Da stürzten plötzlich die geraubten Sabinerinnen mitten zwischen die feindlichen Reihen, fleheten hier zu ihren Männern, sie nicht zu Waisen, dort zu ihren Vätern, sie nicht zu Witwen zu machen. Dieser Anblick rührte die Heere und ihre Führer. Die Waffen ruheten. Es herrschte tiefe Stille, und die beiderseitigen Führer traten in die Mitte und schlossen Frieden unter der Bedingung, daß beide Staaten vereinigt würden. Romulus und Tatĭus sollten gemeinschaftlich in Rom regieren, und die vereinten Römer und Sabiner nunmehr auch den gemeinschaftlichen Namen Quirīten führen.

Der nahe gelegene Hügel Quirinālis wurde jetzt in das Gebiet der Stadt gezogen.

Romulus, der nicht einmal seinen Bruder hatte neben sich dulden können, wollte gewiß nicht lange mit einem Fremden die Herrschaft teilen. Tatius wurde nach sechs Jahren zu Lavinium bei einem Opferfeste erschlagen, nicht ohne den Verdacht, daß es auf heimliche Veranstaltung des Romulus geschehen sei. Bald aber wurde Romulus selbst ein Opfer seiner Herrschsucht. Bei einer Heeresmusterung vor den Thoren Roms ward er plötzlich vermißt. Die Senatōren, die ihn wahrscheinlich ermordet hatten, streueten unter das Volk aus, er sei zum Himmel aufgefahren, und verordneten, ihn von nun an als einen Gott unter dem Namen Quirīnus zu verehren.

Numa Pompilius, sein Nachfolger, war ein sehr weiser und frommer König. Er suchte ein friedliches, auf Religion sich stützendes Volksleben zu begründen. Das Volk sollte nie vergessen, daß die göttliche Huld und Gnade allein Segen und Gedeihen bringe. Darum baute er Tempel, ordnete Festtage und Opfer an, errichtete mehrere Priesterorden und führte zur Bestimmung der Festtage einen neuen Kalender ein. Auch förderte er den Ackerbau und sicherte das Eigentum eines jeden durch göttlich verehrte Grenzsteine. Um so kriegerischer war aber der folgende König.

Tullus Hostilius. — Unter ihm brach die Eifersucht, welche schon lange zwischen der Mutterstadt Alba und Rom geherrscht hatte, in einen Krieg aus. Um aber nicht während des Kampfes von den benachbarten, feindlich gesinnten Völkern heimtückisch überfallen zu werden, kam der albanische Führer Mettĭus Fufetĭus mit Tullus überein, durch einen Zweikampf entscheiden zu lassen, welches Volk über das andere herrschen sollte. Zufällig dienten im römischen Heere Drillingsbrüder, Horatĭer genannt, ebenso im albanischen, Curiatĭer. Diese erboten sich zu dem wichtigen, über das Schicksal zweier ganzen Völker entscheidenden Kampf. In der Mitte beider Heere ging der Kampf vor sich und fiel endlich zu Gunsten der Römer aus. Obgleich die Bedingungen des Vertrages beiderseits auf das feierlichste beschworen waren,

so suchte dennoch Mettĭus durch Treulosigkeit und Verrat sich der Herrschaft der Römer zu entziehen. Er reizte die benachbarten Fidenāter und Vejēnter zum Kriege gegen Rom auf und versprach ihnen, mit seinem Heere zu ihnen überzugehen. Allein diese Treulosigkeit verfehlte ihren Zweck und brachte noch größeres Unglück über ihn und sein Volk. Sobald er nämlich auf dem Kampfplatze von den Römern sich trennte und seitwärts zog, rief Tullus seinen hierüber bestürzten Truppen mit lauter Stimme zu, daß die Feinde es hören konnten: auf seinen Befehl ziehe Mettĭus mit den Albanern ab, um dem Feinde in den Rücken zu fallen. Diese List wirkte. Die Feinde fürchteten Verrat und ergriffen eiligst die Flucht. Jetzt eilte auch Mettĭus zurück und wünschte mit scheinbarer Freude dem Tullus Glück zu dem herrlichen Siege. Aber der ergrimmte König ließ den Verräter grausam hinrichten, zerstörte dann Alba von Grund aus und führte die Einwohner nach Rom. Hier wurde ihnen der bisher noch unbebaute Hügel Cälius zum Wohnsitz angewiesen.

Ancus Marcius, der vierte König, führte ebenfalls glückliche Kriege mit den benachbarten Latīnern. Er zerstörte mehrere ihrer Städte und versetzte die Einwohner nach Rom. Solche neue in Rom aufgenommene Einwohner bildeten hier die Plebs (Menge) — daher ihr Name Plebējer. Diese Plebejer oder Neubürger hatten nicht die Vorrechte der römischen Altbürger, der Patrizĭer, welche die herrschende Klasse ausmachten. Sie waren als römische Einsassen persönlich frei, hatten aber in den öffentlichen Angelegenheiten kein Stimmrecht, obwohl sie an den Staatslasten teilnehmen mußten. Derselbe Ancus erweiterte das Gebiet Roms bis ans Meer und legte an der Mündung des Tiberflusses die Hafenstadt Ostĭa an.

Tarquinius Priscus, von griechischer Abstammung, war sein Nachfolger. Dieser verschönerte mit der Beute, die er den Latinern und Etruskern in glücklich geführten Kriegen abgenommen hatte, Rom. Er legte zur Ableitung des Unflates Kloāken oder unterirdische Kanäle an und führte um den einen Teil der erweiterten Stadt eine feste Mauer auf, um den anderen einen Wall und Gräben, doch ist erst unter seinem Nachfolger diese Befestigung

der Hauptstadt beendet worden. Auch erbauete er den Circus maximus, eine für Wettrennen zu Wagen und zu Pferde bestimmte Rennbahn, und legte den Grund zu dem berühmten Kapitol, der mächtigen Tempelburg des Jupiter auf dem kapitolinischen Hügel. Tarquinius wurde von den Söhnen des Ancus Marcius, deren Vormund er gewesen war, ermordet.

Servius Tullius*), der Sohn einer Sklavin, wie die Sage erzählt, und Eidam des Tarquinius, bestieg nunmehr den Thron, nicht sowohl durch die Wahl des Senates und Volkes, als vielmehr durch die Klugheit seiner Pflegemutter Tanaquil. Dieser große Mann war der eigentliche Begründer der römischen Staatsverfassung. Er teilte die Bürger nach ihrem Vermögen in fünf Klassen und diese in 193, an Kopfzahl sehr verschiedene Centurien oder Kompagnieen. Die erste Klasse, in welcher die reichsten und vornehmsten Bürger waren, enthielt allein 98 Centurien; die vier folgenden zusammen 90, und dazu kamen noch außerhalb der Klassen vermutlich 5 andere Centurien. Nach dieser neuen Einteilung der Bürger richtete sich zunächst der Grad der Verbindlichkeit zum Kriegsdienste. Für Bewaffnung und Unterhalt im Felde mußte damals jeder Bürger selbst sorgen. Die erste Klasse, als die begütertste, machte die Schwerbewaffneten aus. Jede der folgenden war verhältnismäßig leichter bewaffnet, bis auf die letzte Centurie, die aus den ärmsten Bürgern (Proletariern) bestand und nur zum Landsturm aufgeboten wurde. Die Reiterei, welche ursprünglich nur aus Patriziern genommen war, wurde nun durch Aufnahme reicher Plebejer bedeutend vermehrt; der Staat stellte jedem das Pferd. — Auch für die Ausübung der Bürgerrechte im Friedensleben war die Klasseneinteilung des Königs Servius berechnet. Zur Beratung und zur Beschlußfassung über die staatlichen Angelegenheiten traten nämlich die Klassen mit ihren Centurien von Zeit zu Zeit zu einer großen Volksversammlung zusammen. Da aber jede Centurie nur eine Stimme hatte, so war das Übergewicht bei den vornehmen Bürgern der ersten Klasse, welche freilich auch gegen den Staat, besonders im Kriege, die meisten

*) Gleichzeitig regierten Pisistratus in Athen, und Cyrus in Persien.

Pflichten hatten. — So waren Rechte und Pflichten der Bürger genau gegen einander abgewogen. Dieselben Männer, welche im Sturme der Schlacht vorangingen und durch Bewaffnung und Übung den Ausschlag gaben im Kampfe, wurden auch in der Versammlung der Gemeinde die Leiter und Führer des Volkes und gaben hier die Entscheidung.

Schon jetzt erkannten die kleinen benachbarten Völker, die Sabiner und Latiner, Rom als ihr Oberhaupt an. Servĭus errichtete mit ihnen einen Friedensbund, den sie durch jährliche Zusammenkünfte auf dem aventinischen Hügel im Tempel der Göttin Diāna gemeinschaftlich feierten.

Tarquinius Superbus. — Dieser Tarquĭnius, mit dem Beinamen Supērbus, d. i. der Übermütige oder Tyrann, war der siebente und letzte König Roms. Durch die Ermordung seines königlichen Schwiegervaters hatte er sich gewaltsam des Thrones bemächtigt, ohne die Wahl und Bestätigung abzuwarten. Um als eigenmächtiger Gebieter sich zu schützen, umgab er sich mit einer bewaffneten Leibwache von Ausländern. Das gemeine Volk in der Stadt beschäftigte er mit großen Bauten. Er verschönerte den Circus maximus und vollendete den Bau der Kloaken, der Wasserleitungen und des Kapitols, — Riesenwerke, die bereits Tarquinius Priscus begonnen hatte. Mehrere Senatoren, die ihm verdächtig waren, ließ er heimlich umbringen. Sein Neffe, L u c ĭ u s J u n ĭ u s, wußte sich seinem Dolche nur dadurch zu entziehen, daß er sich blödsinnig stellte. Tarquinius achtete ihn daher nicht und nannte ihn spöttisch nicht anders als B r u t u s, d. i. Blödsinniger. Aber eben dieser Brutus wurde der Urheber des Sturzes der königlichen Herrschaft. — Tarquinius belagerte gerade Ardĕa, eine Stadt unweit Rom. Eines Abends ritt sein Sohn Sextus aus dem Lager nach dem benachbarten Städtchen Collatĭa. Und der wüste Jüngling mißhandelte hier eine allgemein geachtete Frau, L u c r ē t ĭ a, deren Gemahl, Collatīnus, im Lager vor Ardea stand. Diese erstach sich im Übermaße des Schmerzes über die erlittene Unbilde mit einem Dolche. Jetzt erhob sich zum Erstaunen aller der früher verkannte Brutus. Er ließ die Leiche öffentlich zur Schau ausstellen und schwur Rache dem Frevler und der

ganzen königlichen Familie. Dann eilte er nach Rom und entflammte auch hier das Volk zur Absetzung und Verbannung des Tyrannen mit seiner Familie. Sogleich wurden alle Thore geschlossen, während der unermüdliche Brutus nach dem Lager eilte und auch dort die neue Greuelthat verkündete. Auch das Heer verließ höchst erbittert den König und kehrte nach Rom zurück. Hier wurde nun nach kurzer Zwischenzeit, ein Jahr später, als auch Athen von seinem Tyrannen Hippias war befreit worden, die königliche Regierung abgeschafft. So wurde Rom eine Republik oder ein Freistaat.

Vierzehnter Abschnitt.

Zweiter Zeitraum (510—31 vor Chr.).

Rom ein Freistaat.

Die Geschichte des römischen Freistaates wollen wir in drei Perioden behandeln. Die erste umfaßt die Zeit von 510—266 vor Christus; in dieser liegen die Alt- und die Neu-Bürger Roms mit einander im Streite, doch wenden sie einträchtig ihre Waffen gegen die Feinde im Felde und unterwerfen sich schließlich nach einer Reihe blutiger Kriege das Festland Italiens bis zur Tiefebene des Po. — Von den beiden anderen Perioden umfaßt die zweite die Zeit von 266—133 vor Chr., die Zeit der auswärtigen Kriege; die dritte von 133—31 vor Chr., die Zeit der Bürgerkriege.

Kurze Zusammenstellung der Hauptereignisse der ersten Periode. a. Der Streit der Bürger: 509 Konsuln; 501 Diktator; 494 Volkstribunen; 451 Gesetze der zwölf Tafeln; 366 erster plebejischer Konsul; 300 Gleichstellung der beiden Stände. b. Kriege mit auswärtigen Feinden: Porsenna; Krieg mit den Latinern (496); Krieg mit Veji (396); die Gallier in Rom (389); die drei Kriege gegen die Samniter (342—290); der Krieg gegen Tarent und Pyrrhus (282—272).

Erste Periode der Geschichte des Freistaates. (510 bis 266 v. Chr.). — Aus der Mitte der Patrizier wurden seit dem Sturz des Königtums jährlich zwei Männer gewählt, die an der Spitze des Senates das Volk in der Stadt regierten und es im Felde anführten. Dieselben nannten sie später Konsuln, d. i. Reichsverwalter. Die Retter der Volksfreiheit, Brutus und Collatinus, wurden aus Dankbarkeit vom Volke zu den ersten Konsuln erwählt. — Neben den Konsuln blieb der Senat, jener ehrwürdige Rat, zu welchem die angesehensten Bürger gehörten, bestehen.

Die Zahl der Senatoren wurde allmählich bis auf 300 vermehrt, auch bekam diese Versammlung größere Rechte, denn sie ernannte die Feldherren, genehmigte die Friedensschlüsse, verwaltete die Staatseinkünfte, hatte die Aufsicht über die Religion und genoß überhaupt im ganzen Staatsleben das höchste Ansehen. — Auch die Volksversammlung wurde nach Beendigung der Gewaltherrschaft des letzten Königs wieder eingerichtet; sie wählte die obersten Beamten, entschied über die vom Senat vorgeschlagenen Gesetze und ebenso über die Kriegserklärung. — Bald befreundete sich das römische Volk mit der neuen Verfassung seines Freistaates und wies alle Bedrohungen seines Bestehens mit Heldenmut zurück.

Krieg mit Porsenna. — Aber schwere Kämpfe hatte die junge Republik bald darauf zu bestehen, Kriege, welche der Sage nach größtenteils von dem verbannten Tarquinius angezettelt wären. So hätte dieser mit seinen Söhnen zum Porsenna, König von Clusium in Etrurien, seine Zuflucht genommen und ihn vermocht, mit einem großen Heere gegen Rom anzuziehen. Schon war er bis zur Tiberbrücke vorgedrungen, schon wollte er zugleich mit den fliehenden Römern in die Stadt dringen; da aber, so heißt es, stellte sich ihm am Eingange der Brücke ein heldenmütiger Mann, Horatius Cocles, mit noch zwei entschlossenen Gefährten kühn entgegen. Diese drei Männer hielten den Andrang eines ganzen Heeres mit vorgehaltenen Schilden und Speeren auf, während ihre Mitbürger am jenseitigen Ufer mit dem Abbrechen der Brücke beschäftigt waren. Als diese dem Einsturze nahe war, riefen die Römer ihre treuen Streiter zurück. Nur die beiden andern gingen; Horatius aber blieb und wehrte sich so lange, bis er hinter sich das Getöse der einstürzenden Brücke und das Jubelgeschrei der jenseits stehenden Römer hörte. Da endlich stürzte er sich, gerüstet wie er war, in den Tiberfluß und schwamm trotz der Menge der nachfliegenden Pfeile unverletzt zu den Seinigen hinüber, die ihn als ihren Retter empfingen.

Durch solchen Heldenmut war Rom wohl für den Augenblick gerettet, das Verderben jedoch nicht abgewendet; denn Porsenna ließ die Stadt enge einschließen, um sie durch Hungersnot zur Übergabe zu zwingen. Schon war die Not aufs höchste gestiegen,

da faßte ein anderer Jüngling, **Mucius** (Scävola), den verwegenen Plan, durch blutige That der Retter seiner Vaterstadt zu werden. In der Frühe des Morgens schlich er, um unkenntlich zu sein, in etruskischer Kleidung ins feindliche Lager, mischte sich hier unter die feindlichen Soldaten und drängte sich mit ihnen voran zum Gezelte des Königs, wo gerade der Sold ausgezahlt wurde. Neben dem Könige saß der Schreiber, beide fast gleich gekleidet, aber alle wendeten sich an den Schreiber. Da meinte Mucius, dieser müsse wohl der König sein; und weil er sich durch Nachfragen nicht verraten durfte, so erstach er den Schreiber statt des Königs. Augenblicklich wurde er ergriffen und aufgefordert, zu bekennen, wer er sei, und was ihn zu einer so greuelvollen That verleitet habe. „Ein römischer Bürger bin ich," war seine Antwort, „Mucius ist mein Name. Als Feind wollte ich den Feind töten und scheue den eigenen Tod nicht; denn herzhaft handeln und herzhaft leiden ist Römer Sitte. Und wisse, nicht ich allein, eine große Anzahl Jünglinge hat sich wider dein Leben verschworen, in jeder Stunde wird ein Rächer dich umlauern." Über solche Tollkühnheit ergrimmte der König. Er drohete, ihn lebendig zu verbrennen, wenn er ihm nicht auf der Stelle die Verschwörung näher entdecke. „Sieh' her und lerne," rief Mucius, „wie wenig denen der Körper gilt, die hohen Ruhm vor Augen haben!" und streckte die rechte Hand in die lodernde Flamme eines nahen Opferherdes*). Da sprang der König voll Erstaunen auf, riß ihn vom Feuer weg und schenkte ihm großmütig Leben und Freiheit. Nun sagte Mucius, gleichsam als wollte er für die Großmut erkenntlich sein: „So wisse denn, unser dreihundert haben sich verschworen, auf diese Art dir beizukommen. Mich traf das Los zuerst; die übrigen werden, so wie es sie trifft, sich einstellen." Hierüber erschrak der König. Aus Furcht vor der Gefahr, in welcher fortan jeden Tag sein Leben schweben sollte, stand er von seiner Forderung ab, den Tarquinius in Rom wieder aufzunehmen, und schloß Frieden. Zur Aufrechterhaltung desselben mußten die Römer Geiseln stellen. Unter diesen war

---

*) Weil Mucius sich dadurch seiner rechten Hand beraubte, so erhielt er den Beinamen Scävola, d. i. Linkhand.

auch Clölia, eine edle Jungfrau, mit mehreren Gespielinnen. Kaum angekommen im etruskischen Lager, überlistete sie in der Nacht die Wächter, stürzte sich mit den übrigen Mädchen in den Tiberfluß, schwamm hindurch, und alle kamen wohlbehalten nach Rom zu ihren Eltern heim. Die Römer jedoch schickten die kühnen Mädchen sogleich zum Porsenna zurück. Der ritterliche König ehrte aber den weiblichen Mut. Er schenkte der Clölia nicht nur die Freiheit, sondern erlaubte ihr auch, sich noch einige von den übrigen Geiseln loszubitten. Sie wählte die jüngsten und kehrte mit ihnen froh nach Rom zurück. — Mit diesen schönen Ausschmückungen erzählt die spätere Sage einen Krieg, der in Wirklichkeit für die Römer einen sehr harten Ausgang gehabt hat.

Nach solch mißlungenem Versuche, heißt es weiter, hätte Tarquinius seine Hoffnung noch nicht aufgegeben. Er wiegelte ein Volk nach dem andern gegen die Römer auf, zuletzt auch die Latiner. Zwischen diesen und den Römern unter Aulus Postumius kam es im Jahre 496 am See Regillus zu einer höchst blutigen Schlacht, in welcher viele Anhänger der vertriebenen Königsfamilie ihr Leben verloren. Da floh endlich der alte Tarquinius, tief gebeugt und an seinem Glücke verzweifelnd, nach Cumä in Campanien. Hier rief bald nachher der Tod den schwergebeugten Greis von dem Schauplatze seines vielbewegten Lebens.

Anfang des Streites zwischen den Patriziern und Plebejern. — Statt der Könige regierten jetzt die Vornehmen in Rom, die Patrizier, mit den aus ihrer Mitte gewählten Konsuln, und drückten auf alle Art ihre niederen Mitbürger, die Plebejer. Sie bekleideten ausschließlich alle öffentlichen Ämter, sie richteten nach ihrer Willkür das Volk, sie hatten die Nutznießung der Staatsländereien. Der arme Plebejer hingegen mußte oft, um nur die Kosten des Feldzuges zu bestreiten, seinen Acker verpfänden oder verkaufen. — Oft fand er auch, wenn er aus dem Kriege zurückkam, denselben verwildert oder vom Feinde verwüstet und geriet mit Weib und Kind in die drückendste Not. Um das Leben zu erhalten, mußte er bei dem Patrizier Schulden machen und verarmte hierüber immer mehr. Das Schlimmste war noch, daß damals der Gläubiger völlige Gewalt über seinen Schuldner

6*

hatte. Er sperrte ihn ins Gefängnis oder den Schuldturm, verurteilte ihn zur Zwangsarbeit unter blutigen Geißelhieben. Das war das Schicksal der Streiter für die Freiheit des Vaterlandes, selbst solcher, die in mehr als zwanzig Schlachten tapfer gefochten und verdiente Ehrenzeichen in Menge aufzuweisen hatten. Wie hätten sie in den Jubel der Patrizier über den Untergang der Tyrannen mit einstimmen können, da eben die Patrizier vom Tage der Freiheit ab ihre und ihrer Kinder Tyrannen wurden! Sie weigerten sich deshalb, Kriegsdienste zu thun, und zwar zu einer Zeit, als die abgefallenen Latiner gegen Rom im feindlichen Anzuge waren.

Einsetzung des Diktators (501 v. Chr.). — In dieser Not versprach man dem Volke Erleichterung seiner Schuldenlast und setzte zur besseren Handhabung der Ordnung einen obersten Befehlshaber, Diktator, mit unumschränkter Gewalt ein, die er jedoch nicht über sechs Monate behalten sollte, damit sie nicht in eine vollständige Alleinherrschaft ausarte. Diese neue Würde kam im Jahre 501 v. Chr. auf. Titus Lartius bekleidete sie zuerst, nach ihm Aulus Postumius, dessen wir früher gedachten. Nachher wurde sie oft, aber meistens nur zur Zeit der höchsten Not, erneuert.

Das erschrockene Volk griff jetzt zu den Waffen und trieb siegreich die Feinde zurück. Aber statt den verdienten Lohn für seine neuen Anstrengungen und Opfer zu erhalten, wurde es nur noch härter gedrückt. So mehrmal getäuscht, nahm es endlich zu einem verzweifelten Mittel seine Zuflucht. Mit den Waffen in der Hand, seine Feldzeichen an der Spitze, zog es unter einem selbstgewählten Führer, Sicinius Bellūtus, nach dem drei Meilen von Rom gelegenen heiligen Berge. Auf diesem schlug es sein Lager auf in der Absicht, ein neues Gemeinwesen zu gründen.

Einsetzung der Volkstribunen (494 v. Chr.). — Der Senat, durch Tumult im Innern und Kriege von außen geängstigt, schickte schnell eine Gesandtschaft nach dem Berge, um das Volk zur Rückkehr einzuladen. An der Spitze derselben stand Menēnius Agrippa, ein Liebling des Volkes. Dieser, ein gewandter Mann, machte dem Volke in einer Fabel, wie nämlich die Glieder

des menschlichen Körpers sich einst gegen den bloß verzehrenden Magen empört und ihm ihre Dienste versagt, dadurch aber Schwäche und Hinfälligkeit über den ganzen Körper verbreitet hätten, begreiflich, daß seine Empörung und Trennung von den Vornehmen dieselbe Schwäche und Hinfälligkeit zur Folge haben würde. Es kehrte deshalb bald zurück, als man ihm seine Schulden erleichterte und eine besondere Schutzobrigkeit aus seiner Mitte, Tribūnen, gestattete. Diese haben mit der Zeit ihre Macht und ihre Bedeutung sehr vergrößert und bald einen großen Einfluß im Staatsleben bekommen. Anfangs waren ihrer zwei, dann fünf, zuletzt zehn. Ihnen wurden zwei Gehilfen, Ädīlen genannt, zugesellt, welche die Aufsicht über die öffentlichen Plätze, Straßen und Gebäude führen, Wucher und Überteuerung verhüten sollten. Diese bildeten demnach eine Art von städtischer Polizeibehörde.

Coriolānus (488?). — Der junge Patrizier Cajus Marcius Coriolanus war der erste, welcher die Gewalt dieser plebejischen Schutzobrigkeit erfahren mußte. In Rom war eine Hungersnot ausgebrochen. Und als nun große Schiffsladungen mit Getreide, das man auf der Insel Sizilien angekauft hatte, zu Rom ankamen, trug Coriolanus in der Ratsversammlung darauf an, dem Volke nicht eher etwas davon zu geben, als bis es die Tribunen wieder abschaffe, die täglich anmaßender und herrschsüchtiger würden. — „Mag doch der Pöbel,“ rief er mit bitterem Hohne, „wieder nach seinem heiligen Berge, oder nach einem sonst beliebigen Hügel ziehen, und wir wollen sehen, wer ihn abermals zurückruft.“ Wegen dieser und anderer Schmähungen verklagten ihn die Tribunen, und es wurde ihm ein Tag bestimmt, wo er sich vor dem Volke verantworten sollte. Coriolanus, der nichts anderes erwarten konnte, als daß der Beschluß des aufgereizten Volkes gegen ihn ausfallen würde, erschien an dem bestimmten Tage nicht. Da sprach das Volk in seiner Tribusversammlung die Acht über ihn aus. Diesem Volksbeschlusse war der tiefgekränkte Patrizier schon zuvorgekommen. Noch während der Abstimmung verließ er Rom und schwur schreckliche Rache seiner Vaterstadt. Nach der Sage ging er zu den bittersten Feinden der Römer, den Volskern, und reizte diese zu einem

Einfälle in das römische Gebiet. Er selbst wurde an die Spitze eines Heerhaufens gestellt und drang stürmend bis nahe vor die Thore Roms. Mit Feuer und Schwert wurden alle Ländereien der Plebejer auf das schrecklichste verwüstet, die Stadt von allen Seiten eingeschlossen. Als die Not hier aufs höchste gestiegen war, schickten die Römer eine Gesandtschaft nach der anderen ins volskische Lager, um ihn freundlichst zu bitten, von der Belagerung abzustehen und in seine Vaterstadt zurückzukehren; allein der erzürnte Sieger blieb unbewegt. Als aber seine eigene Mutter Vetūria und seine Gemahlin Volūmnia nebst ihren Kindern an der Spitze der ehrwürdigsten Frauen Roms im Lager erschienen und mit Bitten und Thränen in ihn drangen, da endlich ward er gerührt. Er umarmte seine Mutter und rief: „O Mutter, Mutter, Rom hast du gerettet, aber deinen Sohn verloren!“ Er gab den Befehl zum Rückzuge, soll aber dafür von den getäuschten Volskern erschlagen worden sein; nach anderer Angabe wäre er in hohem Alter und Ehren bei ihnen gestorben.

Gesetze der zwölf Tafeln (451 v. Chr.). — Kaum atmeten die Römer freier, so begannen auch wieder die früheren Streitigkeiten. Das Volk wollte fortan feste, allgemein gültige, geschriebene Gesetze haben und nicht länger in seinen Rechtssachen von der willkürlichen Entscheidung der Patrizier abhängig sein. Der Tribun Terentillus Arsa trug hierauf an. Infolge dessen entstanden wieder neue Volksunruhen, während welcher die Sabiner, unter Anführung des Herdōnius, sogar in Rom drangen, wobei sie ohne Zweifel auf die Beihilfe unzufriedener Bürger rechneten. Aber das Unternehmen wurde blutig zurückgewiesen. — Zuletzt erreichte doch das Volk durch sein gewöhnliches Mittel, durch die Weigerung des Kriegsdienstes, daß man Gesandte nach Griechenland, besonders nach Athen, schickte, das damals unter Pērikles blühete, um die dortigen Gesetze zu prüfen und das für die römischen Verhältnisse Geeignete aufzuzeichnen.

Die Abfassung der Gesetze übertrug man im Jahre 451 zehn Männern (Decem viri) aus dem Patrizierstande, denen man jetzt, mit einstweiliger Aufhebung aller übrigen Staatsämter, die höchste Gewalt übertrug. Im ersten Jahre wurden zehn Tafeln vollendet,

im folgenden noch zwei andere hinzugefügt. Schon waren die zwölf Tafeln öffentlich aufgestellt, dennoch behielten die Dezemvirn ihre Würde bei. Ja, Appius Claudius, das Oberhaupt derselben, suchte durch Gewaltthätigkeit und durch Werbung eines Anhanges sich die Alleinherrschaft zu verschaffen. Da veranlaßte die Mißhandlung der Tochter des Virginius einen Volksaufstand, welcher den Sturz der Dezemvirn und die Wiederherstellung der früheren Staatswürden zur Folge hatte.

Fortgang des Streites in Rom. — Das Volk ging in seinen Forderungen immer weiter. Auf den Vorschlag des Tribunen Canulējus wurde das Heiratsverbot zwischen den Patriziern und Plebejern aufgehoben (444). Der nämliche Tribun forderte auch die Wahlfähigkeit und Zulässigkeit der Plebejer zum Konsulate. Darüber erschraken die Patrizier. Sie sahen, daß das Volk jetzt auf den völligen Sturz ihrer seit Jahrhunderten behaupteten Standesvorrechte losgehe. Achtzig Jahre hindurch kämpften sie gegen diese Forderungen an und bewilligten kleinere Rechte, um größere zu retten. So hoben sie für manches Jahr das Konsulat auf und wählten sechs Kriegstribūnen mit konsularischer Gewalt, halb aus Patriziern, halb aus Plebejern. Sie trennten aber davon alles, was die Konsuln noch sonst zu verwalten pflegten, insbesondere das Amt der Richter (Prätōren) und der Censōren. Im Jahre 443 wählte der Senat aus seiner Mitte zwei Censōren, welche den Vermögensstand und die Bevölkerung der Stadt genau ermitteln mußten, um darnach Steuer und Heerespflicht des einzelnen nach richtigem Verhältnis bestimmen zu können. Dieses Amt wurde in der Folge sehr wichtig, da die Censōren auch das Sittenrichteramt erhielten.

Eroberung von Veji (396 v. Chr.). — Während der inneren Unruhen dauerten die kleineren Kriege mit den benachbarten Völkerschaften jährlich fort und nährten den kriegerischen Sinn der Römer. Da aber die häufigen Kriege den armen Mann ganz erschöpften, so sahen sich die Väter endlich gezwungen, Sold an die im Felde stehenden Bürger zu zahlen und demnach auch die Abgaben zu erhöhen (405). Von nun an wurde der Krieg, der früher im Winter immer geruht hatte, auch in dieser Jahreszeit

fortgesetzt, und so der Weg zu größeren Unternehmungen angebahnt. Der wichtigste Krieg um diese Zeit wurde gegen Veji, die mächtigste Stadt Etruriens, geführt. Im Jahre 405 fing die Belagerung an und dauerte, wie die Belagerung Trojas, zehn Jahre. Der Diktator Camillus eroberte sie endlich, genoß aber nicht lange des Ruhmes seiner glorreichen That. Von seinen Mitbürgern verleumdet, verließ er Rom und begab sich nach Ardĕa. Unterwegs soll er mehrmals die Götter angefleht haben, doch recht bald seine Mitbürger zur Reue und zur Sehnsucht nach ihm zu nötigen.

Die Gallier in Rom (389 v. Chr.). — Im Norden von Italien hatten sich schon vor alter Zeit mehrere Volksstämme der Gallier niedergelassen. Wild und kriegerisch wie sie waren, drangen sie erobernd immer weiter vor, besonders die Senōnen, welche bald alle Ebenen am Po und an den Küsten des adriatischen Meeres im Besitz hatten. Es war im Jahre 389 v. Chr., kurz vor der Zeit, als die Griechen den Antalcidischen Frieden mit den Persern schlossen, als die Gallier nach Etrurien drangen und die feste Stadt Clūsium, den ehemaligen Königssitz des Porsenna, belagerten. Die erschrockenen Einwohner riefen eiligst die Römer zu Hilfe. Diese schickten vorläufig Gesandte zum Brennus — so hieß der Anführer der Gallier — und ließen fragen, mit welchem Rechte er doch in das Gebiet freier Männer falle. „Das Recht,“ erwiderte der stolze Mann, „führe ich auf der Spitze meines Schwertes; dem Tapferen gehört die Welt.“ Über solche Keckheit ergrimmten die Gesandten. Sie stellten sich an die Spitze der Clusier und machten einen Ausfall. Einer von den Gesandten tötete sogar mit eigener Hand einen gallischen Anführer.

Eine solche Verletzung des Völkerrechts sollte Rom büßen. Racheschnaubend zog Brennus heran. In der Nähe der Stadt, bei dem Flusse Allĭa, kam es zur Schlacht (389). In dieser wurden die Römer völlig geschlagen und zersprengt. Nun rückte er ohne Widerstand in die verlassene Stadt und tötete auf dem Marktplatze alle Senatoren, die hier in feierlicher Amtskleidung in ehrfurchtsvoller Würde saßen, entschlossen, den Untergang der Vaterstadt nicht zu überleben. Dann wurde die Stadt den

Flammen preisgegeben. Nach Verbrennung derselben belagerte er das Kapitōl. Beinahe wäre die Eroberung geglückt. In einer Nacht kletterten mehrere Gallier an einer unbewachten Seite den Burgfelsen hinauf. Und bereits schien alles gewonnen, als plötzlich die Gänse, welche auf dem Kapitol zu Ehren der Göttin Juno unterhalten wurden, ein so starkes Geschnatter erhoben, daß der Senator Manlius Capitolīnus davon erwachte. Er ahnte die Gefahr, rief laut die Besatzung auf, eilte schnell hin und stieß mit seinem Schilde den ersten schon oben stehenden Gallier jählings hinunter. Auf diesen Lärm eilten noch mehrere Römer herbei, und jeder Hinaufkletternde wurde zurückgestoßen. So war das Kapitol gerettet, und Manlius empfing den Dank aller Geretteten.

Fast sieben Monate hatte die Belagerung gewährt, als die Römer, durch Hungersnot gezwungen, mit Brennus einen Vertrag schlossen, wonach dieser nach Empfang von 1000 Pfund Gold mit seinen wilden Scharen abzog. Später erfanden die Römer aus Scham über einen solch unrühmlichen Vergleich die bekannte Sage, beim Goldabwägen wäre plötzlich Camillus mit einem Heere erschienen, dieser hätte die Gallier zweimal besiegt, den Brennus getötet und so die Niederlage an der Allia gerächt. — Das verarmte Volk wollte die wüste Brandstätte verlassen und nach Veji auswandern, aber der biedere Camillus hielt die Verzweifelnden an dem Orte des alten Ruhmes zurück. Rasch wurde wieder aufgebauet, und ein neues Rom stieg bald aus dem Schutte hervor. Den Camillus nannten die dankbaren Römer deshalb den zweiten Stifter der Stadt. Er behielt dieses hohe Ansehen bis an seinen Tod. Manlius dagegen, der Retter des Kapitols, genoß nicht lange den Lohn seiner schönen That. Sechs Jahre nachher wurde er als Hochverräter, der nach königlicher Gewalt strebe, zum Tode verurteilt und auf dem Kapitol an derselben Stelle vom Felsen gestürzt, wo er einst die Römer gerettet hatte. Zum Andenken an die rettende That der Gänse aber wurden diese jährlich im öffentlichen Aufzuge feierlich umhergetragen, die Hunde dagegen gezüchtiget.

Gleichstellung der Patrizier und Plebejer. — In dem neuen Rom begannen bald wieder die alten Streitigkeiten, in

welchen jedoch die Beharrlichkeit des Volkes endlich siegte. Im Jahre 366 v. Chr. wurde der erste Konsul aus den Plebejern gewählt. Der Zutritt dieser zu den übrigen Würden, der Diktatur (355), der Censur (350), der Prätur (336), erfolgte nun schon leicht; und als sie im Jahre 300 auch zur Bekleidung der priesterlichen Würden zugelassen wurden, so schwand von dieser Zeit ab aller Standes-Unterschied zwischen Patriziern und Plebejern.

Noch ehe dieser innere Kampf zwischen den beiden Ständen der römischen Staatsbürger seinen Abschluß fand, hub um die Mitte des vierten Jahrhunderts v. Chr. eine Reihe von schweren Kriegen an, aus denen die Römer schließlich stets als Sieger hervorgegangen sind und durch deren glücklichen Ausgang sie sich endlich den Besitz von ganz Italien erworben haben. Es waren ein letzter Kampf mit den stammverwandten Latinern, drei blutige Kriege mit den Samnitern, der kräftigsten und kühnsten Völkerschaft Mittelitaliens, und endlich der Krieg gegen Tarent.

Die drei Kriege gegen die Samniter 342 bis 290 v. Chr.). In diesen Kriegen haben die Römer die schönsten Beweise ihrer Entschlossenheit, ihres Mutes und ihrer Vaterlandsliebe gegeben. Unter den vielen Helden jener Zeit glänzen insbesondere die Namen eines Valērius Corvus, eines Dēcius Mus (Vater sowohl als Sohn opferten sich freiwillig auf), eines Manlius Torquātus, eines Papirius Cursor, eines Fābius Maximus. Mit gewaltiger Anstrengung und abwechselndem Glücke focht man auf beiden Seiten. Das römische Heer wurde einst von den tapferen samnitischen Kriegern in den kaudinischen Engpässen, zwischen Capua und Beneventum, eingeschlossen und gezwungen, durch das Joch, einen niedrigen aus Lanzen errichteten Galgen, zu gehen (321). Doch bald wurde diese Schmach gerächt, und der samnitische Feldherr Pontīus selbst gefangen genommen. Von nun an erlitten die Samniter Niederlage auf Niederlage, bis endlich der Konsul Cūrius Dentātus ihre Unterwerfung vollendete (290).

Krieg gegen Tarent und Pyrrhus (282 bis 272). — Nach der Unterjochung der Samniter gingen die Römer auf die große

Seestadt Tarent, eine griechische Kolonie in Unteritalien, los, weil die Einwohner derselben ihren Gesandten Postumius beleidigt hatten. Die Tarentiner, zu schwach, um es allein mit den Römern aufzunehmen, riefen den eroberungslustigen Pyrrhus, König von Epīrus, zu Hilfe. Dieser große Kriegsheld erschien im Jahre 281 mit 25 000 kampfgeübten Kriegern und mit zwanzig zum Streite abgerichteten Elefanten in Italien. Dennoch zagten die Römer nicht. Als Pyrrhus sich ihnen durch seinen Gesandten als Friedensvermittler anbieten ließ, erklärten sie ihm offen, daß sie ihn als Vermittler nicht wollten und als Feind nicht fürchteten. Wohl mochte er sich wundern, daß die Barbaren, wie er sie wegwerfend nannte, gegen ihn, den großen König, eine solche Sprache zu führen wagten. Für solche Keckheit sollten sie jetzt ihren Lohn empfangen. Er ließ gegen sie aufbrechen.

Schlacht bei Heraklēa (280). — Die Römer rückten ihm kühn entgegen, und es kam bei Heraklēa in Lukanien zu einer großen Schlacht. Sie blieb lange unentschieden. Endlich ließ Pyrrhus seine Elefanten in den Kampf führen. Wütend drangen diese Ungeheuer, welche hölzerne Türme mit Kriegern auf ihren Rücken trugen, in die feindlichen Reihen ein. Voll Entsetzen ließen jetzt die Römer vom Kampfe ab und ergriffen die Flucht. — Nach dieser Niederlage, meinte Pyrrhus, würden sich die Römer wohl zum Frieden verstehen. Er schickte deshalb Cinĕas, einen gewandten Staatsmann und großen Redner, nach Rom, ihn anzutragen. Der listige Grieche ließ nichts unversucht, um die Absicht seines Herrn zu erreichen; aber weder seine Rednerkünste, noch seine Geschenke erreichten hier den Zweck. Unverrichteter Sache kehrte er zu seinem Herrn zurück und sagte verwundert: „Der römische Senat schien mir eine Versammlung von Königen zu sein, und das Volk noch zahlreicher und kriegslustiger als zuvor!“ Pyrrhus hatte bald Gelegenheit, sich selbst hiervon zu überzeugen. Die Römer schickten wegen Auslösung der Gefangenen einen ehrwürdigen Senator, mit Namen Fabricius, an ihn. Einem schön ausgeschmückten Berichte zufolge empfing der König den edlen Gesandten mit aller Achtung und bot ihm als Zeichen derselben reiche Geschenke an. Vergebens! er nahm sie

nicht. Am folgenden Tage soll der König die Unerschrockenheit des Mannes, von der er so vieles gehört hatte, auf die Probe gestellt haben. Er ließ in dem Zelte, in welchem er sich mit ihm allein unterreden wollte, seinen größten Elefanten hinter einen Vorhang stellen. Während der Unterredung ward der Vorhang weggezogen, und plötzlich streckte das Ungeheuer mit fürchterlichem Gebrülle seinen Rüssel der Länge nach über den Kopf des Fabricius hin! Fabricius aber blieb ganz ruhig und sagte lächelnd zu Pyrrhus: „So wenig mich gestern dein Geld gereizt hat, so wenig schreckt mich heute dein Elefant!“ Voll Bewunderung erlaubte Pyrrhus allen römischen Gefangenen, zu einem gerade eintreffenden Volksfeste nach Rom zu gehen, dort mit den Ihrigen fröhlich zu sein, nachher aber als Gefangene sich wieder einzufinden. Es geschah, und alle kehrten richtig zurück.

Schlacht bei Ascŭlum (279). — Eine zweite Schlacht fiel hierauf bei der Stadt Ascŭlum, dem heutigen Ascoli, vor. Pyrrhus siegte auch hier mit seinen Elefanten, verlor aber so viele Soldaten, daß er bestürzt ausrief: „Noch ein solcher Sieg, und ich bin verloren!“ Im folgenden Jahr war Fabricius selbst Anführer der Römer. Er bekam angeblich einen Brief vom Leibarzte des Pyrrhus, in welchem jener sich erbot, gegen eine angemessene Belohnung seinen König zu vergiften und so die Römer von ihrem gefährlichsten Feinde zu befreien. Mit Unwillen aber schickte Fabricius diesen Brief zum Pyrrhus. Voll Bewunderung und Rührung über solchen Edelmut des Feindes rief dieser laut aus: „Ja, das ist derselbe Fabricius, der so wenig vom Wege der Tugend abzubringen ist, als die Sonne von ihrer Bahn.“ Er ließ den treulosen Arzt hinrichten, den Römern aber schickte er ihre Gefangenen ohne Lösegeld zurück und bot ihnen abermals Frieden an. Sie aber blieben ihrem Grundsatze treu: zuvor müsse er Italien verlassen. Für die ausgelieferten Gefangenen gaben sie ihm eben so viele gefangene Griechen zurück.

Solche Standhaftigkeit brachte den König in die äußerste Verlegenheit. Er mochte nicht wieder eine so fürchterliche Schlacht wagen, die gleich ein halbes Heer dahinraffe; und nach Hause zurückzukehren schien ihm schimpflich. Aus dieser Verlegenheit half

ihm eine Einladung der nahe gelegenen Insel Sizilien, die ihn gegen ihre auswärtigen Feinde, die Karthäger, zu Hilfe rief. Er schiffte sich nach Syrakūs ein. Hier vereinigte er eine Reihe der wichtigsten griechischen Städte unter seinem Oberbefehl und drängte die Karthager immer weiter zurück. Allein bald entstanden Mißtrauen und Eifersucht gegen das fremde Bundeshaupt, und nach einem Aufenthalte von zwei Jahren kehrte Pyrrhus auf inständiges Bitten der hartbedrängten Tarentiner nach Italien zurück. Die Römer schickten gegen ihn den Konsul Curīus Dentātus ab, einen Mann, der an Edelmut und Genügsamkeit dem Fabricius glich.

Schlacht bei Beneventum (275). — In dieser Schlacht rechnete Pyrrhus wieder ganz vorzüglich auf seine Elefanten; aber gegen diese hatten nunmehr die Römer ein gutes Mittel erfunden. Mit fürchterlichem Geschrei warfen sie brennende Fackeln und Pechkränze zwischen die Untiere, so daß sie scheu zurückrannten und Verwirrung und Flucht über das Heer des Pyrrhus selbst brachten. Er wurde völlig geschlagen, sein Lager erobert.

Von solchen „Barbaren" mochte sich Pyrrhus nunmehr wohl recht weit wegwünschen! Und wirklich schiffte er still in einer Nacht mit dem Überbleibsel seines Heeres eiligst in sein Land zurück. Tarent, das jetzt zu Lande von den Römern und zur See von den Karthagern hart bedrängt wurde, ergab sich endlich an die Römer. Mit Tarent (272) fiel ihnen bald darauf auch der letzte bisher noch selbständige Teil von Unteritalien zu, so daß um das Jahr 266 v. Chr. ganz Italien von den Südspitzen bei Rhegium und Leuca bis nördlich hinauf zu den Grenzflüssen Rubico und Macra unter ihrer Herrschaft stand.

Der Krieg mit Pyrrhus war für die Römer eine treffliche Schule der Kriegskunst, die ihnen den Weg zu noch größeren Unternehmungen bahnte.

Fünfzehnter Abschnitt.

Die zweite Periode der Geschichte des römischen Freistaates umfaßt die Zeit von 266—133 vor Christus. In dieser Zeit unterwarfen sich die Römer durch viele schwere Kriege fast sämtliche Völker, welche rings um das Mittelmeer wohnten. Gegen die Karthager führten sie die drei punischen Kriege, außerdem siegten ihre Waffen in Macedonien, Griechenland, Syrien und Spanien. **Kurze Zusammenstellung** der Hauptereignisse. Erster punischer Krieg, von 264—241; zweiter punischer Krieg, von 218—201. Der Krieg in Syrien (190); die Unterwerfung Macedoniens (168); der dritte punische Krieg, von 149—146; die Unterwerfung Griechenlands (146).

Zweite Periode der Geschichte des Freistaates (266 bis 133 v. Chr.). — Im nordwestlichen Teile Afrikas, an der Küste, wo jetzt Tunis liegt, blühete vor alten Zeiten eine große Stadt, mit Namen Karthāgo. Sie war von der phönizischen Königin Dido auf der Flucht vor ihrem feindlichen Bruder Pygmālion, dem Mörder ihres Gemahls Sichäus, im neunten Jahrhundert v. Chr. gegründet worden. Von diesem phönizischen Ursprunge hießen die Einwohner selbst wohl Phönizier und abgekürzt Pöner oder Pūnier. Nach der Väter Weise war Handel und Schiffahrt ihr Leben. In Spanien, auf den Inseln Sardinien, Corsica und Sizilien blüheten ihre Kolonieen herrlich hervor und breiteten sich immer weiter aus. Schon kurz nach Vertreibung der Könige hatte Rom mit Karthago den ersten Handelsvertrag geschlossen und war seitdem im friedlichen Verkehre mit demselben geblieben. Um den Besitz von Sizilien aber, nach welchem beide strebten, erhob sich zwischen ihnen ein langwieriger Kampf, welcher den Untergang Karthagos nach sich zog.

Erster punischer Krieg (264 bis 241). — Kampanische Mietstruppen, die sich wegen ihrer Tapferkeit Mamertīner oder Söhne des Mars nannten, schweiften nach ihrer Entlassung aus dem Dienste des Tyrannen von Syrakus als herrenloses Gesindel raubend auf der Insel umher und bemächtigten sich der Stadt Messāna (Messina). Hier aber von den Karthagern und ihren Bundesgenossen, den Syrakusanern, hart bedrängt, sprachen sie die Römer um Hilfe an. Der römische Senat nahm anfangs billigen Anstand, dem Raubgesindel Hilfe zu schicken; das Volk aber drang mit Gewalt darauf. Endlich wurde der Konsul Appius Claudius mit einem Heere nach Sizilien geschickt, welcher

die Karthager aus dem Felde schlug. So begann der erste punische Krieg, welcher 23 Jahre währte.

Sollte aber der Krieg mit dieser seefahrenden Nation auf die Dauer für die Römer von Erfolg sein, so war durchaus eine Kriegsflotte nötig. Sie boten deshalb alle Kräfte auf, eine solche auszurüsten und zu bemannen. Ein gestrandetes karthagisches Kriegsschiff, das sie an der bruttischen Küste fanden, soll ihnen hierbei zum Muster gedient haben.

Seesieg des Duilius (260). — Damit aber die Karthager durch ihre größere Geschicklichkeit zur See nicht zu sehr im Vorteil wären, so erfand der Anführer der römischen Flotte, Duilĭus, die Enterhaken. Diese hatten die Form eines Rabenschnabels und wurden deshalb auch corvi, d. i. Raben, genannt. Durch diese an einer Fallbrücke angebrachten eisernen Haken sollte das feindliche Schiff an das römische befestigt, und so die Seeschlacht in eine Art von Landschlacht, in welcher die Römer überlegen waren, verwandelt werden. Der Versuch gelang. Im Jahre 260 erkämpfte Duilius vermittelst der Enterhaken, die sich in das Verdeck des feindlichen Schiffes tief einbohrten und dieses festhielten, über die Beherrscher des Meeres den ersten Seesieg bei Mylä, in der Nähe von Rhēgium.

Gefangennehmung des Rēgulus (255). — Da der erste Versuch so gut gelungen war, so wagten sie noch einen zweiten, eben so kühnen. Sie schickten ihren Konsul Attilius Regulus nach Afrika selbst. Nach einem neuen Seesiege an der Küste drang er in das Land ein und bedrohete die Karthager schon in ihrem eigenen Gebiete. In solcher Not aber erhielten diese einen erwünschten Retter. Ein spartanischer Feldherr, Xanthippus, kam mit wohlgeübten griechischen Mietstruppen herüber, schlug im Jahre 255 die Römer und nahm den Regulus selbst gefangen. Dieses Unglück beugte dennoch den Mut der Römer nicht, sondern ward Veranlassung zu neuen, noch größeren Rüstungen.

Friede (241). — Nach manchem Wechsel des Kriegsglückes erfocht endlich der Konsul Lutātius Cātulus bei den

ägatischen Inseln, Lilybäum gegenüber, im Jahre 242 einen vollständigen Sieg und zwang die erschöpften Karthager zu einem Frieden. In diesem mußten sie Sizilien, so weit es ihnen gehörte, und die benachbarten kleinen Inseln den Römern abtreten und große Kriegskosten zahlen. So wurde Sizilien, mit Ausnahme des Gebietes von Syrakus, die erste römische Provinz und von einem hohen römischen Staatsbeamten, Prätor genannt, seitdem verwaltet.

Begebenheiten zwischen dem ersten und zweiten punischen Kriege. — Der karthagische Feldherr Hamilkar mußte jetzt schnell nach Afrika eilen, um einen Aufruhr der unbezahlten Mietstruppen zu dämpfen. Auch auf Sardinien standen die Mietstruppen auf und spielten sogar diese Insel in die Gewalt der Römer. — Bald hierauf fanden diese Gelegenheit, auch im adriatischen Meere ihr Übergewicht zur See zu gebrauchen. Die Illyrier am adriatischen Meere, welche damals als Seeräuber alle Meere unsicher machten und durch ihre Kapereien Römer und Griechen beeinträchtigten, wurden gedemütigt. — Gleich auf diesen Krieg folgte ein neuer gegen die Gallier, die seit dem ersten Einfalle unter Brennus ihre Streifzüge oft wiederholt hatten. Im Jahre 225 waren sie wieder bis Clusium vorgedrungen. Aber in zwei blutigen Schlachten geschlagen, mußten sie ihr Land am Padus (Po) bis an die Alpen den Römern abtreten.

Zweiter punischer Krieg (218 bis 201). — Unterdessen suchten die Karthager sich für ihre großen Verluste durch Eroberungen in dem reichen Spanien zu entschädigen, in welchem ihre Urväter, die Phönizier, seit tausend Jahren Schätze gesammelt hatten. In fünfzehn Jahren (236 bis 221) hatte die Heldenfamilie Barkas, Hamilkar und sein Schwiegersohn Hasdrūbal, Spanien bis an den Ibērus (Ebro) erobert. Auch den noch übrigen Teil würden die Karthager ihrer Herrschaft unterworfen haben, wären nicht die eifersüchtigen Römer dazwischen getreten. Diese schlossen mit der Stadt Saguntum, dem jetzigen Murviedro in Valencia, ein Bündnis und bezeichneten gebieterisch den Fluß Ibērus (Ebro) als die östliche Grenze, welche die Karthager nicht überschreiten sollten. Anfangs gehorchten diese. Als aber

nach Hasdrubals Tode der junge feurige Hannibal, Hamilkars Sohn, den Oberbefehl erhielt, griff dieser desungeachtet Saguntum an und eroberte es. Auch den noch übrigen Teil Spaniens nahm er mit stürmender Gewalt. Die Römer schickten Gesandte nach Karthago, um sich über diesen Friedensbruch zu beschweren, und verlangten Hannibals Auslieferung. Die Karthager aber schlugen diese ernstlich aus. Da trat aus der Reihe der Gesandten Fābius hervor, schlug seinen Mantel, Toga genannt, zusammen und rief mit drohendem Ernst den Karthagern die Worte zu: „Hierunter trage ich Krieg, trage ich Frieden, wählet!“ — „Wir wählen nicht,“ riefen die Karthager, „gib, was du willst.“ Und Fabius schlug die Toga auseinander, mit den Worten: „Da habt ihr Krieg!“ — So wurde der zweite punische Krieg erklärt, welcher siebenzehn Jahre lang mit der größten Erbitterung und unter abwechselndem Glücke geführt wurde.

Hannibals Übergang über die Alpen. — Hannibal hatte von seinem Vater nicht nur unversöhnlichen Römerhaß, sondern auch dessen große Feldherrntalente geerbt. Er war der Abgott seines Heeres. An der Spitze von mehr als 100 000 Mann zog er über das Grenzgebirge Spaniens, die Pyrenäen, dann durch Gallien, das heutige Frankreich, und stand im fünften Monate nach seinem Aufbruche aus Spanien am Fuße der Alpen. Auch über dieses riesenhafte Gebirge mit seinen bis in die Wolken ragenden öden Eisfeldern, die für unübersteigbar gehalten wurden, setzte kühn der junge Held und langte nach fünfzehn schweren Tagen mit etwa 26 000 Mann, welche die Gefahren und Mühseligkeiten dieses Zuges überstanden hatten, in den Ebenen des Flusses Padus (Po) an. Er hatte vor, die Römer jetzt in ihrem eigenen Lande anzugreifen, die Bundesgenossen von ihnen abwendig zu machen und wo möglich die Herrschaft des verhaßten Volkes ganz zu stürzen.

Hannibals erste Siege in Italien; am Tīcīnus und an der Trebĭa (218), am See Trasimēnus (217). — Das hatte sich wohl kein Mensch in Rom gedacht, daß der junge Afrikaner, wenn man ihn auch sonst wohl als einen kühnen

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Kriegshelden kannte, mit einem ganzen Heere in der kalten Jahreszeit über die Alpen gehen würde, über welche sich kaum im Sommer ein Reisender ohne Führer wagte. In aller Eile wurde der Konsul Cornēlius Scipio mit einem Heere ihm entgegengeschickt. Jenseits des Padus (Po), an dem Flusse Ticīnus (Tessin), stießen die beiden Heerführer auf einander, und es kam zu einem hitzigen Reitergefechte. Hannibal gewann den Sieg. Scipio selbst wurde schwer verwundet und nur durch die Tapferkeit seines Sohnes vor der Gefangenschaft bewahrt (218). In demselben Jahre gewann Hannibal an der Trebĭa, einem der rechtsher strömenden Nebenflüsse des Po, einen zweiten glänzenden Sieg über den andern Konsul Semprōnius. Ganz Oberitalien ging jetzt zu dem Sieger über, und mehr noch als durch Waffengewalt gewann er es durch schonende Milde. Im Frühlinge des folgenden Jahres lockte Hannibal durch verstellte Flucht den gegen ihn abgeschickten Konsul Flaminĭus in das von Bergen umschlossene Thal am See Trasimēnus (Lago di Perugia), dessen aufsteigender Nebel seinen Hinterhalt verbarg. Hier büßte der Konsul, der sich des Sieges schon gewiß glaubte, seine unüberlegte Raschheit mit einer vollständigen Niederlage. Der Sieger drang nun mit stürmender Gewalt bis an das adriatische Meer und wandte sich dann nach Apulien.

Hannibal gegen den Diktator Fābius Maximus. Die Römer sahen sich jetzt nach dem einsichtsvollsten und erfahrensten Feldherrn um und wählten den Fabius Maximus zum Diktator. Dieser war sehr bedächtig und vorsichtig. Er vermied jede offene Feldschlacht, beobachtete aber von den Höhen der Berge seinen Gegner, zog ihm überall nach und suchte ihm möglichst Abbruch zu thun. Die Soldaten aber mißbilligten ein so langweiliges Hin- und Herziehen und nannten ihren Feldherrn spöttisch Cunctātor, d. i. Zauderer. Diesen Spottnamen legte man ihm später aber als Ehrennamen bei, weil man wohl einsah, daß er durch sein kluges Zaudern den Staat gerettet habe. Vergebens bot Hannibal alles auf, seinen Gegner zu einer Schlacht herunterzulocken. Bei solchen Versuchen kam Hannibal einst selbst in große Gefahr. Er sah sich plötzlich selbst in eine Bergschlucht ein-

geschlossen, alle Ausgänge hielt Fabius sorgfältig besetzt. Aus dieser Falle half sich der junge Punier jedoch durch eine List. Er brachte eine Menge Ochsen zusammen, ließ ihnen zwischen die Hörner Reiserbündel binden, diese bei Anbruch der Nacht anzünden und dann die hierdurch wütend gewordenen Tiere den Berg hinantreiben. Eilends rannten die in der Tiefe stehenden römischen Abteilungen, in dem Glauben, Hannibal versuche auf der Höhe einen Durchbruch, dahin. Zu spät sahen sie die Täuschung ein, denn der kluge Gegner war mittlerweile durch die freigewordenen Pässe entwichen. Jetzt murrten die römischen Soldaten noch mehr. Viele meinten sogar, der Diktator müsse wohl mit Hannibal in einem geheimen Bunde stehen. Denn dieser verwüstete alle Ländereien um Rom mit Feuer und Schwert; nur die des Fabius ließ der Listige sorgfältig verschonen, um ihn verdächtig zu machen. Ebenso unbesonnen, wie die gemeinen Soldaten, urteilte auch Minūtius, der Unterbefehlshaber des Fabius. Dieser brachte es sogar dahin, daß ihm der Oberbefehl über die eine Hälfte des Heeres erteilt wurde. Sogleich zog er jetzt von den Höhen herab, verfolgte den scheinbar fliehenden Hannibal, war aber, ehe er sich's versah, in eine Bergschlucht von den Karthagern eingeschlossen. Hier wäre er gewiß mit seinem Heere verloren gewesen, wenn ihm nicht Fabius, der die Gefahr von den Höhen her bemerkt hatte, eiligst zu Hilfe gekommen wäre.

Schlacht bei Cannä (216). — Für das folgende Jahr 216 wählten die Römer zwei neue Feldherren, Ämilĭus Paullus und Terentĭus Varro. So bedächtig auch der erstere war, so ungestüm und hitzig war Varro. Dieser drang mit Gewalt auf eine große entscheidende Schlacht und griff Hannibal bei Cannä in Apulĭen an. Hier aber erlitten die Römer die schrecklichste Niederlage im ganzen Kriege. Der größte Teil ihres 80000 Mann zu Fuß und 6000 zu Pferde starken Heeres wurde getötet, auch Ämilius Paullus, der eine Konsul, erlitt den Heldentod. Der Unglückstag an der Allia schien erneuert, und Rom verloren zu sein. Allein die heldenmütige Festigkeit und Eintracht des Senates und Volkes retteten auch aus dieser verzweifelten Lage den Staat.

Die Römer erobern Syrakus auf Sizilien (212). — Indessen war Hannibal durch diesen höchst glorreichen Sieg Herr von Capua und fast von ganz Unteritalien geworden. Noch wagte er es nicht, auf Rom selbst loszugehen; er bezog vielmehr die reichen Winterquartiere zu Capua und trat mit dem Könige Philipp III. von Macedonien wie auch mit der mächtigen Stadt Syrakus in Unterhandlung. Er konnte jedoch, weil seine eigenen Mitbürger ihn nicht gehörig unterstützten, vom Jahre 215 ab auf seiner Siegesbahn nicht weiter fortschreiten. Die Karthager verloren eine Besitzung nach der anderen. Der Konsul Marcellus nahm (212) Syrakus ein, welches vorzüglich durch die kunstreichen Maschinen des Mathematikers Archimēdes lange mit Erfolg verteidigt worden war. Hannibals Lage verschlimmerte sich mit jedem Tage; und seit dem Tode seines Bruders Hasdrubal, der ihm aus Spanien, nach einem kühnen Alpenzuge, ein Heer zuführen wollte, auf seinem Zuge durch Italien aber bei Sēna in Umbrien, unfern des kleinen Flusses Metaurus, mit seinem ganzen Heere den Untergang gefunden hatte (207), war seine Macht gebrochen. Hilfe hatte er nicht mehr zu erwarten. Spanien ward von den Römern erobert, und der Konsul Scipio, später Afrikānus genannt, setzte nach Unterwerfung Spaniens von Sizilien aus nach Afrika über, wo sich der König von Numidĭen, Masinissa, mit ihm vereinigte.

Hannibals Rückkehr nach Afrika. Schlacht bei Zama (202). Friede (201). — In dieser Not riefen die Karthager ihren Feldherrn Hannibal zur Rettung der Vaterstadt schleunigst nach Afrika herüber. Wehmutsvoll verließ dieser Italien, in welchem er dreizehn Jahre nach der Schlacht bei Cannä, und sechzehn Jahre überhaupt unerschütterlich gestanden, gekämpft und gesiegt hatte. Er landete bei Leptis und traf mit Scipio in der Ebene von Zama zusammen. Nach einer Unterredung der beiden Feldherren, die fruchtlos für den Frieden ablief, wurde die große Schlacht bei Zama (202) geliefert, in welcher die Karthager völlig geschlagen wurden. Sie baten jetzt um Frieden und erlangten ihn (201), jedoch unter sehr harten Bedingungen. Sie mußten auf Spanien, ihre letzte Kraft, verzichten; ihre Flotte bis auf zehn

kleine Schiffe, zur Abwehr gegen Seeräuber, ausliefern; zehntausend Talente (fast 36 Millionen Mark) Kriegskosten zahlen und versprechen, ohne Einwilligung Roms keinen Krieg mehr zu unternehmen. Karthagos Blüte war jetzt dahin!

Unterwerfung von Macedonien und Syrien. — Von nun an kannte die Eroberungssucht der Römer keine Grenzen mehr. Seit der Schlacht bei Cannä nährten sie einen unversöhnlichen Haß gegen Philipp III., König von Macedonien, wegen seines Bündnisses mit den Karthagern. Unter dem Vorwande, er beeinträchtige die Freiheit der Griechen, wurde der Konsul Flamininus mit einem Heere abgeschickt, der ihn, im Jahre 197, bei Kynoskephälä in Thessalien besiegte.

Ebenso glücklich endete für Rom der Kampf mit Antiŏchus dem Großen, König von Syrien (in Vorderasien), welcher der drohenden Übermacht Roms durch Aufwiegelung verschiedener Völker, besonders der Griechen, einen Damm zu setzen suchte. Scipio, später wegen seiner Siege in Asien Asiātikus genannt, ein Bruder des Scipio Africanus, überwand ihn in der Schlacht bei Magnēsia in Lydien im Jahre 190 und gründete so die Herrschaft Roms in Asien.

Nicht lange nach diesem Kriege begann ein zweiter mit Macedonien. Perseus, der Sohn und Nachfolger Philipps, wollte für die Wiedererlangung der Unabhängigkeit noch einmal das alte macedonische Waffenglück versuchen. Zwei Jahre lang focht der junge Held siegreich gegen die Römer. Allein in der mörderischen Schlacht bei Pydna in Macedonien, im Jahre 168 v. Chr., wurde er vom Konsul Ämilius Paullus geschlagen und gefangen. Macedonien und das damit verbündete Illyrien wurden Rom unterworfen; die beiden Könige aber, Perseus von Macedonien und Gentĭus von Illyrien, schmückten den Triumphzug des Siegers.

Dritter punischer Krieg (149 bis 146 v. Chr.). — Die Römer fürchteten Karthago noch, selbst nach seinem tiefen Falle. Denn durch Hannibals treffliche Anordnungen hob sich allmählich

der innere Wohlstand, und das Volk lebte wieder auf. Allein schon im Jahre 195 mußte Hannibal, weil Rom seine Auslieferung verlangte, aus Karthago fliehen. Er hatte sich nach Asien gewandt und hier bis an seinen Tod (183) einen Fürsten nach dem andern zum Kriege gegen Rom aufgewiegelt. — Zu Rom lebte damals ein strenger Senator, mit Namen Cato, der früher als Gesandter zu Karthago beleidigt worden war. Dieser drang mit Gewalt auf die Zerstörung Karthagos, sei es aus Haß, oder aus Furcht vor demselben. Jede öffentliche Rede, die er hielt, schloß mit den Worten: „Und endlich sage ich noch, Karthago muß zerstört werden!“ Veranlassung zu einem solchen Zerstörungskriege gab Masinissa, der König des benachbarten Numidiens. Im Vertrauen auf Roms Freundschaft fiel dieser wider alles Recht in das karthagische Gebiet ein und setzte seinem Übermute keine Grenzen. Denn er wußte wohl, daß Karthago ohne Roms Einwilligung keinen Krieg mit einer fremden Macht führen durfte. Die bedrängten Karthager erhoben über Masinissa bittere Klagen zu Rom, wurden aber kaum angehört. Da endlich gebrauchten sie das Recht der Notwehr, schickten aber sogleich Gesandte ab, um wegen dieses Verfahrens um Verzeihung zu bitten und die geforderte Genugthuung zu leisten. Auf Befehl der Römer stellten sie sogleich dreihundert Kinder aus den vornehmsten Familien als Geiseln, lieferten auch einem zweiten Auftrage gemäß alle Waffen und Kriegsvorräte aus, erhielten aber dennoch dann den Befehl, ihre Vaterstadt zu verlassen und sich im innern Afrika neue Wohnsitze zu suchen. Diese Forderung brachte die Karthager zur Verzweiflung. Alle schwuren, mit ihrer Vaterstadt unterzugehen. Sofort begannen die Anstalten der Gegenwehr. Eine halbe Million Menschen wetteiferte in Darbringung freiwilliger Gaben und Opfer. Bis in das dritte Jahr widerstanden sie mit staunenswertem Mute. Endlich gelang es dem Konsul Scipio Ämilianus, der später den Namen „der jüngere Afrikaner“ führte, nach einem hartnäckigen Sturme die große Stadt zu erobern. Das einst so mächtige Karthago, Roms Nebenbuhlerin um die Weltherrschaft, wurde nun ein Raub der Flammen, und sein Gebiet unter dem Namen Afrika eine römische Provinz (146 v. Chr.).

In demselben Jahre wurde auch Korinth, eine der größten und schönsten Städte des Peloponneses, von dem Konsul Mummius zerstört, und Griechenland unter dem Namen Achāja in eine römische Provinz verwandelt. Die Griechen hatten nämlich die Kämpfe der Römer mit den anderen Völkern benutzen wollen, um ihre Freiheit wiederzugewinnen, von welcher ihnen nur ein Schatten geblieben war. — Viele Griechen folgten seitdem ihren Überwindern nach Rom und weckten hier den Sinn für Kunst und Wissenschaft. Griechische Sklaven wurden Lehrer und Erzieher der römischen Jugend.

Sechzehnter Abschnitt.

Die dritte Periode der Geschichte des römischen Freistaates umfaßt die Zeit von 133—31 vor Chr. In dieser Zeit wurde der römische Freistaat von inneren Parteiungen und Bürgerkriegen schwer heimgesucht. — **Kurze Zusammenstellung** der Hauptereignisse. Unruhen in Rom unter den Gracchen (133 bis 121 v. Chr.). **Marius** schwingt sich durch große Kriegsthaten empor; Eifersucht zwischen ihm und **Sulla** wird Veranlassung zum Bürgerkriege. — Die Verschwörung des **Catilina** wird von **Cicero** vereitelt (63). — Im Jahre 60 stiften **Cäsar**, **Pompejus** und **Crassus** das erste Triumvirat. Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus; schon ist Cäsar auf dem Punkte, Alleinherrscher zu werden, da wird er ermordet (44). — Zweites Triumvirat unter **Antonius**, **Octavianus** und **Lepidus** (43). — Schreckensregierung in Rom; Ciceros Ermordung. — Octavianus bemächtigt sich endlich der Alleinherrschaft (30 vor Chr.).

Dritte Periode der Geschichte des Freistaates. (133—31 v. Chr.) — Mit jener feineren Bildung kamen leider auch die schlechten Sitten der überwundenen Völker nach Rom. Die alten, einfachen Sitten, durch welche dieser Staat aus dem kleinsten der größte geworden war, verloren sich immer mehr, als die Römer mit der asiatischen Schwelgerei bekannt wurden. Durch die erbeuteten Schätze und durch die hohen Abgaben, die jährlich aus den vielen eroberten Ländern nach Rom flossen, war es den Bürgern der Hauptstadt möglich geworden, alle Gelüste zu befriedigen. Stolz, Übermut und Herrschsucht griffen immer mehr um sich. Jedoch befand sich dieser Reichtum meist nur in den Händen einzelner Familien, die im Kriege die einträglichsten Ämter verwaltet und so das höchste Ansehen erlangt hatten. Seit dem Verschwinden des strengen Unterschiedes zwischen den Patriziern und Plebejern bildeten jene einen neuen Adel, den Amtsadel,

welcher fast einzig auf Vermögen beruhete. Dieser drängte jeden emporstrebenden Mitbürger zurück und riß die Früchte aller Eroberungen an sich. Der größte Teil des Volkes dagegen lebte in der drückendsten Armut und sehnte sich nach Rettung. Dazu kam noch eine ungeheure Zahl von Sklaven, welche zur Vergrößerung der öffentlichen Not nicht wenig beitrugen; denn nun konnten die armen Bürger nicht einmal als Tagelöhner Arbeit finden. Ein eigentlicher Mittelstand fehlte schließlich ganz.

Die Gracchischen Unruhen (133 bis 121 v. Chr.). — Um diesen argen Übelständen möglichst abzuhelfen und den kläglichen Zustand der niederen Volksklasse zu erleichtern, brachte der Tribun Tibērius Gracchus ein altes, vor zweihundert Jahren von den Tribunen Licinĭus und Sextĭus gegebenes Ackergesetz wieder in Vorschlag, das durch allgemeine Übertretung längst in Vergessenheit gekommen war. Nach demselben sollte jetzt kein Bürger über 500 Morgen von den Staatsländereien besitzen; alles übrige Ackerland aber unter die armen Bürger unentgeltlich verteilt, an den vorigen Besitzer aber aus der Staatskasse eine Entschädigungssumme für die vorgenommenen Verbesserungen gezahlt werden. Allein dieser so billige Vorschlag zu Gunsten des notleidenden Volkes fand bei den begüterten Vornehmen den heftigsten Widerspruch. Tiberius wurde mit dreihundert seines Anhanges in einem Aufstande von ihnen erschlagen. Ein gleiches Schicksal hatte sein Bruder Cajus, der zehn Jahre später dasselbe Gesetz in noch weiterem Umfange in Vorschlag brachte. Er fiel nebst dreitausend seiner Anhänger als Opfer für die Sache des unterdrückten Volkes (121). — Seit dieser Zeit herrschte große Gährung zu Rom und verbreitete sich von hier aus über ganz Italien. Häufige Empörungen brachen aus, und kaum war die Flamme hier gelöscht, so schlug sie dort wieder hoch empor.

Krieg gegen Jugurtha (111 bis 106 v. Chr.). — Wie sehr der Verfall der Sitten in Rom um sich gegriffen hatte, davon zeugt am auffallendsten der Krieg mit Jugurtha. Dieser war ein an Kindes Statt angenommener Enkel des Masinissa, des Königs von Numidien, und sollte sich mit seinen beiden Vettern,

Adhērbal und Hiēmpsal, das Reich teilen. Er aber, der nicht einen Teil, sondern das Ganze wollte, fiel wie ein Raubtier zuerst über den Hiempsal her; dann mordete er auch dessen Bruder. Seine Gesandten gingen unterdessen in Rom mit vollen Beuteln bei den Senatoren umher und besänftigten sie. Auf die Anklage eines Tribunen aber wurde ein Heer nach Afrika gegen den Kronräuber abgeschickt; der Anführer jedoch gab für Geld sogleich Frieden und zog ab. Das rügten wieder die Tribunen, und Jugurtha selbst wurde zur Verantwortung nach Rom geladen. Auch hier sicherte er sich durch Bestechungen und mordete fast unter den Augen des Senates noch seinen Vetter Massīva, der auf den numidischen Thron Ansprüche machen wollte. Jetzt wurde er aus Rom verwiesen. Beim Abzuge soll er die höhnenden Worte gesprochen haben: „Ganz Rom ist feil, wenn sich nur ein Käufer findet!" Der Konsul Albīnus wurde ihm nach Afrika nachgeschickt. Dieser aber ließ sich mit seinem Heere für Geld umzingeln, durch das Joch schicken und einen schmählichen Frieden aufdrängen. Endlich wurde Metēllus, ein Mann von unerschütterlicher Rechtschaffenheit, gegen ihn abgeschickt, und seitdem nahm der Krieg eine andere Wendung. Er würde den Krieg wohl beendet haben, wäre er nicht durch die Verleumdung eines ehrgeizigen Plebejers, mit Namen Mārius, von seinem Posten verdrängt worden. Dieser war von niederer Herkunft, ohne alle gelehrte Bildung, aber ein gewaltiger Kriegsheld. Durch seine eiserne Willensstärke, Kühnheit und Tapferkeit hatte er aller Augen auf sich gelenkt. Das gemeine Volk liebte ihn über alles, weil er aus seiner Mitte war und sich immer zu ihm hielt. Dieser wurde jetzt zum Konsul ernannt. Sofort warb er zum ersten Male ein Heer aus der niedrigsten Volksklasse, zog damit nach Afrika und schlug den Jugurtha und dessen Verbündeten, seinen Schwiegervater Bocchus. Der schlaue Unterfeldherr des Marius, Sulla, brachte endlich durch des Bocchus Verräterei Jugurtha in römische Gewalt (106). Der königliche Gefangene wurde nach Rom abgeführt und in einen finsteren Kerker geworfen, in welchem er, wie es heißt, des schrecklichen Hungertodes starb.

Krieg mit den Cimbern und Teutōnen (113 bis 101). Eine zweite, noch größere Ehre stand dem Marius bevor. Während

er noch in Afrika kämpfte und siegte, kam ein bis dahin unbekanntes Volk von riesenmäßiger Größe, in nie gesehenem Kriegsschmucke, mit Weibern und Kindern herangezogen. Es waren die Cimbern und Teutonen, deutsche Völker, wahrscheinlich von den Ufern der Nord- und Ostsee. Sie fielen nach einem Zuge durch die Alpenländer in Gallien ein und vernichteten mehrere gegen sie abgesandte römische Heere. In dieser Not wurde Marius viermal hinter einander zum Konsul gewählt. Nachdem er die Römer in kleinen Gefechten an den Anblick dieses so furchtbaren Feindes gewöhnt hatte, gelang es ihm, die Teutonen in einer zweitägigen Mordschlacht bei Aquä Sextiä, dem heutigen Aix in der Provence, im Jahre 102, und im folgenden Jahre auch die Cimbern, welche schon über Tirol in Italien eingefallen waren, in der raudischen Ebene bei Vercellä nach einer verzweifelten Gegenwehr fast völlig zu vernichten. Des Siegers Triumphzug verherrlichten die wenigen Barbaren, die ihre Niederlage überlebt hatten. Gefangen verbreiteten diese Riesen noch Schrecken und Bewunderung. Marius ward als Retter des Vaterlandes betrachtet, und ihm im folgenden Jahre das Konsulat zum sechsten Mal verliehen.

Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla. — Im Jahre 87 v. Chr. brach ein Krieg aus gegen Mithridates den Großen, König von Pontus in Kleinasien. Dieser hatte mehrere römische Bundesgenossen sich unterworfen und alle in Kleinasien wohnenden Römer ermorden lassen. Gegen diesen gefährlichen Feind wurde der Konsul Sulla, ein Günstling der Vornehmen, der sich bereits in vielen Kriegen ausgezeichnet hatte, zum Feldherrn ernannt. Das kränkte den ehrgeizigen Marius. An der Spitze eines Volkshaufens zwang er den Senat, dem Sulla den Oberbefehl zu entziehen und diesen ihm zu übertragen. — Da zog Sulla mit seinem treu ergebenen Heere, welches noch in Unteritalien stand, feindlich gegen Rom und gewann hier nach einem leichten Kampfe die Oberhand. Marius ward geächtet, entkam aber unter vielen, fast unglaublichen Abenteuern und Gefahren nach Afrika.

Nachdem Sulla die Angelegenheiten der Stadt geordnet hatte, setzte er zur Führung des pontischen Krieges nach Griechenland

über. Unterdessen war der demokratisch gesinnte Konsul Cinna von der Gegenpartei gestürzt und aus Rom vertrieben worden. Racheschnaubend sammelte dieser ganze Scharen unzufriedener Bundesgenossen und Sklaven, denen er die Freiheit verhieß, und rief auch seinen Freund Marius aus dem afrikanischen Verstecke zu seinem Beistande herüber. Der kam jetzt, und beide zogen mit ihren Scharen vor Rom. Die durch Hunger und Zwietracht entkräftete Stadt mußte sich ergeben. Furchtbar war die Rache an den Gegnern. Mehrere Tage und Nächte hindurch währte das Plündern und Morden. Beide Anführer wurden dann zu Konsuln ernannt, über Sulla aber die Achtserklärung ausgesprochen.

Als Sulla von diesen Vorfällen in Rom Nachricht erhielt, schloß er mit dem Könige Mithridates, über welchen er Sieg auf Sieg erfochten hatte, Frieden und eilte nun mit seinem Heere zur Rache nach Italien zurück. Noch vor seiner Ankunft starb Marius. Bald folgte ihm Cinna, der von seinen eigenen Soldaten zu Ancōna ermordet wurde. Mit ihm war das Haupt der Partei gefallen. Nun kam Sulla mit seinem siegreichen Heere in Italien an. Die feindlichen Haufen wurden geschlagen und zersprengt, Rom mit stürmender Gewalt erobert. Hier begann jetzt abermals ein fürchterliches Plündern und Morden. Mehr als hunderttausend Bürger wurden niedergemetzelt, ihr Vermögen eingezogen und unter die Anhänger Sullas verteilt. Öffentliche Mordlisten, Proskriptionen genannt, bezeichneten die verfallenen Schlachtopfer. Mit gleicher Wut verfuhr man in den übrigen Städten Italiens gegen die Anhänger des Marius. Nach so blutigen Greuelthaten schien der Glückliche — diesen Namen führte Sulla am liebsten — sich bessern zu wollen. — Er ließ sich zum immerwährenden Diktator ernennen und traf manche gute Einrichtungen. Dann aber legte er die Oberherrschaft freiwillig nieder und zog sich als Privatmann auf sein Landgut zurück (79). Hier starb er, erschöpft durch die Zügellosigkeit seines Lebens, schon im nächstfolgenden Jahre.

Die Verschwörung des Catilīna (63 v. Chr.). — Unter der Schreckensregierung des Sulla spielten eine höchst verderbliche

Rolle viele Jünglinge aus den ersten Ständen Roms. In Sünden und Lastern hatten sie ihr Vermögen vergeudet und wollten sich nun bereichern und emporschwingen. An ihrer Spitze stand Catilīna. Dieser verwegene, heimtückische Mann, von Jugend auf an ein wüstes Treiben mit räuberischen Kriegsleuten gewöhnt, hatte sich bereits zweimal vergeblich um die Konsulwürde beworben. Dadurch kam seine Wut zum Ausbruche. Er verband sich mit einer Rotte gleichgesinnter Bösewichte und verschwor sich mit ihnen auf Leben und Tod, an einem bestimmten Tage auf ein gegebenes Zeichen loszubrechen, Mord und Brand zu stiften und in der allgemeinen Verwirrung die Anführer der Bande zu Herrschern des Staates auszurufen, die übrigen Mitverschworenen aber durch Plünderung und Beute für ihre Dienste zu entschädigen. Aber der wachsame Konsul Cicĕro, — auf den wir später zurückkommen, — war dem staatsverräterischen Bunde auf die Spur gekommen (63). Da endlich verließ Catilina die Stadt, zog seine Bande zusammen und stellte sich in Etrurien dem ihm nachgeschickten Heere gegenüber. In der blutigen Schlacht bei Pistōria (jetzt Pistōja) fiel der Hochverräter nach verzweiflungsvoller Gegenwehr (63). Cicero aber erhielt als Retter des Staates eine Bürgerkrone und den Ehrennamen „Vater des Vaterlandes".

Erstes Triumvirat unter Cäsar, Pompejus und Crassus (60 v. Chr.). — Sullas Glück feuerte hochstrebende und ehrsüchtige Männer zur Nachahmung an. Jeder suchte der erste zu sein und den Staat nach Willkür zu lenken. Seitdem war Rom nur ein Spielball in den Händen solcher Männer. Das höchste Ansehen wegen seiner außerordentlichen Kriegsthaten besaß um diese Zeit Pompejus. Im Jahre 72 v. Chr. hatte dieser in Spanien das Heer des Sertorius besiegt, der als Anhänger des Marius in den Gebirgen dieses Landes alle Angriffe seiner Gegner lange glücklich zurückgeschlagen hatte. — Im folgenden Jahre, 71, endigte Pompejus einen Krieg gegen die Sklaven, die unter Anführung des Spartăkus das römische Joch abwerfen wollten; im Jahre 67 einen Krieg gegen die Seeräuber, welche damals alle Meere und Küsten beunruhigten; 65 einen neuen Mithridātischen Krieg; durchzog dann wie im Triumphe

Asien, eroberte (64) Syrien, machte (63) Palästina zinsbar und feierte (61) dreifache Triumphe in Rom wegen seiner Siege in drei Weltteilen über fünfzehn Reiche und vierhundert Städte. Voll Hochgefühl führte dieser Kriegsheld den Beinamen: der Große.

Jedoch mehr und mehr erlosch das Andenken an seine Thaten wegen des hohen Ansehens, zu welchem sich jetzt der geistvolle, in den Künsten des Friedens wie des Krieges gleich ausgezeichnete Julius Cäsar emporschwang. Dieser berühmte Römer, einer der ersten unter den bedeutendsten Männern der Weltgeschichte, war nach einer wechselvollen Jugendzeit in den Staatsdienst getreten und bald der Liebling des Volkes geworden, das alle seine Pläne unterstützte. Ein Ehrenamt nach dem andern wurde ihm übertragen. Das kränkte den Pompejus, der sich bisher in jeder Hinsicht als den ersten Mann im Staate betrachtet hatte. Um sein gesunkenes Ansehen so viel als möglich wieder zu heben, schloß er mit Julius Cäsar und mit dem reichen Crassus einen Bund, Triumvirāt oder Dreimännerbund genannt. Der Zweck desselben war gegenseitiger Beistand zur Erreichung selbstsüchtiger Pläne. Von nun an sollte der römische Senat nur von ihnen regiert werden. Sie teilten sich deshalb auch in die höchsten Ämter und Würden, ohne sich um Senat und Volk zu kümmern. Cäsar wählte für sich die Verwaltung der Provinz Gallien, Pompejus Spanien nebst Afrika, Crassus Syrien. Der letzte fiel aber bald als Opfer seiner Habgier in einem Angriffskriege gegen die Parther.

Den schwierigsten Posten hatte Cäsar; denn der größte Teil von Gallien mußte noch erobert werden. Aber gerade deswegen hatte er diese Provinz gewünscht; denn nun hatte dieser hochstrebende Staatsmann und Feldherr Gelegenheit, sich ein tapferes, ganz ergebenes Heer zu bilden. Er eroberte das Land innerhalb acht Jahre, von 58 bis 50. Auch war er der erste Römer, der mit einem Heere über den Rhein in Deutschland drang und mit einer Flotte nach Britannien, dem heutigen England, übersetzte. Und wenn er auch bei den kriegerischen Völkern dieser Länder wenig ausrichten konnte, so erhöhete es doch seinen Ruhm, das Heer in Länder geführt zu haben, die noch kein Römer gesehen hatte. Cäsar hat uns diese Feldzüge selbst beschrieben.

Schlacht bei Pharsālus (48 v. Chr.). — Während dessen schaltete Pompejus in Rom in Cäsars Abwesenheit ganz nach Willkür und ließ sich ein Ehrenamt nach dem andern erteilen. Seine Provinz Spanien wurde von einem Stellvertreter verwaltet. Cäsar, dem durch seine Anhänger in Rom alles hinterbracht wurde, verlangte, daß man auch ihm ein Amt in Rom übertrage, welches er von Gallien aus verwalten könne. Pompejus aber suchte allen seinen Absichten entgegen zu arbeiten. Er machte den Senat, welchen er ganz für sich gewonnen hatte, darauf aufmerksam, wie gefährlich jener emporstrebende Mann mit seinem tapferen Heere der Freiheit Roms werden könne, und brachte es endlich dahin, daß der Senat den Befehl erließ: Cäsar solle sein Heer entlassen und aus der Provinz abgehen; wo nicht, so würde man ihn für einen Feind des Vaterlandes erklären. Als Cäsar diese Nachricht erhielt, geriet er in heftigen Zorn; mit ihm sein treues Heer. „Der Würfel ist gefallen!“ rief er, setzte über den Rubĭco, den nördlichen Grenzfluß Italiens, und stand schnell wie ein Blitz vor den Thoren Roms. Der überraschte Pompejus floh mit seinen Anhängern eiligst nach Unteritalien und schiffte sich ein nach Griechenland. Fast ohne Schwertstreich gewann Cäsar beinahe ganz Italien, eilte dann nach Spanien, der Provinz des Pompejus, um, wie er sagte, erst ein Heer ohne Führer zu schlagen und dann zum Führer ohne Heer zurückzukehren. Als Sieger kam er nach Italien zurück, ordnete zuerst die Angelegenheiten in Rom und setzte dann dem Pompejus nach. In einem Treffen bei Dyrrhachĭum in Illyrien wurde Cäsar zwar geschlagen, dagegen erfocht er bei Pharsālus in Thessalien im Jahre 48 v. Chr. einen entscheidenden Sieg. Der geschlagene Pompejus entfloh nach Ägypten, wurde hier aber, statt hilfreiche Aufnahme zu finden, vor der Landung von Mördern niedergestoßen.

Nach dem Tode des Pompejus hatte Cäsar gegen dessen Anhänger noch manchen schweren Kampf zu bestehen. In Asien, in Afrika, in Spanien, überall focht er mit seinem gewohnten Glücke. In Asien schlug er den König Pharnăces, den Sohn des Mithridātes, so schnell und entscheidend, daß der Siegesbericht

nach Rom nur drei Worte enthielt! Veni! vidi! vici! (Ich kam! sah! siegte!)

Für so viele und große Siege feierte Cäsar mehrfache Triumphe. Die Pracht und Herrlichkeit derselben wurden noch erhöht durch glänzende Feste, Schauspiele und Gastmähler für das ganze Volk. Man ernannte ihn zum Diktator, anfangs auf zehn Jahre, dann für sein ganzes Leben. Er regierte von nun als unumschränkter Herrscher und traf viele zum Wohle des Staates höchst zweckmäßige Einrichtungen. Allein sein sichtbares Streben, mit der königlichen Macht auch den Namen und das Diadem zu verbinden, veranlaßte unter eifrigen Anhängern der republikanischen Verfassung eine Verschwörung. An der Spitze derselben standen Brutus und Cassius. So fiel Cäsar am 15. März 44 v. Chr. im vollen Senate neben der Bildsäule des Pompejus unter den Dolchstichen der Verschworenen.

Zweites Triumvirat unter Antonius, Octavianus und Lepidus (43 v. Chr.). — Cäsars Tod brachte für Rom neue Wirren und Unruhen, nicht aber die Freiheit, welche seine Mörder erwartet hatten. Der Konsul Antonius versammelte den zersprengten Senat und machte Anstalt, den Tod seines Freundes zu rächen. Er ließ den Leichnam desselben auf offenem Markte zur Schau ausstellen und das blutige Gewand daneben aufhängen. Dann hielt er vor der herzuströmenden Menge eine begeisternde Lobrede auf den erhabenen Toten und las endlich Cäsars Testament vor, das die Erbitterung der Bürger gegen seine Mörder aufs höchste brachte; denn jeder Bürger war in demselben bedacht. Der Pöbel durchzog wütend die Straßen, zündete das Gebäude an, in welchem die Mordthat verübt war, und schwur den Mördern blutige Rache. Diese ergriffen schnell die Flucht.

Zu seinem Haupterben hatte Cäsar einen Enkel seiner Schwester, den Octavianus, einen achtzehnjährigen Jüngling, ernannt. Dieser fand sich bald darauf in Rom ein und suchte durch seine Ehrerbietung und Bescheidenheit gegen den Senat, durch seine Freigebigkeit gegen das Volk und durch seine große Verstellungskunst sich die allgemeine Gunst zu erwerben. Dieses

gelang ihm auch. Vielen schien er auch ein tüchtiges Werkzeug zu sein, die Macht des Antonius zu schwächen. Denn dieser wurde mit jedem Tage anmaßender und übermütiger, er schien die Rolle Cäsars fortspielen zu wollen. Endlich wurde Antonius, vorzüglich auf Betrieb des feurigen Redners Cicero, für einen Feind des Vaterlandes erklärt; und beide Konsuln nebst Octavianus rückten gegen ihn aus und schlugen ihn in dem blutigen Treffen bei Mutĭna (43). Beide Konsuln aber verloren hierin ihr Leben, und Octavianus stand nun allein an der Spitze des Heeres. Antonius floh nach Gallien, wo sein treuer Anhänger Lepĭdus ihm neue Truppen zuführte, und beide rückten nun feindlich gegen Italien vor. Wider Erwarten schloß Octavianus mit diesen beiden in einer geheimen Zusammenkunft bei der Stadt Bonōnia (Bologna) eine Verbindung, deren Zweck die Ausrottung der republikanischen Partei war. So entstand im Jahre 43 v. Chr. das zweite Triumvirat unter Antonius, Lepidus und Octavianus. Sie verteilten den Staat wie eine gemachte Beute unter sich. Um aber im ruhigen Besitze der Oberherrschaft sich zu erhalten, wurden alle ihre Gegner, alle Anhänger der alten Freiheit, aus dem Wege geräumt. Die Schreckenstage des Marius und Sulla kehrten zurück.

Cicero. — Unter den zahllosen Unglücklichen, die der Willkür dieser drei Gewalthaber hingeopfert wurden, verdient der um sein Vaterland so hochverdiente Cicero vorzügliche Teilnahme. Er war der größte Redner und ausgezeichnetste Gelehrte seiner Zeit; seine hinterlassenen Werke dienen uns noch jetzt zum bildenden Muster. In einer Provinzialstadt (Arpīnum) geboren, hatte er sich durch Talent, durch Thätigkeit und Redlichkeit so ausgezeichnet, daß er, obwohl ein Unadliger, allmählich die meisten Staatsämter und endlich das Konsulat erlangte. Wir haben bereits gehört, wie er als Konsul die Catilinarische Verschwörung entdeckte und vereitelte. Als warmer Freund des Vaterlandes trat er auch nachher allen verräterischen Plänen ehrsüchtiger Großen frei und offen entgegen, ohne Rücksicht auf eigene Gefahr. Schon unter dem ersten Triumvirate war er aus Rom verbannt, jedoch bereits nach sechs Monaten dahin zurückgerufen worden. Sein

entschiedenster Feind war jetzt Antonius, der von ihm in mehreren öffentlichen Reden für einen Feind des Vaterlandes erklärt worden war. Dieser ließ ihn deshalb ermorden (43).

Sturz des Lepidus und Antonius. — Während die größten Greuel in und um Rom verübt wurden, standen Brutus und Cassius als geschlossene Gegner des Triumvirats mit einem Heere in Macedonien, und alle Freunde der Freiheit gesellten sich zu ihnen. Gegen diese zogen Octavianus und Antonius, und es kam in der Ebene von Philippi zu einer Doppelschlacht (42 v. Chr.), in welcher Cassius dem Antonius weichen mußte, indes Brutus den Octavianus zurückdrängte. Cassius meinte, auch Brutus sei geschlagen, und stürzte sich vor Verzweiflung in sein Schwert. Und als nun zwanzig Tage später Antonius und Octavianus mit vereinter Kraft bei Philippi den Brutus angriffen, erlag auch dieser und gab sich selbst den Tod. Mit diesen letzten Stützen des Freistaates sank dieser bald selbst dahin. Es war nur noch die Frage, wer von den drei Männern die Alleinherrschaft an sich reißen würde. Lepidus war der unbedeutendste; sein Heer verließ ihn ganz und ging zu Octavianus über. Nun teilte sich dieser mit Antonius in die römischen Provinzen. Octavianus bekam die westlichen, Antonius die östlichen. Letzterer aber schien sein eigenes Verderben zu wollen. Unbekümmert um die ihm von Octavianus drohenden Gefahren lebte er den Vergnügungen am glänzenden Hofe der ägyptischen Königin Kleopătra, verschenkte an sie und ihre Familie einen großen Teil der römischen Provinzen in Asien und erbitterte vollends die Gemüter der Gegner durch die Verstoßung seiner tugendhaften Gattin Octavĭa, der Schwester des Octavianus.

Schlacht bei Actium (31 v. Chr.). — Den bösen Eindruck, welchen so unsinnige Vermessenheit auf das Gemüt der Römer machte, benutzte Octavianus auf höchst kluge Weise. Er wirkte einen Senatsbeschluß aus, durch welchen Antonius seiner Würde entsetzt, und an Kleopatra, als Reichsfeindin, der Krieg erklärt wurde. Antonius zog mit der ägyptischen Königin in den Krieg. Im Jahre 31 v. Chr. kam es bei dem Vorgebirge Actium, an der griechischen Küste, unweit der Insel Korfu, zu einer Schlacht,

die über das Schicksal des römischen Reiches entschied. Nach kurzem Kampfe floh Kleopatra mit sechzig Schiffen treulos davon. Das sah Antonius und unbekümmert um den Ausgang der Schlacht folgte er ihr nach. Noch setzte seine Flotte den Kampf fort bis zum Abende; da ergab sie sich. Das Landheer, getreu und kampflustig, harrte sieben Tage lang der Ankunft des Antonius; aber er kam nicht. Da traten die Führer, da traten endlich alle, weil sie sich verlassen sahen, zu dem erstaunten Sieger über.

Das Ende des Freistaates. — Nach dem Siege bei Actium setzte Octavianus nach Ägypten über. Bei Alexandria leistete Antonius Widerstand; aber noch einmal besiegt stürzte er sich aus Verzweiflung in sein Schwert. — Auch Kleopatra, als sie vergeblich alle Künste versucht hatte, den Sieger für sich zu gewinnen, entzog sich durch Selbstmord der Schande, im Triumphe zu Rom aufgeführt zu werden. Octavianus machte Ägypten zur römischen Provinz und kehrte dann als Alleinherrscher des römischen Reiches nach Rom zurück (30 v. Chr.). Dem Scheine nach bestanden die meisten der alten staatlichen Einrichtungen auch jetzt weiter fort, doch hatte in Wirklichkeit Octavianus allein alle Macht in Händen. Der Senat gab ihm (27 v. Chr.) den Namen Augustus, d. i. der Erhabene, der Geheiligte. Er selbst nannte sich nach seinem Großoheim, Cäsar, griechisch Kaisar, woher unser Wort Kaiser abgeleitet ist, welches noch jetzt die höchsten Herrscher bezeichnet.

Siebenzehnter Abschnitt.

Dritter Zeitraum (31 v. Chr. bis 476 nach Chr.).

Rom als Kaiserstaat.

Vom Kaiser **Augustus** bis zum Kaiser **Konstantin d. Gr.** (von 31 v. Chr. bis 324 nach Chr.). — Unter dem Kaiser **Augustus** erholt sich das Reich; Künste und Wissenschaften erreichen ihre Blüte. Unter ihm wird der **verheißene Messias**, der Stifter der christlichen Religion, geboren. — Die nächsten Nachfolger des Augustus sind **nichtswürdige Tyrannen**; auch unter den späteren Kaisern sind nur wenige gute. Das Reich sinkt immer mehr.

Umfang des römischen Reiches. — So war denn endlich nach vielen blutigen Auftritten der Freistaat untergegangen und in ein Kaiserreich verwandelt, im Jahre 723 nach der Er-

bauung der Stadt, 480 nach der Vertreibung der Könige und 31 v. Chr. — Dieses Reich erstreckte sich durch alle drei damals bekannten Erdteile, vom atlantischen Meere bis zum Euphrat, vom Rhein, von der Donau und dem schwarzen Meere bis an die afrikanischen und arabischen Wüsten. In diesem unermeßlichen Raume lagen die schönsten Länder der Erde, unter andern Portugal und Spanien, Gallien bis an den Rhein, Italien und dessen Inseln, Griechenland und Macedonien, Kleinasien, Ägypten, das ehemalige karthagische und numidische Reich. Auf diesem Gebiete lebten ungefähr 120 Millionen Menschen, unter denen etwa 20 Millionen freie Bürger, 40 Millionen Unterthanen und Freigelassene, und 60 Millionen Sklaven waren. Es waren auf demselben gegen sechstausend bedeutende Städte, und unter diesen Rom, Alexandria und Antiochīa die größten. Rom hatte fast anderthalb Millionen Einwohner, aber die Mehrzahl bestand aus Fremden. Das Herr zählte ungefähr 400 000 Mann in 25 Legionen und war größtenteils an den Grenzen des Reiches, namentlich am Rhein, an der Donau und am Euphrat in festen Standlagern aufgestellt. Die Flotte war in den Häfen von Misēnum, Ravenna und Forum Julii (Frejus) verteilt und hatte die Meere zu überwachen. Die Größe und Pracht der Tempel, Theater und Paläste, der Aufwand und die Üppigkeit einzelner Familien in Rom, das alles geht über alle Beschreibung, dagegen lebte der bei weitem größere Teil des Volkes in der drückendsten Armut.

a. **Octavianus**, der nunmehr den Namen **Augustus** führte, regierte mit vieler Klugheit und Mäßigung. Alle Würden des ehemaligen Freistaates ließ er bestehen, doch nur dem Namen nach, denn in der That übernahm er sie alle selbst und regierte unumschränkt. Um das Volk noch mehr zu täuschen, stellte er sich wiederholt, als wünsche er sehnlichst, die lästige Bürde der Regierung niederzulegen; auf Bitten seiner Freunde und Anhänger aber, welche den Wunsch zu deuten wußten, ließ er sich jedesmal gern bewegen, dieselbe auf eine unbestimmte Zeit, gewöhnlich auf fünf oder zehn Jahre, wieder anzunehmen, bloß um sich dem Vaterlande, wie er vorgab, gefällig zu erweisen. Das durch die wilden Bürgerkriege in den letzten Zeiten der Republik geängstigte und

erschöpfte Rom sehnte sich endlich nach Ruhe und Sicherheit seines Besitzes und fand beides unter des Augustus milder Regierung. Deshalb fühlte es sich glücklich unter ihm und gewöhnte sich nach und nach an seine Alleinherrschaft, zumal da die Freunde der alten Verfassung in den Bürgerkriegen größtenteils schon gefallen waren. Dem Kaiser zur Seite standen zwei berühmte Männer, die ihm mit Rat und That zur Hand gingen: Agrippa, der Sieger bei Actium, ausgezeichnet durch seine Kriegskenntnisse, und Mäcēnas, ein Freund und Beförderer der Künste und Wissenschaften. Alles atmete und bewegte sich freier unter der Regierung des Augustus. Die schönen Künste und Wissenschaften erreichten unter ihm die herrlichste Blüte. In dieser Zeit lebten die Dichter Vergilīus, Horatīus, Ovidīus, Tibūllus, und berühmte Geschichtschreiber, wie Sallustīus und andere.

Krieg mit den alten Deutschen. — Die Kriege, welche Augustus führte, bezweckten größtenteils nur die Sicherung der Grenzen des Reiches und hatten alle einen glücklichen Ausgang bis auf den Krieg gegen die alten Deutschen, welche damals Germanen genannt wurden. Diese beunruhigten unaufhörlich die benachbarten Grenzen des römischen Gebietes jenseits des Rheines. Augustus beschloß deshalb, Land und Volk sich zu unterwerfen, und schickte seinen Stiefsohn Drūsus mit einem großen Heere über den Rhein. Aber der Kampf mit diesem Volke war kein Spiel für die Römer. Drusus unternahm vier Feldzüge in Deutschland, vom Jahre 12 bis 9 v. Chr., und drang sogar bis an die Elbe vor; aber seine Züge waren keine Eroberungen. Die Deutschen wichen in ihre Wälder zurück, brachen dann aber plötzlich aus dem Dickicht hervor und überfielen in unwegsamen Gegenden die ermüdeten Feinde. So wurde schnell wieder erobert, was noch so eben verloren worden. Der Bruder des Drusus, mit Namen Tibērius, suchte mehr durch List und Ränke, als durch offene Gewalt die Deutschen sich zu unterwerfen. Er streuete den Samen der Zwietracht unter ihnen aus und hetzte einen Fürsten gegen den andern auf; mehrere brachte er auch durch äußere Gunstbezeugungen ganz auf seine Seite. Unter seinen Nachfolgern ging der Statthalter Vārus hierin am weitesten. Dieser

hatte sogar vor, mit aller Strenge römische Sprache und Gesetze einzuführen, überhaupt Deutschland zu einer römischen Provinz zu machen. Da aber wurde er im Teutoburger Walde (im Lippe'schen, unweit Detmold?) von den erbitterten Deutschen, unter Anführung des kühnen Hermann (Arminius), eines Fürsten aus dem Cherusker-Volke am Harze, umzingelt und mit seinem ganzen Heere erschlagen (9 n. Chr.). Augustus geriet bei der Nachricht dieser Niederlage in tiefste Trauer. Tiberius ging, um jene Schmach zu rächen, im folgenden Jahre über den Rhein, jedoch ohne etwas Bedeutendes auszurichten. Deutschland war und blieb ein freies Land.

Als Gatte und Vater war der Kaiser Augustus gar nicht glücklich. Die beiden hoffnungsvollen Söhne seiner mit Agrippa vermählten Tochter Julia starben in der Jugend dahin. Julia selbst bereitete durch ihren unsittlichen Wandel dem Vater großen Kummer. Auf Anstiften der Livia, seiner dritten Gemahlin, ernannte Augustus seinen Stiefsohn Tiberius zum Mitregenten. Er selbst starb nicht lange nachher, im Jahre 14 n. Chr., zu Nola und ward nach seinem Tode fast als ein Gott verehrt.

Entstehung und Ausbreitung des Christentums. — Das größte und segensreichste Ereignis unter der Regierung des Kaisers Augustus war die Geburt unseres göttlichen Erlösers. Bis zu seinem dreißigsten Jahre lebte er in stiller Thätigkeit und nahm zu an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen. Dann zog er drei Jahre lang in den Städten und Flecken Palästinas umher, lehrte und wirkte Wunder, wo und wann es das menschliche Bedürfnis erforderte, bis die Zeit gekommen war, in welcher er nach dem Ratschlusse der ewigen Erbarmung Gottes das Werk der Erlösung der Menschen durch seinen freiwilligen Tod am Kreuze vollbrachte. Aber am dritten Tage erstand er glorreich vom Tode, zeigte sich seinen betrübten Jüngern, tröstete sie und fuhr dann sichtbar hinauf gen Himmel, um dort allen denen einen Wohnsitz zu bereiten, die seine heilige Lehre befolgen. Am Pfingsttage sandte er ihnen den heil. Geist und stärkte sie zur Verkündigung des Gesetzes des neuen Bundes. Mutig traten sie jetzt auf und verkündigten das Evangelium des Gekreuzigten. Ihre beseligende

Lehre fand überall freudige Bekenner; eine christliche Gemeinde entstand nach der andern. Über jede einzelne Gemeinde führte nach göttlicher Anordnung ein Vorsteher, Episcŏpus (woher unser Wort Bischof), die Aufsicht, welchen die Presbytĕri (woher unser Wort Priester) und die Diakonen in der Ausübung der Pflichten des Priesteramtes unterstützten. Der erste aller Bischöfe aber und das geistliche Oberhaupt der ganzen Christenheit war der Papst zu Rom. Den Namen Papst führt er von dem lateinischen Worte Papa, d. i. Vater. Von Rom aus strömte das Licht des Evangeliums nach und nach in alle Welt, und die Stadt des Romulus ward zur ewigen Stadt der Kirche.

Anfangs achteten die Römer das Christentum wenig. Als es sich aber immer weiter ausbreitete, fürchteten sie die Christen als eine besondere Partei im Staate, die den Umsturz alles Bestehenden herbeiführen könne. Dazu kamen die Verleumdungen und Anschwärzungen der eifersüchtigen heidnischen Priester. Mehrere Kaiser verfolgten deshalb die Christen auf das heftigste. Aber diese, die das irdische Leben gering achteten gegen das himmlische, litten lieber alle Qualen, selbst den Tod, als daß sie ihren Glauben verleugnet hätten; und unter dem Schwerte, in den Flammen priesen sie noch Gott, der sie gewürdigt hatte, ihm in Leiden zu folgen. Bewunderung ergriff die Heiden. Die letzten frommen Sprüche und Ermahnungen der Märtyrer, ihre beispiellose Geduld und Standhaftigkeit, die freudige Zuversicht, mit welcher sie in den Tod gingen, alles dies wirkte begeisternd auf die Heiden, und so sproß aus dem Blute der Märtyrer eine reiche Saat neuer Bekenner hervor. Auch die Verbannung der Christen wirkte zur Verbreitung des Glaubens, indem sie überall, wohin sie kamen, das Evangelium verkündigten.

b. Die nächsten Thronfolger des Augustus (14—96 n. Chr.). — Diese waren Regenten, wie sie die Römer von jeher gefürchtet hatten, Tyrannen im schlimmsten Sinne des Wortes. Von der Art waren Tiberius, Cajus (Calīgŭla), Claudĭus und Nēro. Diese überschritten alle Grenzen der Mäßigung und trieben mit dem Vermögen und Leben der Unterthanen ein grausames Spiel. Tiberius (14 bis 37 n. Chr.) errichtete eine

kaiserliche Leibgarde, Prätoriāner genannt, teils um seine Person zu sichern, teils um durch sie seine Befehle vollstrecken zu lassen. Er wurde aber zuletzt selbst von dem Befehlshaber derselben ermordet. — Der Kaiser Cajus (37 bis 41) verband mit der Grausamkeit eine unerhörte Tollheit. Allen Bildsäulen des Jupiter ließ er die Köpfe abschlagen und sein eigenes Bild zur Verehrung auf den Rumpf setzen. Er ahmte auch dem Jupiter vermittelst Maschinen im Donnern nach, ließ sich in Tempeln Opfer darbringen und göttliche Ehre erweisen! Nach diesen und anderen Tollheiten ward auch er ermordet. — Claudius (41 bis 54), ein höchst schwacher Kaiser, ließ Weiber und Freigelassene für sich regieren. Er wurde von seiner eigenen Gattin vergiftet. Nero (54 bis 68) übertraf alle seine Vorgänger an Grausamkeit. Seine Mutter, seine Gattin, sein Bruder Britannĭcus, sein Lehrer Senĕca und Tausende der edelsten und reichsten Römer wurden die Opfer seiner Mordlust. Er war der erste Kaiser, der auch eine öffentliche Verfolgung der Christen anordnete. Die Apostel Petrus und Paulus starben unter ihm den Märtyrertod. Zur Abwechselung zog er auch als Sänger und Lautenspieler in den Städten Italiens und Griechenlands umher, um sich öffentlich huldigen zu lassen. Endlich brach eine Empörung der Prätorianer gegen ihn aus. Er floh und ließ sich auf der Flucht von einem Freigelassenen erdolchen. Seine letzten Worte sollen gewesen sein: „Ach, welch einen Künstler verliert die Welt in mir!“ — Nun folgten Galba, Otho und Vitellĭus, die zusammen nicht ganz zwei Jahre regierten (68 bis 69). Keiner starb eines natürlichen Todes.

Von so vielen Greueln erholte sich Rom zuerst wieder unter der kräftigen Regierung des Kaisers Vespasiānus (69 bis 79). Sein Hauptstreben ging dahin, die verfallene Zucht wieder herzustellen. Er verschönerte Rom durch prachtvolle Gebäude, errichtete öffentliche Bildungsanstalten und belohnte Künstler und Gelehrte. Auch in auswärtigen Unternehmungen war er glücklich. Sein Sohn Titus beendigte den jüdischen Krieg durch die Eroberung und Zerstörung Jerusalems im Jahre 70. Die unter Anführung des kühnen Civĭlis ausgebrochene Empörung der

Batäver in dem heutigen Belgien brachte er durch einen Vergleich zu Ende. Er war nach Augustus der erste Kaiser, der eines natürlichen Todes starb. — Ihm folgte sein Sohn Titus (79 bis 81). Kurz, aber segensreich war dessen Regierung. Ein Ausbruch des Berges Vesuv, im Jahre 79, durch welchen die Städte Herkulānum, Pompēji und Stabĭä verschüttet wurden, eine pestartige Krankheit und ein furchtbarer Brand in Rom verschafften ihm mannigfache Gelegenheit, glänzende Beweise seiner Herzensgüte zu geben. Er nannte den Tag verloren, an welchem er keinem eine Wohlthat erwiesen hatte. Einen so vortrefflichen Fürsten nannte das Volk mit Recht den Liebling und die Wonne der Menschheit. — Sein Bruder und Nachfolger Domitiānus (81 bis 96) war ihm durchaus ungleich, ein Ungeheuer in allen Lastern. So feige er auch war, wollte er doch den Helden spielen. Er unternahm einen Feldzug gegen die Katten, ein Volk im Hessischen, mußte aber unverrichteter Sache wieder abziehen. Und dennoch feierte er zu Rom einen Triumph über sie. Er hatte hierfür in Gallien große, starke Sklaven angekauft, diese wie Deutsche kleiden, ihnen das Haar blond färben und sie so als gefangene Deutsche im erheuchelten Siegeszuge aufführen lassen. Neidisch auf den Ruhm anderer, rief er seinen Feldherrn Agricŏla, der ihm Britannien, das heutige England, eroberte, mitten aus seiner Siegesbahn nach Rom zurück. Nach fünfzehnjähriger, grausamer Regierung wurde der Herr und Gott — so ließ er sich nennen! — ermordet.

c. Vom Kaiser Nerva bis zum Kaiser Commŏdus (96 bis 180 n. Chr.). — Auf Domitianus folgte Nerva (96 bis 98). Mit ihm beginnt eine Reihe der edelsten Regenten, die zusammen 84 Jahre hindurch zum Segen ihrer Unterthanen regierten. Nerva war fast zu sanft für das an Blut gewöhnte Volk. Er that alles, um die Greuel der vorigen Zeit vergessen zu machen. Nach zwei Jahren ruhmwürdiger Regierung übertrug er die seinem Alter zu schwere Last dem Trajānus, welchen er an Kindes Statt angenommen hatte. — Trajanus (98 bis 117), ein Spanier von Geburt, verdiente mit Recht „der Beste" genannt und seinen Nachfolgern als Muster vorgehalten zu werden. Er

gründete Erziehungsanstalten für arme Kinder und sorgte für Anlegung von Kanälen, Wasserleitungen und Heerstraßen. Gleich groß zeigte er sich im Kriege. Er eroberte Dacīen (das heutige Rumänien und Siebenbürgen), Armenien und Mesopotamien und zog als Sieger, wie ein zweiter Alexander, durch Asien. Seine Thaten verewigt eine zu Rom noch vorhandene etwa 35 Meter hohe Denksäule, unter welcher seine Asche ruht. — Hadrianus (117 bis 138) war friedlich gesinnt und gab die meisten Eroberungen in Asien wieder auf. Er pflegte die Künste des Friedens und umgab seinen Thron mit Gelehrten und Künstlern. Besonders ehrte er Griechenland als die Wiege der römischen Kultur. Sieben Jahre lang durchreisete er, größtenteils zu Fuße, alle Provinzen seines Reiches, und herrliche Denkmäler der Kunst erhoben sich auf dieser Friedensbahn. In Thracien, am rechten Ufer des Hebrus, erbauete er eine Stadt, die noch jetzt seinen Namen Adrianōpel, d. i. Hadrians Stadt, führt. In Rom selbst errichtete er sein Mausolēum (Grabmal), die Hadriansburg, welche die Grundlage der jetzigen Engelsburg bildet. — Antoninus Pius, d. i. der Fromme (138 bis 161), war einer der edelsten Fürsten, die je geherrscht haben. Während seiner milden, geräuschlosen Regierung verbreitete er als ein wahrer Vater seiner Untergebenen überall Glück und Segen. — Unruhiger aber war die Regierungszeit seines würdigen Nachfolgers Marcus Aurelīus (161 bis 180). Dieser hatte schwere Kriege zu führen gegen die Markomannen, welche im südlichen Deutschland wohnten und wiederholte Einfälle in das römische Gebiet machten. Mit kräftiger Hand hielt er sie zwar zurück; Commōdus aber, sein lasterhafter Sohn und Nachfolger, kaufte ihnen schimpflich den Frieden ab. Dadurch ward die Schwäche des römischen Reiches den an der Grenze auflauernden Völkern immer merkbarer, und neue Einfälle wurden vorbereitet.

d. Verfall des römischen Reiches bis zum Kaiser Konstantin d. Gr. (180 bis 324 n. Chr.). — Die Zeit des Marcus Aurelius glich einer schönen Abendröte, nach welcher eine finstere Nacht über das Reich einbrach. Denn immer größer wurde

das Sittenverderbnis, die Grausamkeit der Kaiser, die Armut des Volkes, die Ohnmacht des Reiches, der Andrang der fremden Völker. Die meisten römischen Kaiser, vom Jahre 180 an, waren Wüteriche, welche unsäglichen Jammer über die Menschheit brachten. Kaiser standen gegen Kaiser auf, sie mordeten und wurden wieder gemordet. In den nächsten 120 Jahren, von 180 bis 300, herrschten ihrer nicht weniger als sechs und dreißig, von denen sieben und zwanzig ermordet, drei im Kriege gefallen und nur sechs eines natürlichen Todes gestorben sind. Die Prätorianer trieben mit der Krone des Reiches ein unwürdiges Spiel, ja sie boten sie wohl als eine Ware dem Meistbietenden feil. Sie setzten nach Gefallen Kaiser ein und ab und töteten die wenigen besseren, die den Versuch wagten, die verfallene Kriegszucht wieder herzustellen. Die Verfassung war nach und nach zu einer zügellosen Soldatenherrschaft herabgesunken, und das Reich ging mit schnellen Schritten seinem Untergange entgegen. Zum Glück für die Menschheit trafen jetzt zwei wichtige Ereignisse kurz nach einander ein und bereiteten einen besseren Zustand derselben vor. Das erste war die Erhebung des Christentums zur Staatsreligion unter dem Kaiser Konstantin d. Gr.; das zweite die Völkerwanderung, welche zwar rohe, aber unverdorbene, kernhafte Völker in das römische Gebiet führte, in welchem sie, nach Zertrümmerung des alten, morsch gewordenen Gebäudes, neue in frischer Jugendkraft aufblühende Staaten gründeten.

e. Konstantin der Große (324 bis 337 n. Chr.). — Bis zur Regierung des Kaisers Konstantin hatten die Christen unter mehreren Kaisern viele und heftige Verfolgungen erlitten. Manche Christen waren, um den ungerechten Martern zu entgehen, in Einöden geflohen und brachten hier ihr Leben zu in heiliger Betrachtung und im Gebete für sich und ihre christlichen Brüder und Schwestern. Andere folgten aus frommem Antriebe diesem Beispiele. Man nannte sie E r e m ī t e n, von dem griechischen Worte E r ĕ m o s, d. i. einsam; auch wohl M ö n c h e, von dem Worte M o n o s, d. i. allein; und ihre von Mauern eingeschlossene gemeinschaftliche Wohnung K l o s t e r, von dem lateinischen Worte Claustrum, welches einen abgeschlossenen Ort be-

zeichnet. Auch Frauen vereinigten sich zu einem einsiedlerischen Leben nach Weise der Mönche. Man nannte sie mit einem ägyptischen Worte Nonnen, d. i. reine Jungfrauen. — Dieses beschauliche Leben, in welchem die Mönche unter einem Vorsteher (Abbas, daher Abt, d. i. Vater) neben den Andachtsübungen bald auch mit dem Feldbau und mit Handarbeiten sich zu beschäftigen begannen, fand besonders in Ägypten Nachahmung. Von dort aus verbreitete es sich schnell in das Abendland, wo es durch die Ordensregel des heiligen Benĕdikt, welcher die Erziehung der Jugend und die Beschäftigung mit den Wissenschaften den Mönchen zur Pflicht machte, eine weitere Gestaltung erhielt. Unfruchtbare Steppen schaffte der Fleiß der Mönche in fruchtbares Erdreich um, Wälder wurden gelichtet, Sümpfe ausgetrocknet. Um die Klöster herum entstanden bald einzelne Ansiedelungen, die sich mit der Zeit zu Dörfern und Städten erweiterten.

Das Christentum Staatsreligion. — Der Kaiser Konstantin der Große bemühte sich, nicht nur die Wunden zu heilen, die seine Vorfahren der Kirche geschlagen hatten, sondern auch die christliche Religion zur herrschenden im Staate zu machen. Er begünstigte und besoldete ihre Lehrer, ließ Kirchen bauen und die christlichen Feste auf das feierlichste begehen; er ließ sich selbst im Christentume unterrichten. Heiligenbilder und Kreuze traten nun an die Stelle der alten, heidnischen Götzenbilder. Für eine so überaus milde Gesinnung waren die Christen nicht undankbar. — Als Konstantin im Jahre 306 seinem Vater als Kaiser eines Teiles des Abendlandes folgte, hatte er noch schwere Kriege zu führen gegen mehrere Mitherrscher, von denen jeder einzelne das ganze Reich an sich zu bringen strebte. Mit Hilfe der Christen stürzte er einen nach dem andern und war im Jahre 324 Kaiser des ganzen Reiches. Wie sehr sich die mit dem Blute ihres göttlichen Stifters und ihrer ersten Lehrer besiegelte Religion bis zu dieser Zeit schon verbreitet hatte, beweiset die erste allgemeine Kirchenversammlung, welche im Jahre 325 zu Nicäa in Kleinasien gehalten wurde, um einzelne Unordnungen und Neuerungen, die sich eingeschlichen hatten, zu beseitigen. Es erschienen auf derselben nicht weniger als dreihundert und achtzehn Bischöfe.

Konstantinopel Sitz der Regierung (330 n. Chr.). — Derselbe Kaiser verlegte im Jahre 330 den Sitz der Regierung von Rom nach Byzanz und baute diese Stadt, welche nach ihm Konstantinopel, d. i. Konstantinstadt heißt, zu einem prachtvollen Kaisersitze aus, welcher in allem Rom glich. Nicht nur die herrliche, für den Handel so wichtige Lage dieser Stadt in der Mitte dreier Erdteile, sondern auch die besondere Rücksicht, von hier aus die von Asien heranwogenden Völkerstämme besser abwehren zu können, so wie der Wunsch, eine christliche Residenz zu haben, mögen ihm diesen Plan eingegeben haben. Infolge dieser Veränderung teilte er zur besseren Handhabung der Ordnung das ganze Reich in vier Präfekturen oder Oberstatthalterschaften, jede von diesen in Diözesen oder Bezirke und diese wieder in Provinzen oder Kreise. — Konstantin d. Gr. starb im Jahre 337, nachdem er sich kurz vorher hatte taufen lassen.

Nach seinem Tode teilten sich seine drei Söhne, Konstantin, Konstans und Konstantius, die sich in ihren Lastern eben so ähnlich, als in ihren Namen waren, das Reich, bis nach zwölfjährigem Kriege Konstantius das Ganze an sich riß. Unter ihm wurde das Gewühl der Völker an den Grenzen, und die Gefahr des römischen Reiches immer größer. Das wichtigste Ereignis dieser Zeit aber war der Übergang der Hunnen nach Europa, der Anfang der sogenannten Völkerwanderung, zur Zeit als Valens Kaiser zu Konstantinopel war, im Jahre 375.

Achtzehnter Abschnitt.

Infolge der s. g. großen **Völkerwanderung** (375 n. Chr.) wird in Europa eine volle Umgestaltung hervorgerufen. Durch das Einbrechen der **Hunnen** veranlaßt, kommen die Völker germanischen Stammes in Bewegung; viele verlassen ihre alte Heimat, überschreiten die Grenzen des Römerreiches und lassen sich in den früher diesem Volke gehörigen Provinzen nieder. Als dann auch noch der furchtbare Hunnenkönig Attila seit 450 seine Stöße gegen das römische Reich richtete, da brach bald darauf der morsche Bau (476) zusammen.

a. Anfang der Völkerwanderung (375). — Die Hunnen bewohnten als Nomaden den weiten Raum in Asien, der sich von Sibirien bis zu dem fernen China und Indien erstreckt. Man

hielt sie für Kinder der Zauberinnen und bösen Geister; so wild und häßlich war ihr Äußeres. Sehr roh war auch ihre Lebensweise. Sie nährten sich von den Wurzeln wilder Kräuter, oder von rohem Fleische, welches sie zuvor wie einen Sattel aufs Pferd legten und mürbe ritten. Zur Abwehr dieses furchtbaren Volkes bauten die Chinesen zu der Zeit, als Hannibal in Italien die Römer schreckte, eine vierhundert und fünfzig Stunden lange Mauer.

Es war um das Jahr 375 n. Chr., als die Hunnen, teils von den Chinesen gedrängt, teils durch ihre Stammfehden entzweit, aus ihren Steppenländern wanderten und, westlich vorandringend, auf die Alānen stießen. Diese bedeckten damals mit ihren Gezelten die Ebenen zwischen der Wolga und dem Don. Unfähig, dem Andrange der Hunnen zu widerstehen, schlossen sie sich, Gefahr und Beute teilend, an dieselben an und rückten gemeinschaftlich über den Don gegen die Goten, welche die weiten Landstriche zwischen dem schwarzen Meere und den Ufern der Weichsel und Oder bis zur Ostsee hin bewohnten. Sie waren durch den Fluß Dniepr in Ostgoten und Westgoten geteilt. Die Ostgoten wurden besiegt und verdrängt. Sie stürzten auf ihre Brüder jenseits des Dniepr, auf die Westgoten. Diese, durch den gewaltigen Andrang der nachrückenden Völkerschaften fortgeschoben, wandten sich an den Kaiser Valens und baten ihn, sie gegen Kriegsdienst ins römische Reich aufzunehmen. Im Andrange der Not gewährte Valens diese Bitte und wies ihnen in Thracien Wohnsitze an. Hier aber wurden sie durch den Übermut und die Ungerechtigkeit der römischen Befehlshaber zur äußersten Rache gereizt. Unter Mord und Brand durchzogen sie die nächsten Provinzen. Da griff der Kaiser Valens zum Schwerte, verlor aber in der Schlacht bei Adrianōpel, im Jahre 378, Sieg und Leben. Nun rückten die siegreichen Westgoten unter schrecklichen Verwüstungen der Hauptstadt Konstantinopel immer näher. Der neuerwählte Kaiser Theodosius, ein geborener Spanier, zog ihnen entgegen und hemmte ihre bedrohlichen Fortschritte. Es gelang ihm, mit ihnen einen Frieden zu unterhandeln. In diesem überließ er ihnen Thracien, in welchem sie zwar als Unterthanen des Kaisers, aber nach ihrer eigenen Verfassung

und Sitte lebten; außerdem stellten sie 40000 Mann als Grenzhüter des Reiches. Damit war ein gefährliches Beispiel gegeben, siegreichen Gegnern römisches Gebiet zu überlassen.

Alārich, König der Westgoten. — Der Kaiser Theodosius teilte im Jahre 395 das Reich unter seine beiden Söhne Honōrius und Arcādius. Der erste erhielt die westlichen Provinzen mit der Hauptstadt Rom, der andere die östlichen mit der Hauptstadt Konstantinopel. Nach der Absicht des Kaisers sollte es zwar immer ein Ganzes bleiben; es ist aber nie wieder vereint worden. Die Hauptursache war die Eifersucht der beiden Staatsminister Stilīcho und Rufīnus, welche für die beiden jungen Herrscher, Stilicho für Honorius, und Rufinus für Arcadius, das Reich verwalteten. Um den Stilicho recht ins Gedränge zu bringen, reizte Rufinus den König der Westgoten, Alarich, zu einem Einfalle in Italien. Hier aber trat ihm Stilicho entgegen, schlug ihn in einer großen Schlacht und bewog ihn endlich durch das Versprechen eines Jahrgeldes zum Rückzuge nach Illyrien. Kaum hatte Alarich den Boden Italiens verlassen, als mächtige Scharen heidnischer Germanen, insbesondere Vandalen, Burgunder, Sueven und Alanen, unter ihrem Herzoge Radagais über die Donau und die Alpen verheerend in Italien vordrangen bis nach Florenz. Auch diese besiegte Stilicho; Radagais selbst wurde gefangen und enthauptet.

Der zweimalige Retter Roms und Italiens erntete aber nicht den wohlverdienten Lohn. Seine Feinde benutzten den Umstand, daß er sich mit Alarich in einen Vertrag eingelassen, zur Anklage auf Hochverrat und bewirkten seine Hinrichtung zu Ravenna. Das hörte Alarich. Ergrimmt über die Vorenthaltung des Tributs, rückte er sofort wieder in Italien ein und belagerte Rom. Die Römer schickten schleunigst Gesandte in sein Lager und ließen ihm vorstellen, wie außerordentlich groß und gerüstet ihre Kriegsmacht sei, und hofften, nun würde er wohl vor Schrecken zurückeilen. Alarich aber lachte überlaut und rief: „Je dichter das Gras, um so leichter das Mähen!“ Anfangs verlangte er, unter der Bedingung des Abzuges, alles Gold und Silber in der Stadt; hob aber doch, als man ihm 2500 *kg* Gold und 15000 *kg*

Silber versprach, die Belagerung auf und zog ab. Der Kaiser Honorius, welcher sich in Ravenna verschanzt hatte, wollte diesen Vertrag nicht gelten lassen. Da kehrte Alarich zurück und setzte in Rom einen neuen Kaiser, namens Attălus, ein. Doch bald setzte er diesen wieder ab und knüpfte mit Honorius in Ravenna neue Unterhandlungen an. Als diese aber fruchtlos abliefen, drang er abermals in Rom ein und überließ es seinen Goten zur Plünderung (410). Dann zog er nach Unteritalien. Seine Absicht war, erst Sizilien zu erobern und dann nach Afrika überzusetzen. Da ereilte ihn der Tod. Seinen Leichnam nebst köstlichen Schätzen begruben die trauernden Goten in dem Bette des abgeleiteten Flusses Busentus (Busento) bei Consentia (Cosenza) in Unteritalien und ließen dann dem Wasser wieder seinen vorigen Lauf, auf daß unbekannt bliebe die Stätte, wo der Gotenheld von seinen Siegen ruhe.

Nach ihm wurde sein Schwager Athaulf oder Adolf einstimmig zum Nachfolger ernannt. Dieser söhnte sich mit Honorius aus, verließ Italien und zog nach Gallien und von da nach Spanien. In beiden Ländern diesseits und jenseits der Pyrenäen wurde von ihm und seinem Nachfolger Wallĭa das westgotische Reich gestiftet, dessen Hauptstadt Tolōsa (Toulouse) war (419).

Es waren größtenteils deutsche Völker, die sich immer mehr in die aufgegebenen römischen Provinzen teilten und neue Reiche stifteten. Die Vandālen, welche sich mit den Sueven und Alanen auf der pyrenäischen Halbinsel niedergelassen hatten, setzten im Jahre 429 unter ihrem Könige Geiserich nach Afrika über und stifteten dort ein eigenes Reich. — Burgunder ließen sich im östlichen Gallien am Oberrhein, bis hin zur Rhone und Saône nieder; Worms war eine Zeitlang ihre Hauptstadt. — Zwischen den Flüssen Mosel, Rhein und Maas bis zum Meere setzten sich die Franken unter verschiedenen Fürsten fest. — Ebenso wurde auch bald nachher Britannien von deutschen Völkern in Besitz genommen. Die Briten waren nämlich heftig bedrängt von ihren Nachbarn im schottischen Hochlande, den Pikten und Schotten, und riefen nun die Angeln, Sachsen und Jüten aus dem nörd-

lichen Deutschland zu Hilfe. Diese kamen auch, wie es heißt, unter Anführung zweier sächsischer Brüder, Hengist und Horsa, herüber, schlugen die Feinde zurück, wandten dann aber, durch neue Ankömmlinge verstärkt, ihr siegreiches Schwert wider die Briten selbst und machten sich dieselben unterthan. Das eroberte Land wurde nach den Angeln Angelland oder England genannt, und noch jetzt erinnert die Sprache desselben an die Niederlassung der Sachsen.

Indem so ein Teil nach dem andern von dem römischen Reiche abgerissen wurde, kam auf einmal durch die Hunnen eine gemeinsame Not über alle Völker des Abendlandes.

b. Attila, König der Hunnen (434 bis 453). — Die Hunnen, welche bei der großen Wanderung an die Stelle der Goten in die Länder an der Niederdonau vorgedrungen waren, hatten nach vielen inneren und äußeren Kämpfen einen ausgezeichneten Führer erhalten, mit Namen Attila oder Etzel. Die Zeitgenossen nannten ihn Godegisel, d. h. eine Geißel Gottes zur Züchtigung der Welt. Vor dieser Geißel bebten weithin die Völker. Seine Herrschaft erstreckte sich von der Wolga bis zum Rhein, vom baltischen Meere bis zum schwarzen und kaspischen Meere. Dieser furchtbare Held brach im Jahre 450 an der Spitze vieler Könige und einer halben Million Streiter gegen Westen auf. Allgemeiner Schrecken ging vor ihm her. Er drang in Gallien ein. Mit Feuer und Schwert bahnte er sich den Weg. Die blühendsten Städte, vorzüglich am Rhein, wurden furchtbar verheert. In dieser Not versammelten sich im Abendlande Freunde und Feinde zur gemeinsamen Rettung. Die Römer hatten um diese Zeit einen tapferen Anführer, mit Namen Aëtĭus. Dieser verband sich mit Theodŏrich, dem Könige der Westgoten, zog viele deutsche Hilfsvölker an sich und zwang durch die furchtbare Völkerschlacht bei Chalons an der Marne, im Jahre 451, den Länderstürmer zum Rückzuge. Allein schon im nächsten Jahre erneuerte Attila aus Rache, weil seine unerhörten Forderungen, die er an den weströmischen Kaiser gestellt hatte, abgeschlagen waren, den Feldzug. Er drang über die Alpen in Italien ein, eroberte und zerstörte Aquilēja, dessen unglückliche

Einwohner auf die vielen kleinen Strandinseln (Lagunen) des adriatischen Meeres flüchteten und hier den Grund zu der Stadt Venedig legten. Unter schrecklichen Verheerungen zog er vorwärts gegen die Hauptstadt selbst. Rom schien verloren! Da ging der Papst Leo an der Spitze einer ehrwürdigen Gesandtschaft in das hunnische Lager und bewog den König durch Bitten und Geschenke zum Rückzuge nach Pannōnien (Ungarn). Hier starb Attila bald nachher (453) eines plötzlichen Todes. Sein Leichnam wurde in einen goldenen, dieser in einen silbernen, und beide in einen eisernen Sarg gelegt und unter kriegerischen Spielen begraben, am Grabe aber alle Arbeiter umgebracht, damit keiner die Ruhestätte des großen Hunnenhelden verrate. Mit seinem Tode zerfiel die Macht der Hunnen, indem seine Söhne über die Teilung der väterlichen Herrschaft sich entzweiten. Die deutschen Völkerschaften, die bisher von den Hunnen abhängig gewesen waren, machten sich wieder frei.

Untergang des weströmischen Reiches (476). — Das weströmische Reich bestand fast nur noch aus Italien, und auch dieses eilte mit schnellen Schritten seinem Untergange entgegen. Aëtĭus, die letzte Stütze des Reiches, wurde von dem mißtrauischen Kaiser Valentinianus mit eigener Hand ermordet. Valentinianus wurde wieder auf Anstiften des beleidigten Senators Petronĭus Maximus ermordet, der nun selbst den Kaiserthron bestieg und des Ermordeten Witwe, Eudoxia, zwang, seine Gemahlin zu werden. Aus Rache rief diese den Vandalenkönig Geisĕrich aus Afrika herüber. Wie im Fluge erschien derselbe mit einer Flotte an der Mündung des Tiberflusses. Maximus, welcher durch die Flucht sich retten wollte, wurde erschlagen. Die Stadt selbst blieb zwar auf Fürbitte des Papstes Leo von Feuer und Schwert verschont, wurde aber vierzehn Tage von den rohen Vandalen furchtbar ausgeplündert (455). Dann fuhren sie wieder ab.

Nach Valentinianus regierten in dem kurzen Zeitraume von zwanzig Jahren noch neun Kaiser. Das Zepter ging von Hand zu Hand bis Odoāker, Befehlshaber der Herŭler und Rugier, welche im heutigen Pommern ihre ursprünglichen Wohnsitze hatten, dem Reich vollends ein Ende machte. Er hatte im römischen

Reiche als Anführer deutscher Mietstruppen gedient und forderte für seine Leute den dritten Teil aller italischen Ländereien. Als aber dieser verweigert wurde, stieß er den letzten Kaiser, Romulus, mit dem Zunamen Augustus, der bei ihm, weil er noch ein Kind war, in die Verkleinerungsform Augustülus, d. i. der kleine Augustus, überging, vom Throne und übernahm selbst die Regierung von Italien. Der junge Kaiser wurde auf ein Schloß in Kampanien verwiesen, wo er im Privatstande von einem Jahrgehalte lebte. Das römische Reich hatte über zwölf Jahrhunderte bestanden, mit einem Romulus angefangen und auch geendet. Das oströmische oder griechische Reich mit der Hauptstadt Konstantinopel bestand nach dem Untergange des weströmischen noch ungefähr tausend Jahr, bis 1453. In dem Jahre wurde auch dieses nach vielen Zerrüttungen im Innern und Angriffen von außen von den Türken erobert. Unter einem Konstantin war Konstantinopel gegründet worden, unter einem Konstantin ging es auch wieder verloren.

Mit dem Falle Roms im Jahre 476 schließt die alte Geschichte. An die Stelle der entarteten Römer treten nun die noch weniger gebildeten, aber unverdorbenen Volksstämme des Nordens, die Germanen oder Deutschen, und gründen auf den Trümmern des römischen Reiches neue, selbständige Staaten mit eigenen Gesetzen, Sitten und Sprachen. Die Grundlage dieser Staaten wird die christliche Religion, deren Priestern die Nachwelt auch zunächst die Erhaltung aller Kunst und Wissenschaft der alten Griechen und Römer zu verdanken hat.

Zweiter Hauptteil.

Die Geschichte des Mittelalters

vom

Untergang des weströmischen Reiches bis zur Entdeckung von Amerika.

(Von 476 n. Chr. bis 1492.)

Während des Mittelalters stehen **die Deutschen** im Vordergrunde der Ereignisse. Es empfiehlt sich daher sowohl wegen der Länge dieses zweiten Hauptteiles der Geschichte, als auch wegen der hohen Bedeutung des deutschen Volkes, die Geschichte des Mittelalters in mehrere Unterabteilungen zu zerlegen, bei denen die Rücksicht auf die Geschichte der Deutschen entscheidend sein wird.

Unterabteilungen der Geschichte des Mittelalters.

1. **Vom Untergange des weströmischen Reiches bis zur Thronbesteigung Karls des Großen** (von 476—768 n. Chr.)

   Auf den Trümmern des weströmischen Reiches erheben sich mehrere christlich-germanische Reiche als die der Westgoten, der Ostgoten, der Longabarden und besonders der Franken. Dem christlichen Abendlande entsteht zur selben Zeit ein gefährlicher Feind im Mohammedanismus.

2. **Von Karl dem Großen bis zum Beginne der Kreuzzüge** (von 768—1096 n. Chr.)

   Das Kaisertum, welches bald an die Deutschen überging, und das Papsttum bildeten die beiden Hauptmächte während dieses Zeitabschnittes.

3. **Vom Beginne der Kreuzzüge bis zur Thronbesteigung Rudolfs von Habsburg** (1096—1273 n. Chr.)

   Durch die Kreuzzüge wurde das Papsttum auf den Gipfel auch seiner weltlichen Machtstellung erhoben. — Die staufischen Kaiser, welche damals in Deutschland herrschten, gerieten in vielfache Streitigkeiten mit den Päpsten.

4. **Von der Thronbesteigung Rudolfs von Habsburg bis zum Ende des Mittelalters** (1273—1492 n. Chr.)

   Die deutsche Kaisermacht sank während dieser Jahrhunderte immer mehr; auch das weltliche Ansehen der Päpste wurde aus manchen Ursachen erschüttert.

Erste Unterabteilung der Geschichte des Mittelalters

(vom Untergange des weströmischen Reiches (476) bis zur Thronbesteigung Karls des Großen (768.)

Neunzehnter Abschnitt.

Auf den Trümmern des römischen Reiches entstehen neue Reiche der Germanen oder der Deutschen; so die Reiche der **Westgoten**, **Ostgoten**, **Langobarden**, **Franken**. Dem Christentum, welches sich in Europa immer weiter ausbreitet, tritt später die von **Mohammed** gestiftete Religion feindlich entgegen.

Ältester Zustand Deutschlands und seiner Bewohner. — Unsere Vorfahren, die alten Deutschen, wurden von den Römern mit einem bis jetzt nicht sicher erklärten Namen, Germānen, genannt. Zu diesen rechnete man aber nicht bloß die Bewohner des jetzigen Deutschlands zwischen den Alpen, dem Wasgenwald, der Nord- und Ostsee bis hin zur Weichsel, sondern auch die Völker in dem heutigen Belgien, Holland, Dänemark, Schweden, Finnland, Livland und Preußen, weil sie alle in Gestalt, Sitten und Sprachen einen gemeinsamen Ursprung ankündigten. — In uralter Zeit war unser Vaterland, das jetzt zu den schönsten Ländern der Erde gehört, noch ein recht unfreundliches, rauhes Land. Ungeheure Wälder durchzogen es von einem Ende bis zum anderen, so daß es zum großen Teile wie eine Wildnis erschien. Häufiger Nėbel überzog den Himmel, daher war auch der Boden weit feuchter, kälter und unfruchtbarer als jetzt, wo die Wälder gelichtet sind, und der Boden frei und offen unter der erwärmenden und alles belebenden Sonne liegt. Getreide wurde nur wenig angebaut. Grasreich und ergiebig aber waren die Weiden, und daher das Rindvieh so wie die Pferde, wenngleich klein und unansehnlich, doch stark und ausdauernd. Die verweichlichten Römer hatten einen solchen Schauder vor Deutschland, daß sie es für unmöglich

hielten, jemand könne Italien verlassen, um in jener Wildnis zu leben. Die Deutschen aber liebten dieses Land über alles, weil es ihnen ihre Freiheit beschützen half. Die rauhe Luft und die Jagd stärkten ihre Glieder und ließen ihre Körper bei einfacher Nahrung zu einer riesenhaften Größe und Kraft aufblühen. Schon vor ihrem wilden Blicke, mehr aber vor ihrer riesigen Gestalt erschraken selbst die kriegerischen Römer und mußten erst ihr Auge an den Anblick dieser fürchterlichen Menschen gewöhnen, bevor sie mit ihnen zu streiten wagten. — Die Germanen legten weder Städte, noch zusammenhangende Dörfer an. Jeder baute seine einfache Wohnung in der Mitte seiner Felder und umzäunte den Hofraum mit einem Gehege. Mehrere solcher Höfe bildeten eine Gemeinde, mehrere Gemeinden einen Gau. Daher noch die Namen: Rheingau, Thurgau, Breisgau, Aargau.

Die Lieblingsbeschäftigung der alten Deutschen war nebst dem Kriege die Jagd. Und selbst diese war sehr gefährlich. Denn in ihren Wäldern hauseten damals noch die größten wilden Tiere, als Bären, Auerochsen, Elene, Renntiere ꝛc. Ackerbau und häusliche Arbeiten blieben den Weibern und Knechten überlassen. Die Deutschen bestanden aus gemeinen Freien, oder dem freien Volke, und edlen Freien, welche den Adel bildeten. Aus diesen wurden die Könige gewählt. Doch nicht alle deutschen Stämme hatten Könige. Manche wählten bei Kriegsunternehmungen aus den Edlen einen Herzog, der so genannt wurde, weil er vor dem Heer zog. Dieser hatte für die Zeit des Krieges die höchste Gewalt; im Frieden dagegen die Volksgemeinde. Jeder freie Mann hatte Anteil an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten; denn er war Mitglied der Volksversammlung, welche in allen wichtigen Angelegenheiten die Entscheidung gab. Zur Zeit des Neu- und Vollmondes kamen gewöhnlich die Gemeinden bewaffnet zusammen; bei außerordentlichen Ereignissen aber wurden sie von den Ältesten der Gemeinden zusammen berufen. Das Zusammenschlagen der Waffen oder dumpfes Gemurmel kündigte die Annahme oder Verwerfung eines Vorschlages an. Die Priester genossen bei den germanischen Völkern als Vertraute der Götter und als Vollstrecker ihre Befehle das höchste Ansehen.

Sie allein vermochten Ruhe und Ordnung unter den unbändigen Männern zu erhalten, die bei ihrem wilden Freiheitssinne oft schwer von einem andern zu lenken waren. Von ihnen ließen sie sich, wie auf Befehl der Götter, sogar binden und schlagen.

Die Religion der alten Deutschen war ein einfacher Naturdienst. Alle großartigen Erscheinungen in der Natur waren Gegenstände ihrer Verehrung. Als höchster Gott galt Wodan oder Guodan; er verlieh den Sieg in den Schlachten. Den Gott des Donners und Blitzes verehrten sie unter dem Namen Thor; als Göttin der ehelichen Liebe und Freundschaft stand Freja in hohem Ansehen. Auch dem sagenhaften Stammvater aller Deutschen, Tuisko, schenkten sie göttliche Ehren. Den Gottheiten waren auch die Wochentage geheiligt und nach ihnen benannt, doch geschah das zugleich mit der Einführung der siebentägigen Woche wahrscheinlich erst in späterer Zeit. Übrigens dienten und opferten sie ihren Göttern nicht in umschließenden Tempelmauern. Auf den Höhen der Berge, im Dunkel heiliger Haine, an den rauschenden Quellen und Wasserfällen versammelten sie sich zu ihrem Dienste. Im sanften Lichte des Mondes, unter ihren Lieblingsbäumen, der Linde und der Eiche, brachten sie gewöhnlich ihre Opfer und feierten ihre Feste und Mahle. Was den alten Deutschen hier auf Erden als das Wünschenwerteste galt, glaubten sie dereinst auch im Himmel, dessen Palast sie Wälhalla nannten, wiederzufinden. Bei Tage ergötzten sich dort die Seligen an der Jagd und an Kämpfen aller Art. So wie der Tag zum Abende sich neigt, werden die Wunden wie durch Zauberkraft wieder geheilt. Versöhnt setzen sich die Helden zum festlichen Mahle nieder und trinken aus den mächtigen Hörnern von Auerochsen. Dann stehen sie neugestärkt wieder zum blutigen Spiele auf. — Bei einem solchen Glauben an künftige Fortdauer wurden mit dem Toten auch wohl dessen Waffen und Pferde auf den Scheiterhaufen gelegt, damit er bei seiner Ankunft in Walhalla sich ihrer bedienen könne.

Die große deutsche Nation bestand aus zahlreichen kleineren Völkerschaften. In Sitten und Einrichtungen wichen sie wenig

von einander ab. Sie führten viele Kriege mit einander. Die schwächeren wurden von den mächtigeren überwunden und verdrängt. Daher entstand ein häufiger Wechsel der Wohnsitze. Auch traten zu gemeinsamen Angriffen und zu vereinter Verteidigung wohl mehrere Volksstämme zusammen und führten dann schließlich den Namen des Hauptvolkes gemeinschaftlich.

Die Römer lernten das Volk der Germanen oder Deutschen erst um das Jahr 113 v. Chr. kennen, als die Cimbern und Teutonen verwüstend in ihr Reich brachen. Von dieser Zeit an herrschten fortwährend Kriege zwischen den Römern und Deutschen, bis endlich im Jahre 476 n. Chr. der Kaiserthron von den Deutschen gestürzt wurde, wie wir dieses früher gehört haben.

Übersicht der Staaten Europas nach dem Untergange des weströmischen Reiches — Nach dem Umsturze des weströmischen Reiches war Europa folgendermaßen unter den einzelnen Völkern verteilt: In dem heutigen Portugal und dem nordwestlichen Spanien saßen die germanischen Sueven, das übrige Spanien und das südliche Gallien bis zur Loire machten das Reich der Westgoten aus, dessen Hauptstadt Toulouse war. Östlich von der Rhone bis in die Schweiz hinein saßen die Burgunder. In der Provinz Bretagne hatten sich Flüchtlinge aus Britannien niedergelassen und jener Provinz den Namen gegeben. So stand nur noch ein kleiner Teil von Gallien unter römischer Herrschaft. Am Niederrhein wohnten die Franken, die sich immer weiter in das nördliche Gallien ausbreiteten. Im nördlichen Deutschland bis zur Nordsee, zwischen den Flüssen Elbe und Rhein wohnten die Sachsen, die sich in Ostfalen, Engern und Westfalen teilten; im Norden waren die Friesen, im Südosten die Thüringer ihre Nachbaren. Die Alemannen, ein mächtiger Völkerbund, besetzten einen beträchtlichen Teil der Schweiz und das rechte Rheinufer nördlich hinauf bis an die Lahn. Östlich von ihnen wohnten die Schwaben bis an den Lech; dann die Boyer oder Bayern zwischen dem Lech und der Enns. Zu beiden Seiten der unteren Elbe saßen die Langobarden, die sich nachher südlich wandten. Über die Süd-

donauländer und über Illyrien war das Reich der Ostgoten ausgebreitet. In Britannien hatten sich die Angelsachsen angesiedelt. Den größten Teil von Italien hatte Odoaker mit seinen Herŭlern und Rugĭern inne; die Inseln Sardinien und Corsika nebst einem Striche der nordafrikanischen Küste waren von Vandālen besetzt. — Durch das immer weitere Vordringen der deutschen Volksstämme nach den westlichen Grenzen war der östliche Teil von Deutschland fast entvölkert worden. In diesen rückten neue Völker aus dem heutigen Polen und Rußland ein, welche man mit dem allgemeinen Namen Slaven bezeichnete. Zu dem byzantinischen oder oströmischen Reiche gehörten in Europa: Griechenland, Macedonien, Thracien und Mösien. Die übrigen Länder und Völker Europas kannte man um diese Zeit nur wenig.

Machen wir uns jetzt in kurzen Zügen mit der Geschichte der wichtigsten germanischen Völker bekannt, welche ihre Reiche auf den Trümmern des römischen Reiches aufbauten; es waren das aber die Ostgoten, die Longobarden und ganz besonders die Franken.

a. Das Reich der Ostgoten (493 bis 555). — **Theodŏrich.** — Der eben bezeichnete Zustand Europas war nicht von Dauer; denn die große Bewegung der Völker war noch keineswegs beendigt. Kaum dreizehn Jahre lang hatte Odoaker die Herrschaft über Italien geführt, als ein Mächtigerer kam und ihn stürzte. Das war Theodorich, König der Ostgoten. Auf den Rat des griechischen Kaisers, der aus Besorgnis den emporstrebenden jungen König aus der Nähe seines Reiches zu entfernen suchte, verließ dieser mit seinem ganzen Volke die alten Wohnsitze in dem heutigen Siebenbürgen und Ungarn und zog nach Italien, um dieses schöne Land der angemaßten Herrschaft des Odoaker zu entreißen. Dieses gelang ihm auch. Nach mehrjähriger äußerst hartnäckiger Verteidigung ergab sich endlich Odoaker auf die Bedingung, daß er Leben und Freiheit behalten solle. Aber schon wenige Tage nachher ward er mitten unter den Freuden eines Gastmahles von Theodorich treulos umgebracht (493). Italien kam jetzt unter die Herrschaft der Ostgoten. Sie nahmen den dritten Teil der Ländereien als Kriegslohn und lebten nach ihren volks-

tümlichen Gesetzen und Weisen. Theodorich war ein wahrer Wohlthäter für Italien, und nicht mit Unrecht hat man ihn den Großen genannt. Unter ihm blühete das ausgeplünderte und vielfach verwüstete Reich wieder auf. Aber mit Theodorichs Tode, im Jahre 526, verwelkte auch diese Blüte wieder. Unter seinen schwachen Nachfolgern brachte die Herrschaft und die Eifersucht der Großen vielfaches Unglück über das Reich und beschleunigte dessen Untergang.

Kaiser Justinian (527 bis 565). — Um diese Zeit der ostgotischen Unruhen herrschte in Konstantinopel der Kaiser Justinian, der durch glückliche Unternehmungen einen großen Glanz um seinen Thron verbreitete. Zuerst richtete er seinen Blick auf Afrika, wo die Vandalen unter Geiserich seit 429 ein neues Reich gegründet hatten. Im Jahre 533 sandte er seinen Feldherrn, den tapferen Belisarius, dahin. Gelimer, der letzte König der Vandalen, wurde geschlagen und gefangen, und sein Reich zu einer Provinz des griechischen Kaisertums gemacht, nachdem es 105 Jahre, von 429 bis 535, bestanden hatte. Die Inseln Sardinien und Corsika, wie auch die Balearen, unterwarfen sich dem Sieger freiwillig.

Dieser glückliche Erfolg ermunterte den Justinian, seine Waffen auch gegen Italien zu richten, um die Ostgoten aus demselben zu vertreiben. Die Unruhen unter diesem Volke unterstützten seinen Plan. Sizilien und Unteritalien wurden leicht unterworfen. Die Hauptstadt Rom öffnete ihm freiwillig die Thore. Im Drange solcher Not riefen die Goten ihren tapferen Feldherrn Vitiges zum Könige aus. Vergebens suchte dieser mit Belisarius zu unterhandeln. Er schloß sich endlich in Ravenna ein, um hinter den Mauern dieser Stadt Schutz zu suchen. Als aber die Not aufs höchste gestiegen war, und die Goten selbst ihrem Könige nicht mehr traueten, boten sie dem Belisarius die Krone des ostgotischen Reiches an, wenn er zu ihnen übergehen wolle. Dieser nahm das angebotene Geschenk scheinbar an und zog unter dem Jubel des Volkes in Ravenna ein. Er blieb aber seinem Kaiser treu und schickte den gefangen genommenen Vitiges nach Konstantinopel. Justinian jedoch, mißtrauisch geworden gegen Belisarius, rief ihn

zurück; Belisarius gehorchte ohne Murren. Die Entfernung des tapferen Feldherrn belebte wieder den Mut der Ostgoten. Sie wählten einen ihrer trefflichen Feldherren, mit Namen Tōtilas, zum Könige. Dieser junge Held eroberte fast ganz Italien wieder. Selbst Belisarius, der zum zweiten Male dahin geschickt wurde, mußte mit seinem schwachen Heere weichen. Endlich schickte Justinian seinen Feldherrn Narses mit einem großen, wohlgerüsteten Heere nach Italien. Dieses setzte den Fortschritten des Totilas Grenzen. Bei dem Dorfe Tagīna, am Fuße der Apenninen, kam es im Jahre 552 zu einer großen Schlacht. Diese kostete dem Totilas nach heldenmütigem Kampfe Sieg und Leben. Die letzten Trümmer der Goten sammelten sich wieder unter einem neugewählten Könige, Namens Tējas. Noch einmal sollte das Waffenglück über ihr Schicksal entscheiden; aber es entschied gegen sie. Am Fuße des Vesuv fochten sie mit einem Mute und einer Ausdauer, die ein besseres Schicksal verdient hätten. Als Tejas endlich wie ein zweiter Leonidas gefallen war, baten die Goten den Narses um freien Abzug, indem sie erklärten, sie würden den Tod der Unterwerfung vorziehen. Mit Achtung vor so tapferen Männern ward ihnen der Abzug gewährt.

So endete das ostgotische Reich, nachdem es 62 Jahre, von 493—555, bestanden hatte. Italien ward nun eine Provinz des griechischen Reiches unter dem Namen Exarchāt, d. i. Statthalterschaft. Narses ward Statthalter und nahm seinen Sitz zu Ravenna.

Dauernder als durch Eroberungen hat Justinian sein Andenken durch innere Einrichtungen des Reiches gegründet. Er ließ von den vorzüglichsten Rechtsgelehrten ein Gesetzbuch entwerfen, welches wegen seiner Vortrefflichkeit noch vielen unserer Gesetze zu Grunde liegt. — Unter ihm kam auch der so wichtige Seidenbau nach Europa. Im Jahre 555 brachten zwei Mönche, bei der Rückkehr von ihrer Bekehrungsreise nach Indien und China, in ihren hohlen Wanderstäben Eierchen der Seidenraupe mit, die glücklich auskrochen. So kam nun hier der Seidenbau auf und verbreitete sich, aber erst im zwölften Jahrhundert, auch nach den übrigen Ländern Europas; — so lange hatten die Griechen die Ausfuhr der Kokons verhindern können.*)

Unter der Regierung des Justinian sollen leider auch die ersten Menschenblattern sich gezeigt haben. Den verheerenden Folgen derselben konnten erst am Ende des vorigen Jahrhunderts (1798) durch Einimpfung der Kuhpocken, eine Entdeckung des englichen Arztes Jenner, Grenzen gesetzt werden.

b. Das Reich der Langobarden. — Alboin (568). Auch die Griechen blieben nicht lange im Besitze von ganz Italien. Narses, welcher der Verwaltung des Landes bereits fünfzehn Jahre lang mit eben so großer Umsicht als Kraft vorgestanden hatte, wurde am Hofe verleumdet und deshalb durch ein Schreiben voll der bittersten Kränkungen wieder abberufen. Der beleidigte Statthalter aber ging nicht nach Konstantinopel, sondern nach Neapel und lud aus Rache seinen Freund und früheren Waffengefährten Alboin, König der Langobarden, ein, das armselige Pannonien zu verlassen und das weit gesegnetere Italien in Besitz zu nehmen. Dieser Einladung folgte Alboin und brach im Jahre 568 an der Spitze seines Volkes, von 20 000 Sachsen begleitet, nach Italien auf und gründete hier ein neues Reich, das Reich der Langobarden, mit der Hauptstadt Pavīa. Ehe aber Alboin die Eroberung Italiens vollenden konnte, wurde er auf Anstiften seiner Gemahlin ermordet (573). Zweihundert Jahre bestand dieses Reich.

Seit dem Untergange des römischen Reiches bis auf diesen Einfall der Langobarden, also in einem Zeitraume von nicht hundert Jahren, hatte demnach Italien viermal seine Herrscher gewechselt. Zuerst eroberten es die Herŭler und Rugīer unter Odoăker, dann die Ostgoten unter Theodŏrich, hierauf die Griechen unter Narses, und zuletzt die Langobarden unter Alboin. Nach so vielen Kriegen und Verheerungen bot das unglückliche Land einen erschütternden Anblick dar. Mehrere Millionen Menschen hatte das Schwert hinweggerafft, viele Städte lagen in Trümmern, die Felder unbebauet, und die Verwilderung der Sitten griff auf eine schaudervolle Weise um sich.

c. Das Reich der Franken. — Chlodwig (481 bis 511). Unter allen germanischen Völkern jener Jahrhunderte hat keines so große Bedeutung erlangt, als das der Franken. — Die Franken zerfielen in mehrere Stämme, die zur Zeit, als auch andere germanische Völkervereinigungen entstanden, sich zu einem großen Bunde gegen die Römer vereinigt hatten. Aus ihren Wohnsitzen am Niederrhein dehnten sie sich erobernd immer weiter über die römische Provinz Belgien aus. Sie standen anfangs unter

mehreren verbündeten Fürsten. Im Jahre 481 trat einer unter ihnen auf mit Namen Chlodwig, d. i. Ludwig, unter welchem die Bedeutung seines Volkes einen mächtigen Aufschwung nahm. Er war aus der Königsfamilie der Merowinger, die ihren Namen führte von Chlodwigs Großvater, Merovä̈us. Chlodwig ist als der eigentliche Stifter des fränkischen Reiches zu betrachten.

Als er die Regierung antrat, bestand in Gallien noch ein Rest des Römerreiches, dessen Statthalter Syagrius war. Auf diesen ging er zuerst los und schlug ihn völlig bei Soissons, im Jahre 486. Der Geschlagene floh nach Toulouse, um am Hofe des westgotischen Königs Schutz zu suchen, ward aber an Chlodwig ausgeliefert und ermordet. Dann griff dieser die Alemannen, die Grenznachbaren der Franken, an. Bei Zülpich (?) im Jülichschen (zwischen Bonn und Aachen) kam es im Jahre 496 zu einer blutigen Schlacht. Lange schwankte der Sieg; endlich neigte er sich auf die Seite der Alemannen. In dieser Not gedachte Chlodwig, der noch ein Heide war, an das, was er von seiner christlichen Gemahlin Chlotilde über den mächtigen Christengott gehört hatte. Und alsbald streckte er inbrünstig seine Hände zum Himmel aus und betete: „Hilf mir, Jesus Christus, denn meine Götter verlassen mich. Wenn du mir beistehst in dieser Not, so will ich an Dich glauben!“ Und wirklich gewann er einen vollständigen Sieg und ließ sich nun am Weihnachtsfeste des Jahres 496 zu Reims feierlich taufen und zum Könige der Franken salben. Vom Papste ward er der erstgeborene Sohn der Kirche, auch der allerchristlichste König genannt; ein Titel, der auf die französischen Könige überging. Jedoch wirkte diese Annahme des Christentums nicht veredelnd auf Chlodwigs Gesinnung. Denn er beging nach wie vor viele Treulosigkeiten und Grausamkeiten. Beweise hiervon gab er auch in den darauf folgenden Kriegen mit den Burgundern und Westgoten. Die ersteren wurden ihm tributpflichtig; dem Reiche der Westgoten aber im südlichen Gallien machte er fast ein Ende. So war es ihm durch List und Gewalt gelungen, seine früher so kleine Herrschaft immer mehr zu erweitern und sich endlich auch unter den Franken dadurch zum alleinigen Könige zu machen, daß er seine fürstlichen Verwandten gewaltsam aus dem Wege schaffte.

Nach Chlodwigs Tode im Jahre 511 übernahmen seine vier Söhne gemeinschaftlich die Regierung des Frankenreiches. Ihre Hoflager waren in Metz, Orleans, Paris und Soissons. Anfangs regierten sie in Eintracht und setzten die Eroberungen des Vaters siegreich fort. Dann aber brach Zwietracht unter ihnen aus und brachte unsägliches Unglück über das Reich. Bürgerkriege, Empörungen und Grausamkeiten jeder Art füllen um diese Zeit größtenteils die fränkische Geschichte aus. Die Regierung des Reiches überließen sie ihrem ersten Diener, welcher Major domus oder **Hausmeier** genannt wurde. Dieser führte das Heer an, besetzte alle öffentlichen Stellen; kurz, er regierte fast unumschränkt und ließ dem Könige bloß den leeren Namen und die Schwelgerei im Innern seines Palastes. Zum Glück waren unter den Majordomen Männer, die mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung führten. Die drei ausgezeichnetsten unter ihnen waren Pipin von Heristal, Karl Martell und Pipin der Kurze.

Pipin von Heristal, also genannt nach einem Schlosse an der Maas, nahe bei Lüttich, war um das Jahr 700 Hausmeier über das ganze fränkische Reich. Er war ein kluger und unternehmender Mann. Das ganze Volk achtete und liebte ihn. Auch der König ehrte ihn, wie der Schwache den Starken ehrt. Pipin gelang es durch einen großen Sieg über seinen Nebenbuhler, die Würde des Hausmeiers im gesamten fränkischen Reiche in Besitz zu nehmen und sie in seiner Familie erblich zu machen. Auf ihn folgte sein Sohn, Karl Martell, der durch den Sieg über die Araber zwischen Tours und Poitiers, im Jahre 732, den Ruhm der Franken selbst über die Grenzen Europas hinaus verbreitete. Auch gegen die unruhigen Grenznachbaren, die Sachsen und Friesen, führte er glückliche Kriege und zwang sie zu einem Tribute.

Nach seinem Tode teilten sich die beiden Söhne, Karlmann, der väterlichen Verfügung zufolge als Major domus, und Pipin, mit dem Beinamen der Kurze, in das Reich, gleichsam als ob es schon ein erbliches wäre. Darauf kämpften sie in brüderlicher Eintracht gegen die Herzoge von Aquitanien, Bayern und Schwaben, welche sich für den letzten Merowinger, den geistesschwachen Childerich III., erhoben hatten. In Karlmanns Gemüte hatte

sich jedoch inzwischen der Entschluß befestigt, der Welt zu entsagen und die Herrschaft mit dem Kloster zu vertauschen. Er begab sich deshalb nach Rom, wo er von dem Papste Zacharias zum Priester geweiht wurde. Nachdem er dort auch das Klostergelübde des heiligen Benedikt abgelegt hatte, bezog er eine einsame Zelle des Klosters Monte Cassino, in welchem er seine Tage verlebte. Pipin, nun alleiniger Herr des Reiches, befestigte seine Herrschaft teils durch Waffen, teils durch friedliche Mittel. Bereits im Besitze der königlichen Macht, welche die schwachen Merowinger zu behaupten schon längst nicht mehr imstande waren, wünschte er nun auch die äußere Auszeichnung. Er schickte deshalb Gesandte an den Papst Zacharias und ließ fragen, „ob es besser sei, daß derjenige König sei und heiße, welcher alle Macht besitze, oder der, welcher ohne königliche Gewalt nur den königlichen Namen führe.“ Die Antwort, welche für Pipin günstig lautete, konnte derselbe als eine päpstliche Anerkennung und Gutheißung seiner Herrschaft betrachten.

Nun ward der König Childerich III., im Jahre 751, seiner Würde entsetzt und in ein Kloster verwiesen. Mit ihm endete die Herrschaft der Merowinger. Pipin der Kurze bestieg den Thron der Franken und gründete das Haus der Karolinger.

Für ein solches Geschenk war der neue König dem Papste nicht undankbar. Zweimal zog er mit einem Heere über die Alpen, um ihm gegen die Langobarden beizustehen, die in das römische Gebiet eingefallen waren. Er entriß ihnen das eroberte Land und gab einen Teil dem päpstlichen Stuhle als Besitztum. Diese Schenkung bestätigte später auch sein Sohn, Karl der Große, ja er fügte noch neue Schenkungen hinzu und eine hierüber abgefaßte Urkunde legte der große Herrscher auf dem Grabe des heiligen Petrus feierlich nieder. So entstand der Kirchenstaat, welcher bis in die allerneueste Zeit bestanden hat. — König Pipin starb 768 und machte einem noch Größeren Platz, seinem Sohn Karl.

Zwanzigster Abschnitt.

Durch die Übersiedelung der germanischen Völker in andere Länder gingen mit ihnen mannigfache Veränderungen in Sprache und Sitte vor. Besonders merkwürdig ist das alte Gerichts- und Lehnswesen. Das **Christentum** breitete sich bei den Deutschen in jener Zeit immer weiter aus; der h. **Bonifatius** hat darum die größten Verdienste. — Aus dem Morgenlande war aber auch eine andere Religion nach Europa verpflanzt, der **Mohammedanismus**, gegründet durch **Mohammed** und besonders verbreitet durch dessen Nachfolger (**Kalifen**).

Verschiedene Veränderungen bei den deutschen Volksstämmen in ihren neuen Wohnsitzen. — Man kann denken, daß sich bei den Deutschen infolge ihrer Wanderungen durch die verschiedensten Länder, sowie ihres Zusammentreffens mit anderen Völkern mannigfaltige Änderungen ihrer sämtlichen Verhältnisse vollzogen. Die Luft des südlicheren Himmels und die feineren Lebensgenüsse, an denen sie nun Gefallen bekamen, dienten dazu, ihrer Natur immer mehr das Harte zu nehmen. Die Völker, unter denen sie sich niederließen, hatten andere Sprachen, andere Sitten, andere Gesetze. Es konnte nicht fehlen, daß die Deutschen vieles von ihnen annahmen und mit dem Ihrigen zu einem neuen Ganzen verbanden. Bei denjenigen germanischen Völkern, welche nach Westen und nach Süden gezogen waren, ging die größte Veränderung in der *Sprache* vor. In jenen eroberten Ländern wurde größtenteils die römische oder lateinische Sprache geredet. Mit dieser vermischte sich in verschiedenen Abstufungen, je nach der Verschiedenheit eines jeden Volkes, die deutsche, und aus dieser Mischung entstanden die neuen romanischen Sprachen, zu denen die *italienische*, *französische*, *spanische* und *portugiesische* gehören, die sich immer eigentümlicher ausbildeten. Nur die Stämme im jetzigen Deutschland bewahrten sich die unveränderte Muttersprache.

Auch die *Gerichtsverfassung* und *Gesetzgebung* hatte sich merklich ausgebildet und erweitert. Geschriebene Gesetze gab es vor der Mitte des fünften Jahrhunderts bei den Deutschen noch nicht. Herkommen und Gebrauch entschied über die meisten Rechtsfälle. Fast jedes Verbrechen konnte durch eine Geldstrafe gesühnt werden, selbst der Mord. Nur wurde dabei ein großer Unterschied gemacht zwischen Freien und Unfreien. So mußten bei den Franken für die Ermordung eines Sklaven 45 Goldstücke, eines Franken 200, eines Römers aber nur 100 bezahlt werden.

Auch für die Verletzung eines jeden Teiles des Körpers war eine bestimmte Strafe festgesetzt. Wer dieses Strafgeld, Wergeld genannt, nicht bezahlen konnte, mußte es als Knecht bei dem Verletzten oder dessen Verwandten abdienen.

Das Gericht selbst wurde öffentlich unter freiem Himmel gehalten. Der Vorsteher, oder Graf, einer jeden Gemeinde war Richter. Die Erfahrensten der Gemeinde halfen ihm das Urteil finden und wurden Schöffen genannt. Wo aber die Sache nicht zu ermitteln war, nahm man seine Zuflucht zu Unschuldsproben. Diese hießen Ordāle oder Gottesurteile. Man setzte nämlich vermessenerweise voraus, Gott werde den Unschuldigen in den mit ihm vorzunehmenden Proben stets durch ein Wunder retten. Wer z. B. seine Hand unverletzt aus einem Kessel siedenden Wassers ziehen, wer über glühendes Eisen gehen, wer im Zweikampfe siegen, wer am längsten mit ausgespannten Armen in Kreuzesform stehen konnte, galt für unschuldig.

Das Lehnswesen. — Sobald eine auswärtige Gefahr drohete, war jeder freie Grundeigentümer verpflichtet, unter dem Oberbefehle der Gemeinde- oder Gauvorsteher sich einzufinden, oder, nach dem Ausdrucke der damaligen Zeit, an dem Heerbanne, d. i. dem Aufgebote des ganzen Stammes, teilzunehmen. Dagegen war kein freier Grundeigentümer verpflichtet, zu einem Angriffskriege außerhalb der Grenzen des Vaterlandes auszuziehen. Zu solchen Zügen fand sich jedoch immer eine Anzahl unternehmungslustiger Jünglinge bereit, die sich um einen Führer scharten, und von diesem für ihre Dienste mit Waffen und Lebensmitteln versorgt wurden. Diesem Führer folgten sie gewöhnlich auf allen Zügen und wurden deshalb auch sein Gefolge genannt; mit diesem diente der Gefolgsherr auch im Heerbanne. Sobald bei gemeinsamen Unternehmungen ein Land erobert war, teilte der König dasselbe mit seinem Gefolge. Jeder erhielt ein erbliches Grundeigentum zur beliebigen weiteren Verteilung. Ein solches freies Eigentum hieß Allodīum. Bei einer solchen Verteilung bekam natürlich der König ein größeres Besitztum als die Edlen seines Gefolges, und die Größe des Grundeigentumes für diese richtete sich wieder nach der Größe des Gefolges, welches sie dem

Heere des Königs zugeführt hatten. Von seinen weitläufigen Ländereien gab alsdann auch der Edle wieder jedem seiner Geleitsmänner ein Stück zur Benutzung ab, aber nur auf so lange, als er in seinem Dienste blieb. Es wurde ihm also nur geliehen und bekam deshalb auch den Namen Lehen. Der Empfänger selbst hieß hiervon Vasall oder Lehnsmann, der Besitzer aber Lehnsherr. Blieben die Vasallen ihrem Lehnsherrn im Krieg und Frieden treu und dienstwillig, so behielten sie das Lehen lebenslänglich und genossen auch wieder des Schutzes ihres Lehnsherrn. Nach ihrem Tode fiel es wieder an den Lehnsherrn zurück, der die Dienste eines anderen Getreuen damit belohnen konnte. Da nun aber der Sohn fast immer seine Dienste dem Lehnsherrn des Vaters widmete, so wurde in der Regel auch ihm das väterliche Lehen überlassen; am Ende wurden diese Lehen sogar erblich. — Aber weder der Lehnsherr noch der Vasall hatte Zeit oder Lust, selbst den Acker zu bauen; das mußten in der Regel die Leibeigenen thun, die man Hörige nannte.

Da der Lehnsherr verpflichtet war, seinen Lehnsmann zu schützen, so übertrugen auch manche Grundbesitzer, die zu schwach waren, sich selbst zu schützen, ihr Allodium einem mächtigen Nachbarn und nahmen es dann wieder als Lehen von demselben zurück. So verwandelten sich viele Allodien in Lehen.

Das Christentum in Deutschland. — Den größten und segensreichsten Einfluß auf den Zustand der deutschen Völker hatte das Christentum. Die Goten, Burgunder, Langobarden und mehrere andere deutsche Völker hatten das Christentum angenommen, sobald sie auf ihrer Wanderung mit den Römern in näheren Verkehr kamen. Bei den Franken war dasselbe schon seit Chlodwigs Bekehrung ausgebreitet. Auch in den Donaugegenden wurde früh der Samen des Christentums ausgestreuet. Der heilige Severinus war der Apostel Norikums, des jetzigen Oberösterreichs, südlich von der Donau mit den angrenzenden Teilen von Unterösterreich, Steiermark, Kärnten, Salzburg und Bayern. Mitten im wilden Getümmel wandernder Kriegsvölker erschien hier um das Jahr 454 ein Mönch, Severinus mit Namen, welchen Gott aus seiner Einöde im Orient berufen und den

bedrängten Christen dieser Gegenden zum Schutz und Trost gesendet hatte. In der Gegend des heutigen Wien baute er für sich und seine Genossen ein Kloster. Dreißig Jahre lang an der Donau auf und ab wandernd trug er überall hin die Segnungen der Heilslehren, so daß selbst heidnische Könige ihn ehrten und bewunderten.

Die Bekehrer der Deutschen kamen vorzüglich aus Irland und Angelsachsen. Hier hatte das Christentum bereits festen Boden gewonnen. Hier, in der stillen Heimat der Frömmigkeit und der Wissenschaft, erweckte Gott fromme Männer, um nach Deutschland zu ziehen und auch dort die Lehre des Herrn zu verkündigen. Es ist rührend zu lesen, wie diese Männer, allen Bequemlichkeiten des Lebens entsagend, mitten im kriegerischen Gewühle der Völker, still und friedlich, das Kruzifix und das Evangelium in der Hand, durch die deutschen Wälder wanderten und die Lehre des Gekreuzigten verkündigten; wie sie im Vertrauen auf Gott den höchsten Gefahren mutig entgegen gingen. — Zu den ersten Glaubensboten gehörten der heilige Fridolin, der den Alemannen und Rätiern das Evangelium Christi verkündigte und zuletzt auf der Rheininsel Seckingen ein Kloster errichtete; der heilige Kolumban mit seinem Schüler Gallus, dem Stifter des Klosters St. Gallen in der Schweiz; der heilige Rupertus in Salzburg. Zu den Friesen kam der heilige Willibrord, zu den Thüringern und den Franken der Maingegend der heilige Kilian. Jedoch der ausgezeichnetste aller Glaubensboten ist der Angelsachse Winfried, der wegen seiner vielen Verdienste um die Bekehrung der Deutschen vom Papste Gregor II. den Namen Bonifatius erhielt, d. i. der zum Segen Beschiedene.

Der heilige Bonifatius. — Mit vollem Rechte führt dieser auch den Namen: Apostel der Deutschen. Er war es, der von 716 bis 754 mit unermüdlicher Thätigkeit die Lehre vom gekreuzigten Heiland in die deutschen Wälder trug, besonders zu den Friesen und Hessen. Bei Geismar in Hessen fand er eine uralte, dem Donnergotte heilige Eiche, unter welcher die heidnischen Bewohner dieser Gegend ihre Opfer darzubringen pflegten. Sobald der heilige Bonifatius erfuhr, daß dieser Baum für unverletzbar galt, legte er, um den Aberglauben zu überführen, die Axt

an denselben. Erschrocken standen die Heiden umher und blickten bald nach dem Apostel, bald nach dem Himmel, ob der Gott nicht seinen Blitzstrahl zerschmetternd auf den Frevler herabschleudern würde. Als aber endlich der Baum fiel, und Bonifatius unverletzt blieb, entsagten sie ihren ohnmächtigen Göttern und ließen sich taufen. Bonifatius baute aus dem Holze des gefällten Baumes ein Kirchlein und weihete es dem heiligen Petrus. Er ließ aus England Priester kommen und verteilte sie als Gehilfen seines großen Werkes in Sachsen, in Thüringen, in Bayern. Die Wohnplätze der Glaubensboten wurden die Grundlagen von Klöstern, aus denen die Brüder ausgingen, die Pflanzung zu ergänzen und zu pflegen. Der Papst ernannte den frommen Seeleneiferer zum Erzbischofe aller bekehrten Länder und erteilte ihm zugleich die Vollmacht, Bistümer in denselben zu errichten. Rastlos drang er weiter in das Innere von Deutschland und stiftete viele Bistümer und Schulen. Neben dem schon errichteten Bistume Passau stiftete er in Bayern noch die bischöflichen Sitze zu Freisingen und Regensburg, für Thüringen das Bistum Erfurt und mehrere andere. Auch für eine große Bildungsschule des mittleren Deutschlands sorgte Bonifatius. Er gründete im Jahre 744 durch seinen trefflichen Schüler Sturmi, der aus dem Norikum gebürtig war, das Kloster Fulda und legte dadurch den Grund zu der Stadt Fulda, die aus den vielen Ansiedelungen um das Kloster entstanden ist. Er selbst nahm im Jahre 748 im Auftrage des Papstes und auf den Wunsch des fränkischen Hausmeiers Pipin seinen festen Sitz als Erzbischof in der Stadt Mainz, und nicht nur die neu gestifteten, sondern auch die älteren deutschen Bistümer wurden ihm untergeordnet.

Unter rastlosen Bemühungen war der heilige Bonifatius bereits zum Greise geworden. Nachdem er seine kirchlichen Einrichtungen in Deutschland hinlänglich befestigt hatte, legte er unter päpstlicher Genehmigung seine Würde als Erzbischof von Mainz in die Hände seines Schülers Lullus nieder. Er selbst zog dann noch einmal zu den Friesen, um seine letzte Kraft zur gänzlichen Bekehrung derselben zu verwenden. Hier aber wartete seiner nach einem so rühmlichen Leben ein eben so rühmlicher Tod. Während er nämlich

in der Nähe von Dokkum sich dem gottesdienstlichen Werke widmete, wurde der wehrlose Greis plötzlich von einer Schar heidnischer Friesen überfallen und mit seinen 52 Genossen erschlagen (754). Die Gebeine des Märtyrers ruhen in Fulda. — So endete der große Mann; sein Werk aber steht noch heute, nach mehr als tausend Jahren. Seine Schüler und Nachfolger sitzen und lehren noch jetzt auf den von ihm begründeten Bischofsstühlen.

Mohammed, Stifter einer neuen Religion (622). — Während das Christentum bereits in dem größten Teile von Europa segensvoll aufblühete, brach plötzlich von Arabien her eine große Gefahr über dasselbe aus. Das führt uns zu jener weitentlegenen Halbinsel und zu dem dortigen Stifter einer neuen Religion, auf Arabien und Mohammed.

Die Halbinsel Arabien liegt im südwestlichen Asien, nicht fern von Palästina, der Wiege des Christentums. Sie ist mehr als viermal so groß als Deutschland. Außerordentlich verschieden ist die Beschaffenheit des Bodens. In der Mitte breiten unter einem glühenden Himmel sich endlose Sandwüsten aus; selten unterbrechen grüne Weideplätze mit erquickenden Quellen und Palmen die fürchterliche Einöde. Wie grünende Inseln tauchen solche Stellen, Oasen genannt, aus dem Sandmeere auf. Die dort wohnenden Aräber werden Beduinen, d. i. Wüstenbewohner, genannt und führen ein räuberisches Leben. Sie durchziehen mit ihren Kamelen die Wüste von einer Oase zur anderen. Ohne das Kamel wäre dieser Teil, das s. g. wüste Arabien, unbewohnbar, daher nennt man dieses treue, ausdauernde Tier mit Recht das Schiff der Wüste. Im Nordwesten der Halbinsel liegt das peträische Arabien, welches von der Stadt Petra diesen Namen führt. Dort erhebt sich der Berg Sinai, wo Gott durch Moses seinem Volke die Gesetze gab. Das glückliche Arabien, das heutige Jemen, dehnt sich auf dem südwestlichen Saume der Halbinsel am Meere aus. Hier scheint sich plötzlich ein Garten Gottes aufzuthun mit den köstlichsten Früchten und Gewürzen.

In diesem durch seine Lage geschützten und Jahrhunderte

hindurch wenig bekannten Lande und unter diesem Volke ward Mohammed (oder Muhammed) im Jahre 571 n. Chr. zu Mekka geboren. Er gehörte zu dem edlen Stamme Kurëisch, welcher die Regierung in Mekka und die Aufsicht über den berühmten Tempel daselbst, die Kaaba, nach welcher die Araber von jeher wallfahrteten, erblich besaß. Mohammeds Eltern starben früh und hinterließen ihm eine nur geringe Erbschaft. Da nahm der Großvater den sechsjährigen Knaben zu sich, und drei Jahre später sein Oheim, der ihn für die Handlung erzog. Der feurige Knabe wuchs in voller Schönheit zum Jünglinge heran. Sein majestätisches Äußere, die Würde und Hoheit in seinen Mienen, das Feuer in seinen schwarzen Augen, die Freundlichkeit im Umgange, seine hinreißende Beredsamkeit zogen aller Augen auf ihn. Er heiratete in der Folge eine reiche Witwe, deren Handlungsgeschäften er eine Zeitlang vorgestanden hatte, und kam so in den Besitz eines großen Vermögens.

Bald aber zog er sich in die Einsamkeit zurück und widmete sich ganz einem beschaulichen Leben. Hier verloren sich seine Gedanken in Grübeleien über Religionsgegenstände. Den verwilderten Glauben seines Volkes erkannte er als Thorheit; die mosaische Lehre schien ihm zu engherzig und lieblos; auch die christliche Religion sprach ihn nicht an. Er hatte sie auf seinen Reisen kennen gelernt, doch infolge der religiösen Streitigkeiten und des Haders unter asiatischen Bekennern machte er sich eine falsche Vorstellung von dieser Heilslehre. Demnach faßte er den Entschluß, der Begründer einer neuen Religion zu werden, die, wie er meinte, die vollkommenste sein und das gesunkene Volk seines Landes in verjüngter Kraft wieder erheben sollte. Er erklärte sich als einen Gesandten Gottes und gab himmlische Erscheinungen vor, in denen ihm der Engel Gabriel erschienen wäre. Der Erfolg war anfangs gering, indem besonders seine Erscheinungen verspottet wurden. Doch bald wuchs die Zahl seiner Anhänger, so daß seine Stammgenossen, die Kurëischiten, aus Besorgnis für die alte Religion der Väter, ihm nach dem Leben trachteten. Da floh er nach der Stadt Medīna, der größten Feindin Mekkas. Hier, wo seine Lehre bereits Eingang gefunden hatte, wurde er mit offenen Armen

empfangen. Die Flucht, Hidjrah (spr. Hidschrah) genannt, fällt auf den 15. Juli des Jahres 622 und ist bei den Mohammedanern der Anfangspunkt ihrer Zeitrechnung, wie bei uns die Geburt Christi.

Nun breitete er nicht allein durch die Kraft seiner Überredungskunst, sondern auch durch das Schwert seine neue Lehre aus. Durch glänzende Verheißungen künftiger Freuden und Belohnungen, welche besonders denen zu teil werden sollten, welche fechtend für den Glauben fielen, begeisterte er seine Scharen zu einer wilden Tapferkeit, der lange nichts zu widerstehen vermochte. Ungeachtet einzelner Niederlagen wuchsen doch seine Erfolge. — Im Jahre 630 eroberte er Mekka und machte es zum Mittelpunkte seines Anhanges. Seitdem war der Sieg seiner neuen Lehre in Arabien bereits entschieden. Selbst den Perserkönig Kosroës und den griechischen Kaiser Heraklius lud er zur Annahme derselben ein. Seine letzte Wallfahrt um die Kaaba hielt er an der Spitze von 140 000 Anhängern. Bald darauf, im Jahre 632, starb er zu Medina. Sein Leichnam wurde in einen eisernen Sarg gelegt und in einer reich geschmückten Moschee (oder Tempel) zu Medina zur Verehrung der Pilger beigesetzt.

Das Buch, in welchem Mohammeds Lehre nach seinem Tode verzeichnet wurde, heißt Korān; die Lehre selbst Islam, d. i. Hingebung an Gott; die Anhänger dieser Lehre Muslim (Gläubige), woher unser Wort Muselmänner. Die Hauptsätze seiner Lehre waren: „Es ist nur ein Gott, und Mohammed sein Prophet; die Seele ist unsterblich, und es giebt eine Vergeltung nach dem Tode; Gebet und Almosen öffnen die Pforten des Paradieses. Das verdienstvollste Werk aber ist der Krieg gegen die Ungläubigen. Jeder Gläubige muß wenigstens einmal in seinem Leben nach Mekka wallfahrten." Auch Moses und Christus wurden von ihm mit Verehrung genannt, doch stellte er sich höher als beide.

Die Kalifen. — Nach dem Tode des Mohammed, der nur eine Tochter aber keinen Sohn hinterließ, wurde sein Schwiegervater Abu Bekr (632 bis 634) Kalif, d. i. Nachfolger des Propheten. Der Kalif vereinigte in seiner Würde die höchste geistliche und weltliche Gewalt. — Viele arabische Stämme, welche

nur gezwungen dem Islam gehuldigt hatten, fielen jetzt wieder ab. Abu Bekr sandte sofort elf Heerführer, jeden mit einer tapferen Schar Krieger, zu ihrer Unterwerfung aus. Nach einer Reihe blutiger Schlachten gewann der Islam in Arabien die vollständige Herrschaft wieder. Abu Bekrs Nachfolger, Omar (634 bis 644), war der ausgezeichnetste aller Kalifen und der Begründer der arabischen Weltherrschaft. Tod oder Koran war die Losung. Nichts vermochte die von religiöser Begeisterung ergriffenen Kriegesscharen auf ihren Eroberungszügen zu Wasser und zu Lande aufzuhalten. Syrien, Palästina, Phönizien, Ägypten wurden unterworfen. Auch unter dem dritten Kalifen, Othman (644 bis 656), gewann das Reich der Araber an Ausdehnung. Die Eroberung Persiens wurde vollendet, Cypern zinspflichtig gemacht, und in Afrika längs der Nordküste bis nach Ceüta vorgedrungen. Erst nach der Ermordung Othmans wurde Ali, Mohammeds Schwiegersohn, zum Kalifen erwählt (656 bis 661). Er hatte aber lange mit einer großen Gegenpartei zu kämpfen. Zuletzt fiel Ali durch Meuchelmord, und nun riß Moawija, das Haupt der Omaijaden, das Kalifat an sich. Er verlegte seinen Sitz von Medina in das schöne Damaskus und brachte das Kalifat erblich an seine Familie. Unter den omaijadischen Kalifen hatten die Eroberungen raschen Fortgang. Nach allen Richtungen zogen die Araber mit Feuer und Schwert zur Vernichtung des Christentums und zur Ausbreitung des Islam und ihrer Herrschaft aus. Konstantinopel widerstand ihren Angriffen mit Mühe. Die Stadt wurde gerettet vorzüglich durch das griechische Feuer, eine Erfindung des Griechen Kallinikos. Es bestand aus einer Mischung von Schwefel, Erdharz und anderen brennbaren Stoffen, die in Töpfen und Röhren auf die feindlichen Schiffe geschleudert wurden. Das Feuer brannte sogar unter dem Wasser und setzte die zerstörende Wirkung fort. — Auch in Sizilien setzten sich die Araber fest und bedroheten von dort aus die Küstenländer Italiens.

Bald darauf wurde auch der Untergang des westgotischen Reiches in Spanien durch die Araber herbeigeführt. Von Afrika aus setzten sie im Jahre 710 unter Anführung des Tarik nach Spanien über. Sie bezogen ein Lager auf einem

Berge in Andalusien, der Kalpe hieß, seitdem aber den Namen Dschebel al Tarik, d. i. Berg des Tarik, führte, woraus der Name Gibraltar entstanden ist. Im nächsten Jahre, 711, kam es zwischen den Arabern und Westgoten zu einer entscheidenden Schlacht bei Xeres de la Frontera in Andalusien. Die Westgoten wurden gänzlich geschlagen, selbst der König Roderich war unter den Toten. Seit diesem Siege waren die Araber Herren von Spanien. Nur ein kleiner Haufen Westgoten rettete in die asturischen Gebirge Religion und Freiheit, aber von der Vorsehung geschützt vermochten die Flüchtlinge und deren Nachkommen später unter langen und blutigen Kämpfen die Grenzen ihres Gebietes und die Herrschaft des Christentums in Spanien mehr und mehr zu erweitern und endlich die früher verlorene Heimat ganz wieder zu erobern.

Nach der Eroberung Spaniens stiegen die Araber über die Pyrenäen, drangen in Gallien ein und droheten ganz Europa zu überschwemmen. Allein in der großen Ebene zwischen Tours und Poitiers an der Loire wurden sie im Jahre 732 von den Franken unter ihrem Anführer Karl, der nachher den Zunamen Martell, d. i. der Hammer, erhielt, gänzlich geschlagen und über die Pyrenäen zurückgeworfen.

Nach und nach erkaltete das Kriegsfeuer der Araber, und sie fingen an, sich friedlichen Geschäften zu widmen. In manchen Zweigen der Künste und Wissenschaften haben sie die eroberten Länder sogar zu einer höchsten Stufe der Ausbildung gebracht. Zuletzt aber trat an die Stelle der alten Nüchternheit und Sitteneinfalt Pracht und Schwelgerei. Parteiungen schwächten die Macht und das Ansehen der Kalifen, und eine Eroberung nach der andern ging wieder verloren. In Spanien behaupteten sich die Araber, gewöhnlich hier Mauren genannt, bis zum Jahre 1492.

Zweite Unterabteilung der Geschichte des Mittelalters

(von Karl dem Großen (768) bis zum Beginne der Kreuzzüge (1096).

Einundzwanzigster Abschnitt.

Karl der Große, der wichtigste Herrscher des ganzen Mittelalters, errichtet durch zahlreiche Kriege ein einziges großes Frankenreich, über welches er im Jahre 800 n. Chr. die kaiserliche Würde gewinnt. Seine bedeutendsten Kriege sind: 1. der Sachsenkrieg (772—804), 2. der Krieg gegen die Langobarden (774), 3. der Krieg in Spanien (778), 4. der Krieg gegen Tassilo von Bayern (788) und gegen die Avaren (791).

Karl der Große (768 bis 814). — Über die Jugendzeit dieses berühmtesten Herrschers des Mittelalters ist merkwürdigerweise nichts bekannt. Wie ein fertiger Held erscheint Karl auf der Bühne der Weltgeschichte. Anfangs regierte er mit seinem Bruder Karlmann gemeinschaftlich. Als dieser aber schon nach drei Jahren starb, trat er allein an die Spitze des Reiches, das damals bereits fast das ganze jetzige Frankreich, die Niederlande und einen Teil von Deutschland umfaßte. Durch die Gewalt der Waffen war es gegründet worden, nur durch sie konnte es auch erhalten und erweitert werden; denn es war von kriegerischen und eroberungssüchtigen Völkern rings umlagert. Wir werden deshalb Karl fast unaufhörlich auf dem Schlachtfelde finden, bald in diesem, bald in jenem Teile Europas. Karls erster Zug war gegen die Aquitanier im südlichen Frankreich gerichtet, die sich gegen ihn empört hatten. Sie wurden schnell besiegt und wieder unterworfen. Den blutigsten und langwierigsten Krieg aber hatte er dann gegen die Sachsen zu führen, in dessen Zeitspanne auch fast alle anderen Kriege Karls fallen. Der leichteren Übersicht halber wollen wir jenen Hauptkrieg ohne Unterbrechung vorführen.

Krieg gegen die Sachsen (772 bis 804). — Unter all den vielen Kriegen Karls des Großen hat keiner so viele An=

strengungen gekostet, als der gegen die Sachsen. Dieses kriegerische, freiheitsliebende Volk bewohnte damals die weiten Ebenen zwischen der Elbe, dem Niederrhein und der Nordsee. Sie waren noch größtenteils dem Heidentume ergeben. Hinter großen Wäldern und Sümpfen trotzten sie jeder Gewalt. Am meisten haßten sie die benachbarten Franken und deren Religion. Es schien ihnen unerträglich, daß ein König Gewalt über das Leben eines freien Mannes, ein Held nicht seinen eigenen Himmel, ein Mann nicht das Recht haben sollte, Beleidigungen selbst zu rächen. Wiederholt fielen sie raubend in das fränkische Gebiet. Auf dem Reichstage zu Worms, im Jahre 772, beschloß endlich Karl, dieses unruhige, heidnische Volk, das den Waffen seiner Vorgänger so lange Trotz geboten hatte, durch alle Gewalt des Krieges seiner Herrschaft zu unterwerfen und zugleich zum Christentume zu bekehren. Damals ahnte er wohl nicht, daß dieser Krieg mit geringer Unterbrechung mehr als dreißig Jahre dauern würde.

Schnell drang Karl in Sachsen ein, nahm ohne Schwertstreich die Feste Eresburg, das heutige Marsberg, und zerstörte dann, nicht weit von der Gegend, wo vor vielen Jahren Hermann die Legionen des Varus vernichtet hatte, die Irmensäule. Welche Bedeutung und Beschaffenheit dieses berühmte sächsische Heiligtum gehabt hat, ist uns leider nicht bekannt. — Die überraschten Sachsen baten um Frieden und stellten zum Unterpfande ihrer Unterwerfung Geiseln. Mit diesen eilte er aus Sachsen; denn wichtige Ereignisse riefen ihn nach Italien.

Reichstag zu Paderborn (777). — Bevor Karl aber die Angelegenheiten dieses anderen Landes geordnet hatte, lief die Nachricht ein: die Sachsen seien unter ihrem kühnen Anführer, dem Herzog Widukind, einem zweiten Hermann, wieder aufgestanden und losgebrochen. Blitzschnell flog Karl deshalb aus Italien herbei und stellte die Ruhe wieder her. Aber auch diesmal mußte er sich mit unsicheren Versprechungen der Unterwerfung begnügen. Denn er mußte abermals über die Alpen ziehen, um eine Empörung zu dämpfen, welche unter dem Herzoge von Friaul in der eben eroberten Lombardei ausgebrochen war. Und kaum war sie hier gedämpft, so schlug sie wieder in Sachsen in hellen

Flammen auf. Die plötzliche Erscheinung des Rächers jedoch schreckte alle zum alten Gehorsam zurück; viele ließen sich sogar taufen. Schon im folgenden Jahre, 777, hielt Karl einen Reichstag im Lande der Sachsen selbst, zu Paderborn, und beschied die Ersten des Volkes zur Huldigung dorthin. Die meisten erschienen und versprachen, Karl als ihren Oberherrn anzuerkennen; auch hier ließen sich viele taufen. Nur Widukind, der Gefährlichste von allen, wollte sich vor ihm nicht beugen. Er floh zu seinem Schwiegervater, dem Könige von Dänemark, um bei günstiger Gelegenheit wieder loszubrechen. Diese sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Denn plötzlich lief das Gerücht ein: Karl ist gefallen! Und sogleich stand auch Widukind wieder an der Spitze der Sachsen. Taufe, Reichstag, Huldigung, alles war vergessen. Die Flamme des Aufruhrs schlug wilder empor, als je. Karl lebt! Karl zieht heran! ging das neue Gerücht. Und alsbald war auch die Ruhe wieder hergestellt. Der Schrecken seiner Ankunft zerstreuete Widukinds Heer. Widukind selbst zog sich hinter die Weser zurück, um bei günstiger Gelegenheit wieder hervorzubrechen. Die Sachsen gelobten aufs neue Gehorsam und ließen sich in Menge taufen. Um aber die Ruhe und den christlichen Glauben dauerhafter bei ihnen zu begründen, ließ Karl in ihrem Lande mehrere Kirchen und Klöster bauen und Bistümer errichten, um deren Sitze sich mit der Zeit blühende Städte bildeten. Als solche sind Osnabrück, Paderborn, Münster, Verden, Bremen, Minden, Hildesheim und Halberstadt zu nennen. Mit jedem Domstifte verband er zugleich eine Schule. — Karl hielt sich jetzt des Gehorsams der Sachsen so gewiß, daß er es schon wagte, ein sächsisches Heer auszuheben und dasselbe mit einem fränkischen, unter Anführung des Geilo und Adalgis, gegen die östlich wohnenden räuberischen Slaven zu schicken, während er selbst eine Reise nach Rom machte, um seinen Sohn Pipin zum Könige von Italien und Ludwig zum Könige von Aquitanien krönen zu lassen. Aber noch lebte der Sachsen alte Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit. Neben dem Berge Süntel an der Weser überfielen sie unvermutet das fränkische Bundesheer und hieben einen großen Teil

desselben nebst den Anführern Geilo und Adalgis nieder. Und der nimmer rastende Widukind flog nun wieder von Gau zu Gau, aufrufend zum heiligen Streite für die Freiheit des Landes und für die Religion der Väter. Voll Gram und Schmerz über diese neue Gewaltthat eilte Karl mit einem großen Heere herbei, schlug die Sachsen und ließ zu Verden an der Aller 4500 Gefangene an einem Tage ohne Gnade enthaupten. Empört über dieses greuelhafte Gewürge, erhob sich das ganze Volk der Sachsen aus seinen entlegensten Sitzen zu neuen Versuchen der Rache und Rettung. Im Jahre 783 kam es bei Detmold zur Schlacht, in welcher Karl gezwungen ward, bis Paderborn sich zurückziehen. In einem zweiten Treffen an der Hase, im Osnabrückischen, blieb er zwar Sieger, doch legte sich der Aufruhr nicht, obgleich in beiden Schlachten gegen 80000 Sachsen gefallen waren.

Widukind sah die immer steigende Not seines Volkes, und sein Herz ward milder. Er begann endlich an der Macht seiner Götter zu zweifeln, die den Kampf für sie nicht mit Sieg hatten krönen wollen, obgleich sie mit Opfern übersättigt worden waren. Er söhnte sich mit Karl aus und ließ sich mit mehreren sächsischen Anführern zu Attigny in Frankreich taufen (785). Der alte Löwe des Nordens beugte wie ein Lamm seinen Nacken unter das sanfte Joch des Christentumes. Der größte Teil des Volkes folgte nach und nach diesem Beispiele.

Friede mit den Sachsen (804). — Obwohl Widukind und die anderen mit ihm zum Christentume übergetretenen Sachsen die Waffen niedergelegt hatten, so herrschte bei ihren Landsleuten doch noch immer eine finstere Stimmung. Verschiedene Stämme machten noch fortwährend Versuche, die alte Freiheit wieder zu gewinnen. Karl sah wohl ein, daß Waffengewalt hier nicht zum Ziele führe, er ließ daher aus den aufrührerischen Gegenden viele Tausende sächsische Familien ins Frankenreich verpflanzen und brach so endlich den Widerstand des Volkes, welches ohne eigentlichen Friedensschluß ihn als Herrn anerkannte. Sie behielten größtenteils ihre alten Einrichtungen und wurden im übrigen den Franken gleichgestellt. Von allen Abgaben waren sie frei, außer dem Zehnten für Kirchen und Geistliche.

Krieg gegen die Langobarden (774). — In Pavīa, einer blühenden Stadt Ober-Italiens, herrschte damals Desidērius, König der Langobarden. Karl hatte dessen Tochter zur Gemahlin genommen, dieselbe aber schon nach einem Jahre wieder zurückgeschickt. Aus Rache hierüber forderte Desiderius vom Papste Hadrian, er sollte die Söhne Karlmanns, Karls Neffen, zu fränkischen Königen salben. Als der sich weigerte, dieses zu thun, griff Desiderius zum Schwerte und fiel in die Länder ein, welche Pipin der Kurze dem päpstlichen Stuhle geschenkt hatte. In dieser Not rief der Papst seinen mächtigen Freund Karl zu Hilfe. Dieser zog (773) mit einem Heere über die Alpen, eroberte (774) Pavia und schickte den gefangenen Desiderius in ein fränkisches Kloster. Er selbst ließ sich zum Könige der Langobarden krönen und führte seitdem den Titel König der Franken und Langobarden.

Krieg in Spanien (778). — Auf dem Reichstage zu Paderborn, von dem wir oben gehört haben, erschien auch eine arabische Gesandtschaft aus Spanien, welche außerordentliches Aufsehen erregte. Es war der Statthalter von Saragossa von dem Kalifen Abderrhaman abgesetzt worden und suchte nun Schutz und Hilfe bei dem mächtigen Frankenkönige. Karl folgte dieser Einladung. Er eilte im Jahre 778 mit seinem Heere über die Pyrenäen und durchzog das Land bis zum Ebro, ohne aber vorläufig einen sonderlichen Erfolg zu erwirken. Später machte er jenes Gebiet unter dem Namen der spanischen Mark zu einer Provinz des fränkischen Reiches. — Auf dem Rückzuge aus Spanien war Karl nicht glücklich. In den Gebirgsschluchten von Roncesvalles wurde der Nachtrab seines Heeres überfallen und viele getödtet. Hier fiel auch der berühmte Ritter Roland, dessen Heldenthaten von mehreren Dichtern, besonders dem berühmten Italiener Ariosto, so schön besungen worden sind.

Krieg gegen Tassilo von Bayern (788) **und gegen die Avaren** (791). — Karls Freude wegen des Übertrittes Widukinds zum Christentume und der Aussicht auf baldige Beilegung des Sachsenkrieges wurde durch einen neuen Krieg mit einem anderen deutschen Volksstamme arg getrübt. Tassilo, der Herzog von Bayern und Schwiegersohn des Desiderius, wollte sein Land der

Oberherrschaft Karls entziehen und reizte auch die Avaren in Ungarn zu wiederholten Einfällen in das fränkische Gebiet. Karl ließ den treulosen Herzog, dem er schon einmal seine Untreue verziehen hatte, gefangen nehmen und zu lebenslänglicher Verweisung in ein Kloster verurteilen (788). Auch die räuberischen Avaren blieben nicht ungestraft. Er brach wiederholt mit Heeresmacht in ihr Land ein und züchtigte sie. Endlich, im Jahre 796, vereinigte er ihr ganzes Gebiet bis jenseits der Raab unter dem Namen östliche Mark mit seinem Reiche. — Während dieser Kriege mußte Karl wiederholt nach Sachsen eilen, um dort neu ausgebrochene Unruhen zu dämpfen. Das freisinnige Volk konnte sich nicht so leicht an die fremde Herrschaft und Religion gewöhnen.

Karl römischer Kaiser (800). — Als der Papst Hadrian, Karls Freund, gestorben war, erhoben gegen dessen Nachfolger, Leo III., mehrere übelgesinnte Römer einen Aufruhr und überfielen, ja mißhandelten ihn bei einer feierlichen Prozession (799). Leo wandte sich an den mächtigen Frankenkönig und begab sich selbst mit einem glänzenden Gefolge nach Paderborn, wo Karl eben sein Hoflager hielt. Dieser empfing ihn mit den größten Ehrenbezeugungen und versprach ihm, alsbald selbst nach Rom zu kommen, um die Frevler zu züchtigen. Im Herbste des Jahres 800 begab er sich auch dahin, sicherte die Stellung des Papstes und feierte am 25. Dezember das Weihnachtsfest in der Peterskirche. Während er sein Gebet verrichtete, trat plötzlich der Papst zu ihm und krönte ihn unter dem Zujauchzen der Volksmenge und dem Geschmetter der Posaunen und Trompeten zum römischen Kaiser. Ganz Rom war voll Jubel. Seit Romulus Augustulus, also über dreihundert Jahre lang, hatte diese Würde geruhet. Wie damals der Kaiserthron durch Deutsche war gestürzt worden, so wurde jetzt ein neuer, wenngleich unter veränderten Verhältnissen, auch durch sie wieder aufgerichtet und später bleibend an die deutschen Könige gebracht.

Besiegung der Slaven und Normannen (811). — Nach der endlichen Besiegung der Sachsen waren die Slaven im östlichen, und die Normannen oder Nordmänner im nördlichen Teile gefährliche Nachbaren des fränkischen Reiches geworden. Die ersten trieb

Karl über die Elbe zurück und legte hier feste Burgen gegen sie an. Mit den Normannen, welche im heutigen Dänemark wohnten, schloß er 811 einen Vertrag, durch welchen die Eider Grenzscheide beider Reiche wurde.

Das Reich Karls des Großen erstreckte sich demnach vom Tiber bis an die Eider, vom Ebro in Spanien bis an die Elbe und die Raab in Ungarn.

Karls Verdienste um das Christentum und die Bildung seines Volkes. — Kaiser Karl d. Gr. war nicht blos Eroberer; er sorgte auch als Friedensfürst für das Wohl seiner Unterthanen. Er stiftete viele Schulen, um dem Erziehungswesen aufzuhelfen und besuchte sie oft selbst, um sich von den Fortschritten der Schüler zu überzeugen. Die gelehrtesten Männer berief er an seinen Hof, um sich ihres Rates zu bedienen. Er selbst arbeitete mit an einer deutschen Grammatik und veranstaltete eine Sammlung altdeutscher Heldengedichte. Uns ist leider von diesen Bestrebungen des großen Kaisers nichts übrig geblieben, als die deutschen Namen, die er den Winden und Monaten gab.

Mit ganzer Seele hing Karl am Christentum. Deshalb sorgte er besonders für gute Geistliche und untersagte diesen alles, was mit der Würde ihres Berufes sich nicht vereinigte. Neue Bistümer, Kirchen und Klöster wurden gegründet und reichlich ausgestattet. Die Klöster insbesondere förderten nicht nur den Unterricht der Jugend, sondern sie sorgten auch für Arme und Kranke und nahmen Reisende gastfreundlich auf; denn der Gasthäuser gab es in der damaligen Zeit nur wenige. Zur Verherrlichung des äußeren Gottesdienstes ließ der Kaiser Sänger und Tonkünstler aus Italien herüberkommen.

Zur Handhabung der Rechtspflege traf er viele geeignete Maßregeln. Den geringen Mann vor Unrecht zu schützen, war sein besonderes Bemühen, weshalb häufig ausgeschickte Sendboten des Kaisers sich nach den Verhältnissen der Unterthanen umsehen mußten.

Auch das Heerwesen wurde durch manche neue Verordnungen zweckmäßiger eingerichtet. Ebenso war die Landwirtschaft ein

Gegenstand seiner Sorgfalt. Die vortrefflichen Einrichtungen auf den kaiserlichen Gütern (Pfalzen) gaben für Ackerbau und Gartenpflege die besten Muster. — Ein in so vielfachen Beziehungen ausgezeichneter Herrscher verdient mit Recht den Beinamen des Großen, der ihm von allen Völkern gegeben ward. Karl starb zu Aachen, im Januar des Jahres 814, in einem Alter von zwei und siebenzig Jahren, und wurde dort in der von ihm gestifteten Marienkirche beigesetzt. Auch nach seinem Tode lebte er in den Sagen und Liedern des Volkes fort, und Jahrhunderte lang wurde alles Große und Schöne an seinen Namen geknüpft.

Zweiundzwanzigster Abschnitt.

Die späteren Karolinger (von 814—987).

Unter Karls Sohne und Nachfolger, **Ludwig dem Frommen**, sinkt das fränkische Reich wieder von seiner Höhe. — Die drei Söhne Ludwigs machen sich die Herrschaft um die Wette streitig, bis der Vertrag von **Verdun**, 843, eine Teilung des Reiches herbeiführt. In den neu entstandenen Reichen geht die herrschende Familie der Karolinger bald unter, und zwar in Ostfranken 911, in Westfranken 987.

Ludwig der Fromme (814 bis 840). — Kurz nach dem Tode Karls des Großen erlitt das weitläufige fränkische Reich eine ähnliche Umwälzung, wie einst das macedonische nach Alexanders Tode; es wurde in mehrere kleine Reiche zersplittert. Denn Ludwig der Fromme, der einzig noch übrig gebliebene Sohn Karls und Erbe seines Reiches, war zwar ein sehr wohltätiger und gutherziger Mann; allein die Kunst zu regieren verstand er nicht. Schon im vierten Jahre seiner Regierung, 817, teilte er das Reich unter seine drei Söhne, Lothar, Pipin und Ludwig, jedoch mit dem Vorbehalte, daß sie erst nach seinem Tode die Regierung selbständig antreten sollten. Inzwischen vermählte sich der Kaiser zum zweitenmale und erhielt aus dieser Ehe noch einen Sohn, Karl. Der Vater wünschte auch seinem kleinen Lieblinge, für den die Mutter so dringend sich verwandte, ein Königreich zu geben, und nahm deshalb eine neue Teilung vor. Allein diese Teilung brachte viele Leiden und Widerwärtigkeiten, wie über seine Familie, so über das ganze Reich. Die älteren Söhne waren durch-

aus nicht geneigt, etwas von dem abzutreten, was sie schon als das Ihrige ansahen, und ergriffen (833) gegen ihren Vater die Waffen. Sie nahmen ihn gefangen, ließen ihn jedoch, als die Sache böses Aufsehen erregte, wieder frei. Als er aber im nächstfolgenden Jahre wieder mit einem Teilungsplane hervorkam, standen sie von neuem auf und beschlossen, ihn jetzt förmlich abzusetzen. Der Vater zog mit Heeresmacht gegen sie. Aber im Elsaß, unweit Kolmar, gingen seine Truppen zu seinen Söhnen über, und der Vater wurde zum zweitenmale ein Gefangener seiner Kinder. Lothar, der Älteste, bemächtigte sich des Unglücklichen und behandelte ihn auf das unwürdigste, ja in Soissons ließ er ihn öffentliche Kirchenbuße thun und schickte ihn dann in ein Kloster.

Jetzt brach die Zwietracht unter den drei älteren Söhnen des gefangenen Kaisers selbst aus. Lothar wurde äußerst übermütig und wollte an des Vaters Stelle unumschränkt regieren. Da nahmen die beiden anderen Söhne, Ludwig und Pipin, sich des Vaters an. Sie ergriffen gegen Lothar die Waffen, befreiten den Vater aus der Gefangenschaft und setzten ihn feierlich wieder in seine Würde ein. Der gutmütige Kaiser verzieh allen; selbst mit Lothar söhnte er sich wieder aus. Allein er war durch Unglück nicht weiser geworden. Die fortgesetzten Bemühungen zu Gunsten seines Sohnes Karl brachten neue Mißhelligkeiten in der Familie hervor. Während derselben starb Pipin. Nun nahm der Kaiser abermals eine Teilung seines Reiches vor. Den einen Hauptteil gab er dem unwürdigsten seiner Söhne, Lothar; den andern seinem Sohne Karl. Ludwig aber, der edelste und beste von allen, behielt nichts als Bayern. Entrüstet darüber griff dieser zu den Waffen. Der Vater, obgleich kränkelnd, rückte ihm mit einem Heere entgegen, starb aber während dieses Zuges, von Kummer und Gram gebrochen, auf einer Rheininsel bei Ingelheim, im Juni des Jahres 840.

Der Reichstag zu Verdun 843. — Durch den Tod des Vaters wurde der Streit der Brüder nicht beigelegt. Lothar, der älteste von Ludwigs Söhnen, war Kaiser geworden. Da dieser nun gegen seine Brüder mit Willkür und Übermut verfuhr, als

wenn er allein Gebieter, sie aber nur seine Vasallen wären, so verbanden sie sich, erbittert über solche Anmaßung, mit einander und zogen gegen Lothar zu Felde. In diesem Bruderkriege kam es im Jahre 841 bei dem Flecken Fontenaille in Burgund zu einer blutigen Schlacht, in welcher Lothar geschlagen wurde. Aber erst nach mehreren Verhandlungen wurde endlich Friede geschlossen durch den Vertrag zu Verdun an der Maas, im August 843. Das fränkische Reich wurde nach diesem hochberühmten Vertrage in drei Teile geteilt, welche Mittel-, West- und Ostfranken genannt wurden und den drei Brüdern zufielen. Italien blieb von der Teilung ausgeschlossen und kam an Lothar als den Inhaber der römischen Kaiserwürde. Außerdem erhielt dieser Mittelfranken, d. h. ein großes Gebiet zwischen den beiden Reichen seiner Brüder, das im Norden bis zur Nordsee, im Süden bis zum Mittelmeere reichte. Karl, mit dem Zunamen der Kahle, erhielt Westfranken, d. i. alle fränkischen Länder, welche westlich von Lothars Reich lagen, bis zu den Pyrenäen und jenseits derselben die sogenannte spanische Mark. Für diesen Teil des fränkischen Reiches wurde später der Name Frankreich gebräuchlich. Ludwig, mit dem Zunamen der Deutsche, erhielt Ostfranken oder fast das ganze Gebiet auf dem rechten Rheinufer und auf dem linken die Bistümer Mainz, Worms und Speyer. Diese Länder bildeten die Hauptmasse des späteren Deutschlands.

Ungeachtet dieser Teilung wurde das fränkische Reich noch immer als ein gemeinschaftliches Erbgut der karolingischen Franken angesehen. Keines von diesen Reichen erfreute sich einer dauernden Ruhe. Die drei Brüder suchten fortwährend sich einander zu schaden. Empörungen im Innern, und kriegerische Einfälle von außen vermehrten das Unheil.

Das Reich Kaisers Lothar I. — Auf Lothars Regierung ruhete kein Segen. Das schändliche Verfahren gegen seinen alten Vater lag schwer auf seiner Seele und quälte ihn mit steigender Angst. Er entsagte der Regierung und ging in ein Kloster. Seine drei ungeratenen Söhne erbten, wie seine Länder, so auch seine Leiden. Auch ihre Regierung währte nicht lange. Alle drei starben kinderlos. Nun erlangte Karl der Kahle, der seinem älteren

Halbbruder Ludwig zuvorzukommen wußte, die Kaiserkrone. Burgund und Provence, als die südlichen Teile von Mittelfranken, bildeten sich zu einem selbständigen Königreiche. Der nördliche Teil vom ehemaligen Mittelfranken aber, Lothringen, welches von des Kaisers Lothar I. Sohne, Lothar II., seinen Namen führte, wurde im Jahre 870 durch den Vertrag von Mersen an der Maas zwischen West- und Ostfranken, dem nachherigen Frankreich und Deutschland, geteilt. Letzteres erhielt die Städte Basel, Straßburg, Metz, Trier, Aachen und Utrecht, so daß die Sprachgrenze zugleich die Staatsgrenze wurde. — In Italien verloren die Karolinger zuerst die Herrschaft. An ihrer Statt erhoben sich hier kleine Herzöge, während das Land auch von außen durch Einfälle der Araber, später der Normannen, fast unaufhörlich beunruhigt wurde.

Westfranken (Frankreich).

Das Reich Karls des Kahlen. — In Westfranken (Frankreich) herrschten die Karolinger bis zum Jahre 987. Die unrühmliche Schwäche, welche sie in der Regierung zeigten, ermunterte namentlich die wilden Normannen zu verheerenden Einfällen. Diese bewohnten damals in ungezügelter Wildheit die Gebiete von Dänemark, Schweden und Norwegen sowie der nachbarlichen Inseln und führten von diesen nördlichen Wohnsitzen auch ihren Namen. Unter ihren Seekönigen bedeckten sie mit zahllosen Geschwadern das Meer. Keine Gefahr scheuend und von Beutelust getrieben plünderten sie nicht allein die Küstengebiete der fränkischen Teilreiche, sondern drangen sogar auf den Strömen bis in das Innere der Länder ein. Besonders Westfranken mit seinen schwachen Königen hatte von diesen kühnen Seeräubern arg zu leiden; selbst die Binnenlandschaften waren hier vor Raub und Plünderung nicht sicher, da die kecken Söhne des Nordens auf der Seine und der Loire bis tief in das Land hinein ihre Beutezüge ausdehnten. Endlich mußte man in Frankreich den Normannen sogar ein großes, schönes Gebiet einräumen, das noch jetzt von ihnen den Namen Normandie führt.

Aber nicht allein die Normannen, auch die Großen des westfränkischen Reiches rissen immer mehrere Besitzungen an sich und

hörten wenig auf die Befehle ihrer schwachen Könige. Als endlich der letzte der Schattenkönige, Ludwig der Faule, im Jahre 987, starb, bemächtigte sich Hugo Capet, der Herzog von Francien, des Thrones. Seine Nachfolger heißen Capetinger. Unter der Regierung dieses neuen Herrscherstammes wurde die Macht der übermütigen Großen allmählich gebrochen, und ein Lehen nach dem andern wieder eingezogen.

Ostfranken (Deutschland).

Das Reich Ludwigs des Deutschen. — In Ostfranken (Deutschland) währte die Regierung der Korolinger bis 911. Ludwig der Deutsche, der fähigste und tüchtigste unter den Söhnen Ludwigs des Frommen, eröffnete demnach die Reihe der eigentlichen deutschen Könige. Er regierte von 843 bis 876 und war fortwährend in Kriege verwickelt nicht nur mit den Normannen und Slaven, sondern auch mit den Großen des Reiches. — Sein Sohn Karl der Dicke (876 bis 887), durch den frühzeitigen Tod seiner beiden älteren Brüder, wie auch durch den Tod der Söhne Karls des Kahlen begünstigt, vereinigte als Kaiser unter seiner Herrschaft nicht nur alle ostfränkischen Besitzungen, sondern auch das westfränkische Reich, mit Ausnahme jedoch von Burgund, das sich unterdessen unabhängig gemacht und in Nieder- und Hochburgund geteilt hatte. So waren noch einmal die Hauptteile des alten großen Frankenreiches unter einem einzigen Herrscher vereinigt. Allein diese Vereinigung dauerte nur eine kurze Zeit, denn bald schon wurde Karl der Dicke wegen eines schimpflichen Friedens mit den Normannen zuerst in Ostfranken, dann auch in Westfranken des Thrones entsetzt. Zu seinem Nachfolger in Ostfranken wurde Arnulf, Herzog von Kärnten, erklärt (887 bis 899). Dieser schlug die Normannen bei Löwen (891), zog nach Italien, eroberte Rom, kehrte aber krank zurück und starb bald darauf, allgemein betrauert. Ihm folgte sein noch unmündiger Sohn, Ludwig das Kind. Unter ihm wurde Ostfranken von den kriegerischen Magyaren oder Ungarn schrecklich verheert. Dieses wilde, räuberische Reitervolk war von Asien kommend immer weiter nach Westen vorgedrungen und hatte sich endlich in den Steppen des heutigen Ungarn niedergelassen. Tod und

Verderben brachten sie von da wie über andere Länder so besonders über das nachbarliche Deutschland. Unter seinem schwachen damaligen Könige vermochte das Land keinen Widerstand zu leisten. Zu seinem und des Reiches Glück starb aber der jugendliche König Ludwig schon bald (911). Mit ihm erlosch der Stamm Karls des Großen in Ostfranken. Glorreich hatte dieses Fürstenhaus begonnen, ruhmlos ging es unter.

Jetzt versammelten sich die Fürsten und Großen Deutschlands und wählten Konrad, Herzog von Franken, zum Könige. Dieser regierte sieben Jahre, von 911 bis 918. Es gelang ihm beim besten Willen nicht, das Reich im Inneren zu beruhigen und nach außen zu sichern. Zudem empörten sich die Lothringer, die mit seiner Wahl unzufrieden waren, und schlossen sich an Frankreich. Diese Trennung verursachte langwierige Kriege zwischen den Deutschen und Franzosen. Auch gegen trotzige Vasallen hatte er zu kämpfen, und die Magyaren oder Ungarn erneuerten ihre verwüstenden Einfälle. Während Konrad sich rüstete, diesen entgegen zu ziehen, starb er, tief bekümmert, für seine Bemühungen so wenig Früchte geerntet zu haben. Er hatte die Großmut, vor seinem Ende seinen Feind, den Herzog Heinrich von Sachsen, als den Würdigsten zu seinem Nachfolger zu empfehlen. Auf seine Empfehlung ward auch Heinrich I., im Jahre 919, zum deutschen Könige gewählt. Mit ihm beginnt die Regierung des sächsischen Hauses.

Dreiundzwanzigster Abschnitt.

Die sächsischen Kaiser (919 bis 1024).

Heinrich I. oder der Finkler (919—936). — **Otto** I. der Große (936—973). — **Otto** II. (973—983). — **Otto** III. (983—1002). — **Heinrich** II. der Heilige (1002—1024).

Heinrich I. (919 bis 936) erhob durch sein Ansehen und seine kräftigen Maßregeln das gesunkene Deutschland zur ersten Macht der Christenheit. Die widerspenstigen Herzöge von Schwaben und Bayern wurden bald zur Unterwerfung gezwungen, Lothringen wieder mit Deutschland vereint und von einem Herzoge verwaltet. Heinrich hatte noch nicht volle fünf Jahre regiert, als die wilden

Ungarn wieder auf ihren kleinen, aber ausdauernden Pferden einen verheerenden Einfall in Deutschland machten und diesmal bis Thüringen vordrangen. Der König konnte ihnen noch keinen kräftigen Widerstand entgegensetzen; doch gelang es ihm, einen ihrer ersten Führer gefangen zu nehmen. Durch die Freilassung desselben und unter dem Versprechen eines jährlich zu leistenden Tributes an die Ungarn verschaffte er sich für Norddeutschland einen neunjährigen Waffenstillstand. Diese Zeit benutzte der König sehr klug, um künftig die Ungarn auf eine rühmlichere Art fern zu halten. Zur besseren Verteidigung des Landes ließ er die alten Plätze befestigen und mehrere neue Burgen anlegen. Der neunte Mann vom Lande mußte sich in der Feste niederlassen und zur Zeit eines feindlichen Einfalles die übrigen acht mit ihrer Habe bei sich aufnehmen. Auch der dritte Teil alles Getreides wurde in die festen Plätze geschafft und für die Zeit der Not und Gefahr für alle aufbewahrt. Die Bewohner der Burgen wurden Bürger genannt, doch waren diese damals erweiterten und neugegründeten festen Plätze noch nicht das, was wir jetzt eine Stadt nennen; Städte mit ihren verschiedenen Rechten und Freiheiten sind im größten Teile Norddeutschlands erst im zwölften Jahrhundert und später entstanden.

Aber nicht blos solche Festungen, sondern auch eine wohlgeübte Kriegsmacht wollte Heinrich den Ungarn entgegenstellen. Er verbesserte die Waffen der Seinigen, lehrte sie in geschlossenen Reihen fechten und führte zur besseren Übung eine Art von Kampfspielen ein, die den Turnieren der späteren Zeit nicht ganz unähnlich gewesen sein mögen. Nachdem er auf diese Weise das Reich gestärkt und auf den Krieg vorbereitet hatte, überzog er die benachbarten Slaven an der Elbe, die mehr als einmal Deutschland geplündert hatten. Er besiegte die Böhmen, die Daleminzier in Meißen und die Heveller in Brandenburg. Aus den Eroberungen gründete er die Markgrafschaften Meißen und Brandenburg. Auch gegen die Dänen hat dieser König einen erfolgreichen Krieg geführt.

Unterdessen war die Zeit des Waffenstillstandes mit den Ungarn abgelaufen. Da kamen ihre Gesandten und forderten stolz

den alten Tribut. Aber Heinrich hatte ihnen jetzt einen ganz anderen Tribut zugedacht, — eine derbe Zurechtweisung durch die deutschen Waffen. Die verbreitete Erzählung berichtet, der große König habe den Gesandten statt des verlangten Tributes spottend einen räudigen Hund gegeben, doch ist ihnen nach den ältesten Berichterstattern dieser Schimpf nicht vom König Heinrich, sondern vom Volke der Daleminzier angethan.

Die Ungarnschlacht bei Riade (933). — Im Frühlinge des Jahres 933 brachen die Ungarn in zwei Haufen durch Meißen und Thüringen racheschnaubend in Sachsen ein. Aber der erste Haufen wurde von den vereinten Thüringern und Sachsen bei Sondershausen in die Flucht geschlagen; dem anderen brachte Heinrich selbst bei Riade, in der Gegend von Merseburg (933), eine entscheidende Niederlage bei. Das Lager der Ungarn nebst dem ganzen Raube wurde eine Beute des Siegers. Einen großen Teil dieser Beute verwendete Heinrich zum Wiederaufbau der zerstörten Kirchen. Nach Wiederherstellung der Ruhe in Deutschland war dem trefflichen Fürsten noch manche Aufgabe zu lösen übrig, aber der Tod kam ihm zuvor. Er starb nach siebenzehnjähriger, ruhmvoller Regierung, 936, und wurde zu Quedlinburg begraben.

Otto I. der Große, (936 bis 973), sein Sohn, einer der thatkräftigsten und verdienstvollsten Herrscher, folgte in der Regierung und wurde zu Aachen mit ungewöhnlicher Pracht vom Erzbischofe von Mainz gekrönt. Hier brachten ihm die Fürsten aus allen deutschen Landen ihre Huldigung dar, und bei dem glänzenden Krönungsmahle verrichteten die vier übrigen Herzöge (von Franken, Schwaben, Bayern und Lothringen) persönlich die Hofdienste als Marschall, Schenk, Truchseß und Kämmerer.

Während der Regierung Ottos reihte sich Krieg an Krieg. Doch überall war der König Sieger. Schwere Kämpfe hatte er zunächst gegen seine Verwandten, ja gegen seine eigenen Brüder, zu führen, die sich wiederholt gegen ihn auflehnten. In diesen blutigen Familienzwisten glaubten die benachbarten Völker eine erwünschte Gelegenheit zu finden, das ihnen von seinem Vater

aufgelegte Joch abzuschütteln. Otto aber flog herbei, brachte die Empörer zur Ruhe und unterwarf sich die slavischen Völker von der Elbe bis zur Oder hin. Auch führte er in diesen Gegenden das Christentum ein und gründete zu diesem Zwecke mehrere Bistümer, insbesondere Meißen, Merseburg, Havelberg, Brandenburg und Magdeburg, die wie leuchtende Sterne die Nacht des Heidentums im Osten immer mehr erhellten. Im Norden besiegte Otto dann die Dänen und führte auch bei ihnen das Christentum ein.

Neue Unruhen riefen den deutschen Herrscher dann nach Italien. Das hohe Ansehen, welches bis auf Kaiser Arnulf die Karolinger sich dort verschafft hatten, war inzwischen ganz geschwunden. Burgundische und italienische Große stritten um die Herrschaft des schönen Südlandes. Zuletzt bemächtigte sich Berengar, Herzog von Ivrēa im Piomontesischen, des Thrones und ließ auch seinen Sohn Adalbert zum Mitregenten krönen. Um sich auf dem angemaßten Throne zu befestigen, warb er für seinen Sohn um die Hand der Königin Adelheid, der Witwe des früheren Königs Lothar. Als Adelheid aber die Verbindung ausschlug, wurde Berengar heftig entrüstet. Um seiner Rache zu entgehen, floh sie in das feste Schloß Canossa, mitten in den Apenninen. Auch dahin folgte Berengar und belagerte sie mit Heeresmacht. In dieser Not wandte sich die bedrängte Witwe an den mächtigen deutschen König und trug ihm ihre Hand und Italiens Krone als Preis der Rettung an. Der ritterliche König Otto nahm diese Einladung an. Er zog 951 nach Italien und ohne Widerstand in Berengars Hauptstadt, Pavia, nahm hier den Titel eines „Königs der Langobarden“ an und vermählte sich mit der befreiten jungen Witwe. Mit der lombardischen Krone belehnte er später den Berengar, als dieser sich zu Augsburg vor ihm gedemütigt und Treue geschworen hatte.

Die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde (955). — Während jenes italienischen Feldzuges Ottos drohte dem deutschen Vaterlande von Osten her eine furchtbare Gefahr. Die wilden Ungarn waren nämlich wieder in Deutschland eingebrochen und überschwemmten es mit ihren Kriegesscharen. Sie waren bereits

bis Augsburg vorgedrungen. In der Nähe dieser Stadt, auf dem Lechfelde, kam es am 10. August 955, am Laurentiustage, zu einer höchst blutigen Schlacht, in welcher die Ungarn völlig geschlagen wurden.*)

Durch diesen großen Sieg der Deutschen über die Ungarn wurde auch der Herrschaft dieses Volkes in dem schönen Lande an der Donau, welches Karl der Große einst den Avaren entrissen und zu einer Ostmark gestaltet hatte, ein Ende gemacht. Die Ostmark wurde jetzt erneuert und dem verdienstvollen fränkischen Grafen Leopold von Babenberg um das Jahr 976 zur Verwaltung und Verteidigung übergeben. Und gerade diese kleine Ostmark (zunächst das Land unter der Enns), für welche bald der Name Österreich aufkam, ist der Boden, auf welchem sich im Laufe der Jahrhunderte, unter dem besonderen Segen des Himmels, der mächtige österreichische Kaiserstaat herausgebildet hat. — Deutschland blieb nunmehr von den verwüstenden Einfällen der Ungarn verschont. Die Ungarn selbst gewannen bald durch das Christentum, welches von Passau aus bereits bei ihnen Eingang gefunden und am Ende des Jahrhunderts (um das Jahr 1000) unter dem Könige Stephan dem Heiligen, dem Gesetzgeber und Ordner des Landes, den Sieg erlangt hatte, mildere Sitten und friedfertigeren Sinn. Der Landbau und der Handel kamen immer mehr in Betrieb und entfalteten in dem fruchtbaren Lande überall die Segnungen des Friedens.

Krönung Ottos zum römischen Kaiser (962). — Unterdessen hatte auch Berengar, undankbar und treulos, von neuem gegen Otto sich aufgelehnt. Allein auch dieses Wagnis endete zu seinem Verderben. Otto ergriff das Racheschwert, zog über die Alpen, nahm den Verräter gefangen und schickte ihn nach Bamberg in Gewahrsam. Er selbst hielt im Jahre 961 seinen siegreichen Einzug in Mailand und ließ sich hier zum Könige der Lombardei krönen. Im folgenden Jahre zog er nach Rom und ward vom Papste auch zum römischen Kaiser gekrönt. Seit

---

*) Zur Erinnerung an diesen bedeutsamen Tag ist am 10. August 1855 auf dem Lechfelde der Grundstein zu einem würdigen Denkmale, zum Bau eines neuen Gotteshauses, gelegt worden.

diesem wichtigen Jahre 962 blieben die deutschen Könige im Besitze der römischen Kaiserwürde, selbst dann noch, als sie später in Italien fast alle Macht verloren hatten. Nach Ottos Beispiel versäumte nicht leicht ein deutscher König, nach Rom zu ziehen, um sich vom Papste zum römischen Kaiser krönen zu lassen. Besondere Gesetze bestimmten später den Beitrag an Geld und Mannschaft, den die deutschen Stände zu diesen s. g. Römerzügen geben mußten. Die Kaiserkrönung und die dadurch begründete Verbindung mit Italien war eine große Verherrlichung der deutschen Könige. Aber Otto mußte auch die traurige Erfahrung machen, wie wenig hier auf Treue zu rechnen sei; denn auch noch später mußte er nach Italien ziehen, um ausgebrochene Meutereien und Empörungen zu dämpfen.

Doch nicht allein ein ruhmvoller Krieger und Sieger ist Otto der Große gewesen, nicht geringer waren seine Verdienste im Frieden. Als eifriger Förderer des Christentums suchte er demselben immer weitere Verbreitung zu verschaffen. So schuf er eine ganze Reihe neuer Bistümer, Kirchen und Klöster. Auch die Wissenschaften und Künste belebte er und fand bei diesem rühmlichen Streben eine namhafte Stütze an seinem jüngeren Bruder Bruno, dem berühmten Erzbischof von Köln. — Diese und andere Verdienste haben den Kaiser Otto bereits bei seinen Lebzeiten auf die Höhe des Ruhmes erhoben, wie auch die Nachwelt ihn als den Großen feiert. Otto I. starb 973 zu Memleben an der Unstrut und wurde in dem von ihm erbauten Dom zu Magdeburg begraben.

Otto II. (973 bis 983). — Dieser war noch bei seines Vaters Leben zum römischen Kaiser gekrönt und mit Theophania, der Tochter des griechischen Kaisers, vermählt worden. Auch seine Regierung war höchst unruhig. Während derselben brach um den Besitz Lothringens ein neuer Krieg mit den Franzosen aus, die bereits bis Aachen vorgedrungen waren (978). Otto aber trieb sie zurück, drang bis Paris vor und zwang die Franzosen zu einem Frieden, in welchem ihr König feierlich auf Lothringen verzichtete.

Dann zog Otto nach Unteritalien, das bis dahin dem griechischen Kaiser gehört hatte. Wegen seiner Verbindung mit der griechischen Prinzessin machte Otto Ansprüche auf dieses Land.

Der griechische Kaiser rief aber schleunigst die Araber aus Sizilien und Afrika zu Hilfe. Bei Colonne in Kalabrien kam es zur Schlacht (982). Die Deutschen wurden völlig geschlagen. Fast wäre Otto selbst gefangen worden. Er rettete sich nur durch einen kühnen Sprung ins Meer, wo ihn ein feindliches Schiff, ohne ihn zu kennen, an Bord nahm. Voll Rache im Herzen entkam er nach Rom. Hier rüstete er sich zu einem neuen Feldzuge. Er starb aber dort während dieser Rüstung, im Jahre 983. Ihm folgte sein Sohn

Otto III. (983 bis 1002). — Bei dem Tode seines Vaters war er erst drei Jahre alt. Seine Mutter, Theophania, führte deshalb die vormundschaftliche Regierung, welche aber von den Großen des Reiches unablässig beunruhigt wurde. Schon in seinem sechzehnten Jahre machte Otto einen Feldzug nach Italien, wo, wie immer, Unruhen ausgebrochen waren. Das Haupt der Empörung war diesmal ein reicher Patrizier, mit Namen Crescentius. Sobald der Kaiser erschien, unterwarf er sich. Kaum aber hatte er den Rücken gewandt, so empörte er sich aufs neue. Otto zog abermals über die Alpen, nahm den Empörer gefangen und ließ ihn enthaupten.

Ungeachtet dieser und mancher anderen Feindseligkeiten gefiel dem jungen Kaiser Rom so sehr, daß er diese Stadt zur Hauptstadt seines Reiches zu machen gedachte. Aber weder den Römern noch den Deutschen gefiel dieser Plan. Als er einst sorglos zu Rom in seinem Palaste saß, erregten die tückischen Einwohner plötzlich einen Aufruhr und belagerten ihn in seiner eigenen Wohnung. Nicht ohne Lebensgefahr entkam er. Jetzt schwur er der undankbaren Stadt furchtbare Rache und forderte alle Großen des Reiches zu einem Kriegszuge auf. Aber bevor dieser zur Ausführung kam, starb Otto, erst zwei und zwanzig Jahre alt. Dem Wunsche des Verblichenen gemäß wurde die Leiche nach Deutschland gebracht und dort in der Gruft Karls des Großen beigesetzt. Auf Otto III. folgte sein Vetter

Heinrich II. oder **der Heilige** (1002 bis 1024). — Auch seine Regierung war ein fortgesetzter Kampf gegen die Großen des Reiches und besonders gegen die neuerungssüchtigen Italiener.

Diese hatten, unbekümmert um den deutschen Kaiser, den Markgrafen von Ivrēa, Arduin, zum Könige gewählt. Heinrich zog gegen ihn, trieb den Empörer in die Enge und ließ sich selbst zu Pavia die lombardische Krone aufsetzen. Fast hätte ihm diese Krone das Leben gekostet. Die Bürger der Stadt erhoben einen Aufruhr und stürmten den königlichen Palast. In dieser Not sprang Heinrich durchs Fenster und erhielt von diesem Sprunge einen lahmen Fuß. Seitdem nannte man ihn wohl Hufeholz oder den Lahmen. Er wäre verloren gewesen, hätten ihn nicht seine aus dem Lager schnell herbeigeeilten deutschen Reiter aus dem Gedränge losgehauen und fortgeführt. Heinrich rüstete von neuem und zog abermals nach Italien. Seine Ankunft stellte die Ruhe wieder her. Er ward jetzt vom Papste Benedikt VIII. zum römischen Kaiser gekrönt und erhielt mit der Kaiserkrone den sogenannten Reichsapfel, als Sinnbild seiner christlichen Weltherrschaft, die durch das Kreuz auf einer goldenen Kugel angedeutet wurde. Später unternahm Heinrich noch einen dritten Zug nach Italien.

Heinrich II. war der letzte Kaiser des sächsischen Hauses. Wegen seiner Frömmigkeit, Herzensgüte und wegen der vielen und großen Schenkungen an Kirchen und Klöster erwarb er sich den Namen eines Heiligen. Er starb im Jahre 1024 und wurde zu Bamberg, wo er ein Bistum gegründet hatte, begraben, ihm zur Seite seine Gemahlin, die h. Kunigunde.

Vierundzwanzigster Abschnitt.

Die fränkischen oder salischen Kaiser (1024 bis 1125).

Konrad II. oder der Salier (1024—1039). — **Heinrich III.** (1039—1056). — **Heinrich IV.** (1056—1106). Sein Streit mit dem **Papste Gregor VII.** — **Heinrich V.** (1106—1125).

Konrad II. oder **der Salier** (1024 bis 1039). — Der neuerwählte König bestätigte das Vertrauen, welches man in ihn gesetzt hatte. Mit fester Hand führte er die Zügel der Regierung und durchzog zur besseren Handhabung des Rechtes und der

Ordnung die einzelnen Provinzen. Zur damaligen Zeit, wo wegen der ewigen Kriege rohe Willkür herrschte, erlaubte man sich alles; es gab kein Gesetz, keinen Frieden mehr im Lande. Eine gute Faust galt statt alles Rechtes, und hiervon hat das Faustrecht seinen Namen erhalten. Besonders gefährlich waren die hochgelegenen Burgen, von denen aus die Raubritter auch das Eigentum und die Sicherheit der Schwachen gefährdeten. Um den fortwährenden, überall herrschenden Fehden der Großen vorerst wenigstens eine Grenze zu setzen, hatten bereits die burgundischen Bischöfe den Gottesfrieden oder die Gottestreue (Treuga Dei) verkündet, einen Waffenstillstand von Mittwoch Abend bis Montag Morgen. Wer in diesen, durch das Leiden, den Tod und die Auferstehung Christi geheiligten Tagen gegen den Gottesfrieden sündigte, sollte mit dem Kirchenbanne bestraft werden. Später gewann auch in Deutschland dieser wohlthätige, von der Kirche ausgegangene Gottesfriede Aufnahme und immer weitere Geltung.

Auch die Grenznachbaren hielt Konrad in Gehorsam, besonders die unruhigen Italiener, gegen welche er zweimal zu Felde zog. Seine wichtigste Erwerbung war Burgund, welches die westliche Schweiz und das südöstliche Frankreich in sich schloß. Dieses schöne Land fiel ihm nach dem Tode seines letzten Königs vertragsmäßig zu und wurde, freilich nicht ohne Anwendung von Waffengewalt, mit Deutschland verbunden. So verschaffte er der deutschen Krone einen Glanz, der sie zur ersten der Christenheit machte. Er starb nach fünfzehnjähriger kräftiger Regierung. Ihm folgte sein Sohn

Heinrich III. (1039 bis 1056). — Seit Karl dem Großen hat kein Kaiser mit solcher Kraft und mit solchem Ansehen regiert, als Heinrich, unter welchem auch das Ländergebiet des Reiches die größte Ausdehnung erhielt. Alle demütigten sich vor dem Gewaltigen, sein Ansehen hielt jeden Laut der Unzufriedenheit zurück. Zuerst züchtigte er den Herzog von Böhmen, welcher sich gegen ihn aufgelehnt hatte. Zwei Jahre später setzte er den vertriebenen König von Ungarn wieder auf den Thron. Besonders kräftig zeigte er sich in Italien. Durch verschiedene Parteien waren zu

Rom drei Bischöfe auf einmal gewählt worden, und jeder von diesen ließ sich Papst nennen. Heinrich aber ließ alle drei absetzen und viermal hintereinander den päpstlichen Stuhl durch einen deutschen Bischof besetzen. Auch ließ er sich von den Römern das Versprechen geben, keinen Papst ohne kaiserliche Bestätigung anzuerkennen.

Bei aller Machtfülle und Strenge war der Kaiser äußerst demütig und gottesfürchtig und unterwarf sich nach der frommen Sitte der damaligen Zeit den strengsten Bußübungen. An Festtagen setzte er nicht eher die Krone auf, als bis er gebeichtet und seinen entblößten Rücken bis aufs Blut gegeißelt hatte. Das Volk ehrte ihn, wie ihn die Großen fürchteten und die Übelthäter haßten. Er starb 1056, erst neununddreißig Jahre alt.

Heinrich IV. (1056 bis 1106). — Heinrich III. war für sein Haus und für das Reich viel zu früh gestorben; denn sein Sohn und Nachfolger, Heinrich IV., war erst sechs Jahre alt. Anfangs übernahm die Kaiserin Mutter, eine Frau von den herrlichsten Eigenschaften, seine Erziehung und die Verwaltung des Reiches. Der Bischof Heinrich von Augsburg war ihr Ratgeber. Bald aber entstand Unzufriedenheit der geistlichen und weltlichen Fürsten über diese Reichsverwaltung und insbesondere über den großen Einfluß, welchen der Bischof von Augsburg hierauf ausübte. Mancher hätte den königlichen Knaben lieber selbst in seiner Gewalt gehabt, um in seinem Namen die Regierung führen zu können. Zu der Zahl der Unzufriedenen gehörte auch Hanno, der Erzbischof von Köln, ein durch Frömmigkeit, Gelehrsamkeit und Sittenstrenge berühmter Mann, den Kaiser Heinrich III. zum Reichsverweser während der Minderjährigkeit seines Sohnes ernannt hatte. Und alsbald ersann man einen Plan, sich des jungen Königs zu bemächtigen und dessen Mutter von der Reichsregierung zu verdrängen. Zu dem Ende wurde zu Kaiserswerth am Rhein ein Fest veranstaltet, und die Mutter mit dem Sohne zu demselben eingeladen. Hier lockte man den jungen Prinzen auf ein Jagdschiff und entführte ihn nach Köln, wo man ihn der Obhut des Erzbischofs übergab, der ihn sehr strenge und eingezogen hielt. Als Hanno aber drei Jahre nachher in Ge-

schäften nach Rom reisen mußte, überkam Adalbert, der Erzbischof von Bremen, die vormundschaftliche Regierung. Nun fing für den jungen Heinrich ein freudevolles Leben an. Zu Goslar am Harz hielt er Hof; ein Fest drängte das andere. Adalbert, ein im übrigen mit vielen rühmlichen Eigenschaften ausgerüsteter Kirchenfürst, hatte leider die Schwäche, den Begierden und Launen des jungen Königs nachzugeben, auch nährte er in ihm eine unverständige Abneigung gegen die Sachsen, mit denen er selbst wegen seines Erzbistumes in häufigem Streite lag. Die deutschen Fürsten, die sich von der Erziehung des jungen Königs unter diesem Erzbischofe nichts Gutes versprachen, erklärten endlich, sie würden einen andern König wählen, wenn Heinrich sich nicht von ihm lossage. Das geschah denn auch schließlich; und so saß er jetzt allein, ein sechzehnjähriger Jüngling, ohne Ratgeber auf einem Throne, welchen drohende Stürme von allen Seiten umtosten.

Aufstand der Sachsen. — Zuerst reizte er die Sachsen gegen sich auf, indem er die festen Schlösser und Burgen in ihrem Lande vermehrte und fränkische Besatzung hineinlegte. Nun glaubten alle, der König gehe damit um, die uralte Freiheit des Landes, für welche ihre Väter so blutig gestritten hatten, mit Gewalt zu vernichten, und griffen zu den Waffen. Unter der Anführung des tapferen Grafen Otto von Nordheim rückten sie auf Goslar los, wo Heinrich noch immer sein üppiges Hoflager hielt. Wie ein aufgejagtes Wild floh der König durch tiefe Wälder und Bergschluchten nach Hessen. Dort mußte er einen demütigenden Frieden mit den Sachsen eingehen, die sich dann beeilten, die verhaßten Burgen am Harze zu schleifen. Heinrich konnte dies nicht verhindern. Aber im folgenden Jahre, 1075, gelang es ihm doch, ein ansehnliches Heer zusammenzubringen und mit demselben die Sachsen zu überfallen und zu schlagen. Jetzt schaltete er im Lande mit empörender Willkür. Die Häupter des Volkes nahm er gefangen, sperrte sie in verschiedenen Gegenden Deutschlands in Schlösser und Türme und zog ihr Vermögen ein. In dieser allgemeinen Not des Landes wendeten sich die Sachsen mit ihren Klagen an den gemeinsamen Vater der Christenheit, den Papst,

der eben damals mit Heinrich in der größten Spannung lebte, weil dieser Herrscher besonders durch die eigenmächtige und rechtswidrige Verleihung der kirchlichen Ämter vielfach gegen die Anordnungen des Papstes verstieß.

Heinrich IV. im Streit mit Papst Gregor VII. — Um diese Zeit saß Gregor VII. auf dem päpstlichen Stuhle (1073—1085). Vor seiner Wahl wurde er Hildebrand genannt. Er war der Sohn dürftig gestellter Eltern zu Savona im Toskanischen, hatte sich aber durch hohe Gelehrsamkeit, strenge Sitten und eiserne Festigkeit des Willens zur höchsten kirchlichen Würde emporgeschwungen. Gleich nach der Besitznahme derselben verwendete er sein ganzes Ansehen und seine ganze Macht dazu, die vielfachen Mängel und Gebrechen in der Kirche zu heilen und diese völlig unabhängig zu machen von der weltlichen Macht.

Zuerst stellte er einen damals in der Kirche herrschenden Mißbrauch, die Simonie, ab. Hierunter verstand man die Erlangung eines geistlichen Amtes für Geld und andere unkirchliche Mittel, weil man dieses Verbrechen mit dem des Simon in der Bibel verglich, der zur Zeit der Apostel für die Gabe, Wunder zu wirken, Geld geboten hatte. Mit der Abstellung der Simonie sprach Gregor zugleich den Fürsten die Investitur ab, d. h. das Recht, Bischöfe zu ernennen und sie zum Zeichen ihrer Ernennung mit einem Ringe und Hirtenstabe zu belehnen. Gegen diese Verordnungen erhob sich ein gewaltiger Widerstreit der Fürsten, der bis in die Zeit des folgenden Kaisers währte.

Einen eben so heftigen, wohl noch heftigeren Widerspruch selbst bei vielen Geistlichen fand die strenge Erneuerung des Befehles, daß sie früheren oft umgangenen kirchlichen Vorschriften gemäß unverehelicht bleiben sollten. Der Diener der Kirche sollte einzig Gott und seinem Berufe leben, ohne zerstreuende Sorgen um Weib und Kind. Ungeachtet alles Widerstandes wurde von nun an die Ehelosigkeit der Geistlichen, Cölibat genannt, allgemein wieder eingeführt.

Aber nicht blos von Mängeln geläutert sollte die Kirche sein, sie sollte auch als ein Reich höherer Art die Oberaufsicht über den

Staat führen. Dem Papste sollten Kaiser, Könige und Fürsten mit aller ihrer Macht untergeordnet sein. Gregor erklärte öffentlich: der Papst sei als Nachfolger des heiligen Petrus der Statthalter Christi auf Erden; seine Gewalt allein von Gott, alle andere von ihm. Die geistliche Macht müsse die weltliche leiten und beleben, wie die Sonne den Mond, wie die Seele den Leib. So lehrte Gregor und hiernach handelte er auch.

Zunächst gebrauchte er diese kirchliche Gewalt gegen den deutschen König, der, wie wir bereits hörten, auch von den Sachsen bei ihm verklagt worden war. Er befahl ihm, innerhalb sechzig Tagen in Rom zu erscheinen, um sich wegen seines ärgerlichen Betragens zu verantworten. Entrüstet hierüber berief Heinrich im Jahre 1076 eine Versammlung deutscher Bischöfe nach Worms und erklärte hier auf Grund ungeheuerlicher Anschuldigungen den Papst seiner Würde für verlustig. Jetzt sprach Gregor den kirchlichen Bann über den König aus und entband alle seine Unterthanen der Treue. Hierdurch entstand eine unselige Spaltung in Deutschland. Endlich erklärten die unzufriedenen Großen des Reiches, sie würden einen andern König wählen, wenn Heinrich nicht binnen Jahresfrist vom Banne entbunden wäre. Diese Drohung beugte seinen hochfahrenden Sinn zum tiefsten Kleinmut nieder. Er beschloß als büßender Sünder die Lösung des Bannes beim Papste persönlich nachzusuchen. Schon im Januar des Jahres 1077 trat er mit seiner Familie die Pilgerfahrt an. Unter großen Mühseligkeiten und Gefahren kam er nach Oberitalien. Hier empfingen ihn viele Lombarden mit Jubel und boten ihm ihre Hilfe an; denn sie meinten, Heinrich komme, den Papst zu züchtigen, welchen auch sie wegen seiner Anordnungen haßten. Heinrich aber wies sie zurück: „nicht um zu kämpfen, sei er gekommen, sondern um Buße zu thun," und zog als reuiger Pilger zum Papste. Dieser befand sich eben in Oberitalien, auf dem festen Schlosse Canossa, welches der mächtigen Markgräfin Mathilde von Toskana gehörte. Hier bat Heinrich flehentlich um die Lösung vom Banne: „er wolle sich ja gern jeder Bußübung unterziehen, die der heilige Vater ihm auferlege." Seine Bitte ward ihm gewährt.

Damals waren noch die Bußübungen der Christen weit strenger. Der reuige Sünder mußte zur Sühne des gegebenen Ärgernisses oft geraume Zeit in einem Bußkleide am Eingange der Kirche, im Angesichte der vorüberwandernden Menge, stehen und sich so öffentlich demütigen. Dabei mußte er fasten und beten, bis er durch des Priesters Lossprechung wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen wurde. Nicht Niedere allein, auch Höhere unterwarfen sich bereitwillig dieser und jeder anderen Art von Bußübung. Selbst Fürsten stiegen vom Throne, um in Sack und Asche vor ihren Unterthanen Buße zu thun. Das schien ihnen keine Demütigung vor Menschen zu sein, sondern vor Gott, vor welchem Fürsten und Bettler gleich stehen. Auch Heinrich unterwarf sich zu Canossa der Bußübung. Im einsamen Schloßhofe, drei Tage hintereinander, stand der König in wollenem Bußkleide, ohne Speise und Trank und harrte der Lossprechung. Diese ward ihm endlich erteilt. Beim Abschiede ermahnte Gregor den scheidenden König, seiner Versprechungen eingedenk zu sein und allen Umgang mit den Gebannten zu meiden; er versicherte ihn dann jedes Beistandes in jeder gerechten Sache und erteilte ihm noch einmal den apostolischen Segen.

Aber Unwillen und Rache gegen den Papst sollten im Herzen Heinrichs bald wieder die Übermacht gewinnen. Gegen sein ausdrückliches Versprechen trat er in Italien mit vielen gebannten lombardischen Großen in Verbindung; diese schwuren ihm Beistand, wenn er Rache nehmen wolle an dem Papste. Hierdurch zu neuen Hoffnungen belebt, verweilte er in Italien, ohne sich um Deutschland zu kümmern. Voll Unwillen über solch pflichtwidriges Benehmen wählten die deutschen Fürsten jetzt, im März 1077, einen andern König, den Herzog Rudolf von Schwaben. Da eilte Heinrich schnell nach Deutschland zurück. Auch hier fand er Anhänger. Jedoch mußte er fast drei Jahre lang mit seinem Gegner um die Krone streiten. Endlich, im Jahre 1080, trafen die beiden Gegner in der entscheidenden Schlacht unweit Merseburg zusammen, wo einst Heinrich I. die Ungarn so glücklich besiegt hatte. Lange schwankte der Sieg, endlich unterlag Rudolf. Er verlor im Kampfe die rechte Hand und starb kurz nachher an den Folgen dieser Wunde.

Jetzt sollte Heinrichs Rache den Papst treffen. Dieser hatte abermals den Kirchenbann über ihn ausgesprochen. Heinrich aber ließ ihn absetzen und einen andern Papst wählen. Dann zog er selbst mit einem Heere nach Rom und schloß seinen Gegner auf das engste ein. Aber selbst in der größten Bedrängnis verlor Gregor den Mut nicht. Nach einer fast dreijährigen Belagerung entkam er mit Hilfe der Normanen nach Salerno in Unteritalien. Mit altrömischer Standhaftigkeit hielt er bis in den Tod an den Maßregeln fest, die er für rechtmäßig, heilsam und notwendig erkannte. „Ich liebte die Gerechtigkeit und haßte das Unrecht, darum sterbe ich in der Verbannung!" waren seine letzten Worte. Er starb im Jahre 1085, nach zwölfjähriger Regierung.

Mit Gregor VII. hatte Heinrich seinen Hauptgegner verloren. Ruhige Tage schienen nach so heftigen Stürmen für ihn aufzugehen. Aber diese Ruhe war von kurzer Dauer. Gregors Nachfolger auf dem h. Stuhle mißbilligten ebenfalls das willkürliche Verfahren Heinrichs und erneuerten den Bann. Die dadurch entstandene Spaltung benutzte zuerst sein Sohn Konrad und, als dieser starb, sein zweiter Sohn Heinrich, um von dem greisen Haupte des Vaters die Krone zu reißen und sich damit zu schmücken. Der junge Heinrich ergriff sogar die Waffen gegen den Vater, nahm ihn gefangen und behandelte ihn auf das unwürdigste. Jedoch gelang es dem alten Kaiser, weiterer Bedrängung durch seinen unnatürlichen Sohn durch die Flucht nach Lüttich sich zu entziehen. Hier sammelte er ein Heer, im Begriffe, seinen Sohn zu züchtigen; da befreite ihn der Tod (1106) von einem Leben, welches leider meist durch seine eigene Schuld fast nur eine Kette von Trübsalen und Widerwärtigkeiten gewesen war.

Heinrich V. (1106 bis 1125). — Auch er geriet mit dem Papste sehr bald über das Investiturrecht in Streit, der so heftig wurde, daß der Kaiser einstens gar den Papst mit vielen Kardinälen gefangen nahm. Erst im Jahre 1122 kam zu Worms zwischen dem Kaiser und dem Papste Calixtus II. ein Konkordat oder Vertrag glücklich zustande (Wormser Konkordat). Diesem gemäß entsagte der Kaiser der angemaßten Belehnung mit Ring

und Stab und behielt sich nur die Belehnung über die weltlichen Güter (Regalien) mit dem Zepter vor, so wie das Recht, daß die Wahlen in Gegenwart des Kaisers oder seines Gesandten stattfinden sollten. Hiermit war der lange Streit um das Investiturrecht wenigstens der Hauptsache nach beendigt.

Nach diesem Vertrage regierte Heinrich noch drei Jahre. Auch diese waren höchst unruhig; mit einheimischen und auswärtigen Feinden hatte er zu kämpfen. Er starb 1125, ohne Kinder zu hinterlassen. Mit ihm endete das fränkische Kaiserhaus, welches von 1024 bis 1125, also 101 Jahre geherrscht und vier Herrscher gestellt hatte.

Ehe wir in der vaterländischen Geschichte und in der Erzählung der Thaten unserer Herrscher fortfahren, wollen wir unser Auge auf eine gleichzeitige Völkerwanderung richten, an der auch die deutsche Nation namhaften Anteil genommen. Wir meinen die Kreuzzüge, jene kriegerischen Unternehmungen zur Wiedereroberung des h. Landes, Unternehmungen, durch welche zwei Jahrhunderte lang die wichtigsten Völker Europas in Thätigkeit und in Spannung gehalten wurden.

Dritte Unterabteilung der Geschichte des Mittelalters.

(Vom Anfange der Kreuzzüge (1096) bis zum Regierungsantritt Rudolfs von Habsburg (1273).)

Fünfundzwanzigster Abschnitt.

Die Kreuzzüge. — Ihre Veranlassung. — Der erste Kreuzzug (1096); der zweite Kreuzzug (1147); der dritte Kreuzzug (1189); der vierte Kreuzzug (1202); der fünfte Kreuzzug (1228); der sechste Kreuzzug (1248); der siebente Kreuzzug (1270).

Veranlassung der Kreuzzüge. — Schon in den frühesten Zeiten war es eine fromme Sitte der Christen, nach dem Geburtslande des göttlichen Heilandes zu wallfahren und die heiligen Orte zu besuchen, wo er einst in menschlicher Hülle wandelte, die Stätte zu sehen, wo er gelitten, und das hl. Grab, das ihn in seinen Schoß aufgenommen hatte. Nirgends war ihre Andacht heißer, nirgends war ihr Gemüt mehr vom Irdischen weg zum Himmlischen erhoben. Hier fand der Pilger Trost und Linderung in den Mühen des Lebens, hier glaubte er Gott und seinen Heiligen näher zu sein.

So lange die Araber Herren von Palästina waren, nahmen sie diese Wallfahrten, die ihnen Vorteil brachten, in Schutz. Als aber die Türken, ein rohes und wildes Volk vom östlichen Ufer des kaspischen Meeres, im Jahre 1072 dieses Land eroberten, sahen sich die Christen Verfolgungen und Beleidigungen jeder Art ausgesetzt. Während des Gottesdienstes stürzten oft ganze Haufen jener Barbaren in die Kirchen, übertäubten mit tobendem Lärm die frommen Gebete und Gesänge der Christen und besudelten schamlos die heiligen Altäre und Gefäße. Strenger als je forderte man von den Pilgern, deren Vermögen durch die weite Reise fast immer erschöpft war, eine hohe Abgabe für die Erlaubnis, Jerusalem zu betreten. Die Einwohner der Stadt konnten nicht jeden unterstützen, und so sah man die Pilger zu Tausenden vor den Thoren liegen und sehnsuchtsvoll die Hände ausstrecken. Im

Angesichte der heiligen Stadt starben viele vor Hunger und Elend. Immer lauter und dringender wurden die Klagen in Europa über die vielfachen Leiden der Pilger.

Peter von Amiens. — Im Jahre 1094 kam ein frommer Einsiedler, Peter von Amiens (im nördlichen Frankreich), von seiner Wallfahrt aus dem heiligen Lande zurück. Er machte die ergreifendsten Schilderungen von der Not der Christen im heiligen Lande und überbrachte dem Papste zugleich ein Schreiben vom Patriarchen in Jerusalem, in welchem dieser auf das dringendste um Hilfe bat. Der Papst versprach Unterstützung und trug dem Pilgrim auf, die Herzen des Volkes für dieselbe zuvor zu erwärmen und zu begeistern. Da setzte sich Peter barfuß und mit entblößtem Haupte, angethan mit einem Pilgerkleide, auf einen Esel, umgürtete seinen von Hunger und Mühseligkeiten aller Art abgezehrten Leib mit einem Stricke, nahm ein Kruzifix in die Hand und ritt von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Wo er einen Haufen Menschen vor sich sah, hielt er sein Tier an, hob das Kruzifix in die Höhe und schilderte mit hinreißender Beredsamkeit die Not der christlichen Brüder im heiligen Lande. Zugleich verkündete er den Zorn des Himmels, wenn sie länger das Grab des Erlösers durch Ungläubige entweihen ließen. Wie ein Bote des Himmels ward er überall empfangen und verehrt. Von allen Seiten strömten die Menschen herbei. Sein Zug durch Frankreich und Italien glich einer ununterbrochenen Prozession.

Auch der Papst Urban II. blieb nicht unthätig. Er berief im Jahre 1095 eine allgemeine Versammlung nach Clermont (in Frankreich) und schilderte mit so rührenden und ergreifenden Worten das Verdienstliche eines Zuges nach dem heiligen Lande gegen die Türken, daß die ganze weite Ebene wiederhallte von dem einstimmigen Rufe: „Gott will es! Gott will es!" Und auf der Stelle ließ sich eine unzählige Menge durch ein auf die Schulter geheftetes Kreuz zu diesem Zuge einweihen. Daher ihr Name Kreuzfahrer; denn fahren heißt so viel als reisen oder ziehen. Überall wurde jetzt das Kreuz gepredigt. Eine allgemeine Bewegung entstand im Volke. Freudig trennte sich der Mann von dem Weibe, das Weib von dem Manne, die Eltern

von den Kindern, die Kinder von den Eltern. Der Landmann eilte vom Pfluge weg, der Hirt von seiner Herde. Mönche und Nonnen verließen ihre Zellen. Kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht wollte ausgeschlossen bleiben von diesem heiligen Unternehmen.

Erster Kreuzzug (1096). — Schon im Frühlinge des Jahres 1096 zogen zahlreiche Scharen, die vor Eifer die allgemeine Rüstung nicht abwarten konnten, unter Peter von Amiens und Walter von Habenichts, einem Ritter, der von seiner Armut den Beinamen führte, voraus. Aber die meisten kamen auf dem Zuge um, teils durch Elend und Not, teils durch das Schwert feindlicher Völker, durch deren Gebiet sie zogen. Glücklicher als dieser Vortrab, war das Hauptheer selbst, welches Gottfried von Bouillon, Herzog von Niederlothringen, sein Bruder Graf Balduin, Raimund, Graf von Toulouse, Boëmund, Fürst von Tarent, sein Neffe Tankred, und andere Helden anführten. Der Kern des Heeres bestand aus Franzosen, Lothringern, Normannen und Italienern. Sie setzten, mehrere hunderttausend Mann stark, glücklich über den Bospŏrus, die Grenzscheide von Europa, eroberten im Juni 1097 Nicäa, die Hauptstadt des Sultans von Ikonĭum, nahmen im folgenden Jahre 1098 auch Antiochīa ein und näherten sich dann unter tausend Mühseligkeiten und Gefahren der Hauptstadt Jerusalem selbst, dem Ziele ihrer Wünsche. Dem Zuge voran eilte Tankred mit 100 auserlesenen Rittern und erreichte bei anbrechendem Morgen Bethlehem. Die hier wohnenden Christen kamen ihnen freudig entgegen, sangen Loblieder zur Ehre Gottes, führten die Ritter zu Marias Wohnung und zeigten ihnen die Krippe, wo einst das Kind lag, welches die Welt erlöset hat. Andächtig knieten und beteten die Ritter. Dann eilten sie gen Jerusalem. Weit allen übrigen voraus war Tankred; er wagte sich bis zu den Mauern der Stadt. Sobald jene zum großen Heere zurückkamen und die Nachricht brachten, sie hätten Bethlehem und Jerusalem gesehen, ergriff heiße Sehnsucht die Pilger. Alle Müdigkeit war verschwunden, rastlos eilten sie vorwärts, jeder wollte die heiligen Orte zuerst erblicken. Endlich erreichten sie den Gipfel eines Berges. Da lag sie vor ihnen, die heilige Stadt, mit ragenden

Zinnen und Türmen, vom Glanze der Abendsonne erhellt! In einem Augenblicke verbreitet sich durch das ganze Heer der Freudenruf: „Jerusalem! Jerusalem!“ Von heiligem Schauer ergriffen, wiederholten alle mit vereinter Stimme den Jubel: „Jerusalem!“ und helle Thränen der Freude und Wehmut stürzten ihnen aus den Augen. Andächtig sanken sie alle in die Kniee und küßten den heiligen Boden, auf welchem der Erlöser der Welt einst wandelte. Viele auch zogen ihre Schuhe aus, eingedenk des biblischen Spruches: „Lege ab deine Schuhe, denn der Ort, wo du stehst, ist heilig.“ Singend und betend rückten sie hierauf ihrem Ziele näher. Es war der 6. Juni des Jahres 1099, als sie vor Jerusalem anlangten.

Eroberung Jerusalems (1099). — Gottfried von Bouillon. — Nun galt es, die mit Mauern und Türmen stark befestigte, auf vier Bergen belegene Stadt, welche von einem 40000 Mann starken türkischen Heere verteidigt ward, zu erstürmen. Das Herr der Kreuzfahrer zählte nur noch 20000 rüstige Fußgänger und 1500 Reiter. Aber Mut und Begeisterung ersetzten, was ihnen an Menge abging. Wütend war der Angriff, wütend die Verteidigung. Der erste Versuch der Christen scheiterte an der verzweifelten Gegenwehr der Türken. Am zweiten Tage — es war der 15. Juli — wurde der Sturm mit noch größerem Mute erneuert und nach siebenstündigem mörderischen Kampfe die Mauern unter dem Geschrei: „Gott will es! Gott hilft uns!“ erstiegen. Gottfried von Bouillon war der erste, welcher von seinem Belagerungsturme auf die Mauer sprang. Jetzt begann ein schreckliches Gemetzel in den Straßen, in den Häusern. In wilder Mordgier stürmten die bluttriefenden Sieger mit klirrenden Waffen hin und her, von den Straßen in die Häuser, von den Häusern in die Straßen. Das Blutbad war so entsetzlich, daß in der Vorhalle des Tempels das Blut den Pferden bis an die Knöchel ging. So sehr vergaßen die Kreuzfahrer in der ersten Wut die von Christus gepredigte Duldung und Menschenliebe und befleckten ihren Ruhm mit den empörendsten Grausamkeiten. Endlich, als nichts mehr zu morden, nichts mehr zu plündern war, da reinigten sie sich vom Blute, entblößten Haupt und Füße und zogen in feier-

licher Prozession singend und betend nach der Auferstehungskirche. Gottfried von Bouillon ward einstimmig zum Könige ausgerufen; er aber lehnte bescheiden den königlichen Titel ab. Er wollte nur Beschützer des heiligen Grabes heißen und dort keine goldene Krone tragen, wo der Welterlöser unter einer dornenen geblutet hatte. Leider starb dieser treffliche Held schon im folgenden Jahre, 1100. Sein Nachfolger war sein Bruder Balduin, welcher den Titel „König von Jerusalem“ annahm. Auch mehrere kleine christliche Fürstentümer wurden in Palästina gegründet. — Allein alle diese Eroberungen waren nicht von Dauer. Die Christen im Morgenlande hatten nicht Mittel genug, um ihre Macht gehörig zu befestigen; auch fehlte es ihnen an Einigkeit. Eine Eroberung nach der andern, die Hauptstadt Jerusalem selbst, ging später wieder an die Türken verloren.

Außer diesem ersten Kreuzzuge wurden noch sechs andere unternommen, und zwar der zweite im Jahre 1147 vom König Konrad III.; der dritte 1189, vom Kaiser Friedrich I.; der vierte 1202; der fünfte 1228, vom Kaiser Friedrich II.; der sechste 1248, und der siebente 1270, diese beide letzten vom französischen König Ludwig IX.

Zweiter Kreuzzug (1147). — Der deutsche König Konrad III. wollte eben nach Italien ziehen, um dort ausgebrochene Unruhen zu beschwichtigen, als auf einmal die Schreckensnachricht aus Asien kam: Edĕssa, die Hauptstadt des gleichnamigen christlichen Fürstentums am Euphrat, sei von den Türken erobert und zerstört, sechsundvierzigtausend christliche Einwohner erschlagen worden. Eine große Bewegung ging durch alle christlichen Länder; denn Edessa galt für die Vormauer der heiligen Stadt Jerusalem. Wie einst Peter von Amiens, so zog jetzt der heilige Bernhard von Clairvaux (im südlichen Frankreich) bei den Fürsten und Völkern umher und entflammte sie zu einem neuen Kreuzzuge. Dieser kam auch zustande im Jahre 1147. Konrad selbst, sowie der König von Frankreich und die meisten Großen beider Reiche nahmen teil an demselben. Allein dieser unter so glänzenden Erwartungen unternommene Kreuzzug mißlang völlig. Die meisten Christen wurden eine Beute der gräßlich einbrechenden Not oder

des feindlichen Schwertes. Nicht lange nach der Rückkehr starb Konrad III.

Dritter Kreuzzug (1189). — Die Nachricht von dem Verluste Jerusalems, welches der ägyptische Sultan Saladin im Jahre 1187 erobert hatte, erfüllte die ganze Christenheit mit heiligem Schmerze und Ingrimme und rief sie von neuem gegen die Feinde des h. Landes zu den Waffen. An die Spitze dieses Zuges stellte sich der berühmte Kaiser Friedrich der Rotbart, obwol dieser damals schon im Greisenalter stand. — Unter großen Mühseligkeiten und Gefahren war er mit dem Kreuzheere bereits bis zur Stadt Seleucia, in Cicilien, am Flusse Kalykadnus oder Saleph glücklich vorgedrungen. Hier aber war dem greisen Helden seine Grenze bestimmt. Weil das Heer nur langsam über die schmale Brücke dieses Stromes hinüberrücken konnte, so sprengte der Kaiser, des Zögerns müde, in jugendlichem Übermute mit dem Pferde in den Strom, um hindurchzuschwimmen. Aber die Wellen ergriffen den allzukühnen Greis und rissen ihn fort. Zwei Ritter, die beim Anblicke der Gefahr ihm eiligst nachgeschwommen waren, brachten ihn nur als Leiche ans Ufer (1190). Groß war die Bestürzung und Trauer über dieses Unglück. Jeder glaubte, in ihm seinen Vater verloren zu haben. Und doch war dieses Unglück nur der Vorbote eines noch größeren. Das Heer erlag teils dem feindlichen Schwerte, teils ansteckenden Krankheiten. Nur geringe Überbleibsel zogen sich unter Anführung des jüngeren Sohnes des Kaisers, Friedrich, in das Lager von Ptolemais (auch Accon oder Acre genannt) zurück, welche Stadt die Christen schon seit längerer Zeit belagerten. Hier wurde auch er ein Opfer der Seuche. Der ritterliche Herzog Leopold V. von Österreich übernahm alsbald die Führung des Heeres und that Wunder der Tapferkeit.

In demselben Jahre (1190) traten auch der König von Frankreich, Philipp August, und der König von England, Richard Löwenherz, den Kreuzzug an. Sie wählten den weniger mühsamen Weg zur See und langten im Frühlinge des Jahres 1191 in Palästina an. Aber schon unterwegs hatte Eifersucht und Nationalhaß die Könige und Völker entzweiet. In

Palästina selbst wurde die Spannung immer größer. Indes nahm jetzt die Belagerung der Stadt Ptolemais, welche schon drei Jahre währte, in Gegenwart der Könige von Frankreich und England und des Herzoges von Österreich einen rascheren Fortgang, und am 12. Juni 1191 wurde die Feste erobert. Nun aber wurde die Eifersucht noch größer. Richard verdarb alles durch seinen Hochmut und seine Unverträglichkeit. Schon kurz nach der Eroberung von Ptolemais verließ deshalb der König von Frankreich, verließ auch der Herzog von Österreich, letzterer tief gekränkt, Palästina. Richard übernahm jetzt allein den Oberbefehl über das noch vorhandene Kreuzheer und machte manche glänzende Eroberung. Cäsarēa, Joppe, Ascălon und mehrere andere Städte wurden eingenommen. Plötzlich traf die Nachricht ein, sein Bruder Johann gehe mit dem Plane um, sich auf Englands Thron zu schwingen. Hierüber erschreckt ließ er sich (im September 1192) mit Saladin in einen Vergleich ein und kehrte, um den verräterischen Plan seines Bruders zu vereiteln, nach Europa zurück. So war der Zweck des Kreuzzuges, Jerusalems Wiedereroberung, auch diesmal vereitelt.

Vierter Kreuzzug (1202). — Ungeachtet des fruchtlosen Ausganges des dritten Kreuzzuges kam im Jahre 1202 ein vierter zustande, der aber das h. Land gar nicht erreichte, sondern andere Ziele verfolgte, weshalb man ihn auch nur den „sogenannten“ Kreuzzug heißt. In diesem wurde Konstantinopel, dessen Herrscher sich oft treulos gegen die Kreuzfahrer bewiesen hatten, erobert, und Balduin von Flandern als Kaiser eingesetzt. Dann wurde das sogenannte lateinische Kaisertum gegründet, welches 57 Jahre, von 1204 bis 1261, unter der Herrschaft der Abendländer blieb. Alsdann ward es wieder von den Griechen in Besitz genommen. Zur Bekämpfung der Ungläubigen in Palästina geschah in diesem Kreuzzuge nichts.

Im Jahre 1212 machte sich sogar ein Heer von 50 000 Kindern aus Frankreich und Deutschland auf den Weg, um in allem Ernste Jerusalem zu erobern. Aber das Los dieser kleinen Pilger war ein höchst trauriges. Sie starben entweder vor Hunger und Mattigkeit, oder wurden von Sklavenhändlern aufgefangen und in ganzen Schiffsladungen an die Türken verkauft.

Fünfter Kreuzzug (1228). — Gleich bei seiner Krönung zu Aachen machte der deutsche Kaiser Friedrich II. sich zu einem Kreuzzuge verbindlich, schob diesen aber unter manchem Vorwande Jahre lang auf. Der Papst erinnerte ihn wiederholt an sein Versprechen, er drohete und that ihn zuletzt in den Bann. Der Kaiser, um zu zeigen, daß er es mit dem Kreuzzuge ernstlich meine, schiffte sich endlich ein. Doch versöhnte er hierdurch den Papst nicht. Dieser ließ vielmehr einen Befehl ergehen an die Geistlichkeit in Palästina, den Kaiser nicht zu unterstützen, weil ein mit dem Banne der Kirche Beladener des Kampfes für die Ehre Gottes unwürdig sei. Allein Friedrich war im heiligen Lande glücklicher, als man hätte erwarten sollen. Er schloß mit den Türken einen zehnjährigen Waffenstillstand, in welchem ihm die heiligen Orte Jerusalem, Bethlehem und Nazareth ausgeliefert wurden. In der Kirche des heiligen Grabes setzte er sich selbst die Krone eines Königs von Jerusalem auf.

Die beiden letzten Kreuzzüge (1248, 1270). — Ludwig IX., König von Frankreich, hatte in einer schweren Krankheit das Gelübde gethan, einen Kreuzzug zu unternehmen, falls er wieder hergestellt würde. Er genas und fühlte sich nun auch in seinem Gewissen verpflichtet, das Gelübde zu halten. Mit einem auserlesenen Heere von 40 000 Mann schiffte er sich im Jahre 1248 ein. Zunächst sollte der Zug gegen den Sultan von Ägypten gerichtet sein; denn ohne den Besitz dieses Reiches schien die Behauptung des benachbarten heil. Landes unhaltbar. Gelang es, Ägypten zu erobern, so mußte das übrige von selbst fallen. Der Anfang wurde mit dem besten Erfolge gekrönt. Damiette wurde erobert, die feindliche Flotte zerstört. Aber das Glück blieb den christlichen Streitern nicht günstig. Sie drangen unvorsichtig in das Innere des Landes und teilten das Heer. Der König nebst seinem Heere wurden bei Mansūra, 1250, gefangen. Für seine eigene Befreiung mußte er Damiette abtreten, für die seiner übriggebliebenen Truppen aber ein hohes Lösegeld entrichten. So kläglich endete dieser Kreuzzug. Ungewarnt durch dieses Unglück unternahm Ludwig noch in seinen späteren Jahren einen zweiten Zug, der zunächst nach Tunis, an der Nordküste von Afrika, gerichtet

wurde. Im Jahre 1270 schiffte er sich mit 60 000 Mann ein. Aber im Lager von Tunis brach eine ansteckende Krankheit aus, und er selbst mit einem großen Teile seines Heeres ward ein Opfer derselben. Nur elende Trümmer kamen von dem schönen Heere nach Frankreich zurück.

Der unglückliche Ausgang dieser neuen Unternehmungen kühlte den Eifer und die Begeisterung der Europäer für die Kreuzzüge ab. Im Jahre 1291 gingen auch die beiden letzten Besitzungen im Morgenland, Accon (Ptolemais) und Tyrus, verloren. Alle Bemühungen einen neuen Kreuzzug zur Wiedereroberung zustande zu bringen, blieben fruchtlos. — Fast zweihundert Jahre, von 1096 bis 1291, haben die Kreuzzüge gewährt, die man wohl eine Völkerwanderung nach entgegengesetzter Richtung nennen kann. Und wenn sie auch ihren Hauptzweck nicht erreichten, wenn auch Millionen von Kreuzfahrern unter fremdem Himmel ihr Grab fanden, so blieben dennoch diese Züge für die Bildung und Veredelung Europas von überwiegendem Nutzen. Durch sie kamen manche nützliche Erfindungen und Entdeckungen nach Europa, Handel und Gewerbe wurden befördert, der Völkerverkehr ward erweitert, und unter den Westeuropäern überhaupt eine wohlthätige Regsamkeit hervorgebracht. Nicht weniger bedeutsam waren ferner die Folgen der Kreuzzüge für die kirchlichen und staatlichen Verhältnisse. Die Macht der Kirche und das Ansehen der Päpste nahmen einen hohen Aufschwung; dazu vertiefte sich die Frömmigkeit der Gläubigen, von der besonders auch die zahlreichen Orden zeugen, welche damals gegründet wurden. Im staatlichen Leben wurden die verschiedenen Stände gebildet: der Bürgerstand, der in den aufblühenden Städten zu Macht und Reichtum gelangte, und der Ritterstand, dessen Angehörige in der besseren Zeit mit tapferem Schwerte die Sache Gottes, der Kirche und der bedrängten Mitmenschen verfochten. — Diese und andere Folgen der Kreuzzüge sollen später in einer Reihe mittelalterlicher Zeitbilder vorgeführt werden. Zunächst aber muß jetzt von der Geschichte der in jenem Zeitalter in Deutschland gleichzeitig herrschenden schwäbischen oder staufischen Kaiser gemeldet werden.

Sechsundzwanzigster Abschnitt.

Die schwäbischen oder staufischen Kaiser (1138 bis 1254) und das Interregnum.

Konrad III. (1138—1152). — **Friedrich I.** oder Barbarossa (1152—1190); (Krieg mit den lombardischen Städten.) — **Heinrich VI.** (1190—1197). — Die Gegenkönige: **Otto IV.** (1198—1215) und **Philipp von Schwaben** (1198—1208). — **Friedrich II.** (1215—1250). — Die Gegenkönige: **Konrad IV.** (1250—1254) und **Wilhelm von Holland** (1250—1256). — Das Interregnum. (1256—1273). — **Konradin** (1268). — Die sizilianische Vesper (1282).

Konrad III. (1138 bis 1152). — Als mit Heinrich V. im Jahre 1125 das fränkische oder salische Geschlecht erloschen war, bewarben sich Lothar, Herzog von Sachsen, und Herzog Friedrich, aus dem Hause der Staufer, um die Kaiserkrone. Lothar (III.) wurde gewählt und regierte bis 1137. Seine Regierung war fast ein fortwährender Kampf gegen die ihm feindlichen Staufer. Um sich eine mächtige Stütze gegen diese zu verschaffen, vermählte Lothar seine einzige Tochter mit dem mächtigen Herzoge von Bayern, Heinrich dem Stolzen, aus dem Welfischen Hause, und gab ihm außerdem noch das Herzogtum Sachsen. Dadurch entstand ein langwieriger, äußerst verderblicher Streit zwischen der Partei der Welfen und Staufer. Diese letzteren führten von Waiblingen, einem Erbgute dieser Familie im Würtembergischen auch wohl den Parteinamen Waiblinger. Anfangs bezeichneten die Namen Welfen und Waiblinger bloß die Anhänger der beiden hadernden Familien, später aber bekamen diese Parteinamen in Italien eine weitere Bedeutung. Hier galten Guelfen, d. i. Welfen, auch für Freunde der päpstlichen Oberhoheit; Ghibellinen, d. i. Waiblinger, für die Anhänger der kaiserlichen Macht.

Nach Lothars Tode (1137) glaubte sein Schwiegersohn Heinrich der Stolze die nächsten Ansprüche auf den Thron zu haben und nahm schon die Reichskleinodien an sich. Aber sein Übermut beleidigte die Großen. Darum übergingen sie ihn und wählten Konrad III., Sohn des Herzogs Friedrich von Schwaben, zum Reichsoberhaupte. Mit ihm beginnt die glänzende Reihe der

schwäbischen oder staufischen*) Kaiser. — Über die Wahl war Heinrich höchst entrüstet und wollte sie nicht anerkennen. Da ward er als Empörer seiner beiden Herzogtümer entsetzt und geächtet. Sachsen bekam der kriegerische Markgraf von Brandenburg, Albrecht der Bär; Bayern der Markgraf Leopold von Österreich, ein Halbbruder Konrads III. — Gegen diese Maßnahme aber erhoben sich die Welfen mit den Waffen in der Hand, und so wurde lange Zeit Nord- und Süddeutschland mit Waffenlärm angefüllt.

Von Konrads mißglücktem zweiten Kreuzzug haben wir bereits früher gehört. Der König überlebte den traurigen Ausgang des Unternehmens nicht lange, und bald machte sein Tod einem der berühmtesten deutschen Kaiser Platz.

Friedrich I. oder **Barbarossa** (1152 bis 1190). — Dieser kräftige und heldenmütige Kaiser, der von den Italienern wegen der rötlichen Farbe seines Bartes Barbarossa, d. i. Rotbart, genannt wurde, hatte besonders in Italien viele und schwere Kriege zu führen mit den lombardischen Städten, die sich von Kaiser und Reich unabhängig zu machen suchten. An der Spitze dieser abtrünnigen Städte stand Mailand; es spottete und höhnte aller kaiserlichen Ermahnungen und Drohungen. Friedrich zog daher nach Italien und eroberte eine Stadt nach der andern. Auch das stolze Mailand mußte sich beugen. Die ganze Geistlichkeit der Stadt erschien in Trauerkleidern, mit bloßen Füßen und vorgetragenen Kreuzen, im kaiserlichen Lager. Ihr folgten die Bürgermeister und Ersten der Stadt, Stricke und bloße Schwerter um den Nacken; alle fleheten fußfällig um Gnade. Solche Demut nach solchem Stolze versöhnte den Kaiser. Er schenkte ihnen einen billigen Frieden. Aber kaum hatte der Kaiser den Rücken gekehrt, da spotteten sie wieder aller seiner Anordnungen und Befehle. Entrüstet über diese Treulosigkeit eilte der Kaiser nach Italien zurück und nahm furchtbare Rache (1162). Die Mauern, Türme

---

*) Staufen, auch wohl Hohenstaufen genannt, ist ein Berg im Schwabenlande, einst mit herrlicher Stammburg geschmückt, wovon das Geschlecht die Staufer, auch wohl Hohenstaufen genannt wird. Die Ruinen jenes berühmten Bergschlosses sind jetzt fast ganz verschwunden.

und fast alle öffentlichen Gebäude Mailands wurden niedergerissen. Die so blühende Stadt bot innerhalb weniger Tage einen schauervollen Anblick dar. Aber sogleich nach dem Abzuge Friedrichs erhoben sich wieder die oberitalischen Städte. Sie schlossen unter sich den lombardischen Bund und stellten das zerstörte Mailand wieder her. — Außer diesen fast ständigen Kriegen mit den lombardischen Städten entbrannte bald auch ein Streit zwischen dem Kaiser und dem Papst Alexander III., der ein Gegner des Kaisers war, weil dieser ihn nicht als Papst anerkennen wollte. Nun kehrte sich des Kaisers ganze Gewalt gegen den Papst und die Lombarden. Rasch zog er gegen Rom, eroberte einen Teil der Stadt und nötigte den Papst Alexander zur Flucht. Da aber brach eine große Seuche im deutschen Heere aus und zwang den Kaiser zur schnellen Rückkehr. Um so kühner erhoben da wieder die Lombarden das Haupt. Sie legten unweit Pavīa eine Festung an und nannten diese Alessandria, dem Papste Alexander zur Ehre, dem Kaiser zum Hohne.

Schlacht bei Legnāno (1176). — Solcher Übermut reizte den Zorn des Kaisers aufs höchste. Er hatte wieder eine ansehnliche Macht gesammelt und zog, 1174, noch einmal über die Alpen gegen die Empörer. Bei Legnano kam es, 1176, zu einer höchst blutigen Schlacht. Hier aber verließ den Kaiser sein früheres Glück. Er ward geschlagen und gezwungen, einen Waffenstillstand einzugehen, in welchem er die meisten früher errungenen Vorteile wieder aufgeben mußte. Gebeugt kehrte Friedrich nach Deutschland zurück, Unmut im Herzen gegen den Herzog von Sachsen und Bayern, Heinrich den Löwen, den er als die Hauptursache seines Unglückes bei Legnano betrachtete. Dieser war nämlich dem Kaiser auf seinem Zuge nach Italien nicht gefolgt; gerufen kam er endlich — aber nur zu einer Unterredung, ohne Heer, und um gleich darauf wieder abzureisen, ungeachtet ihn der Kaiser kniefällig gebeten hatte, ihn doch in diesem verhängnisvollen Augenblicke nicht zu verlassen. Dieses unedle Verfahren sollte der mächtige Herzog bald schwer büßen. Der heimgekehrte Kaiser lieh Heinrichs Feinden, die über den Stolz und die Anmaßung des Herzoges gerechte Klagen erhoben, ein geneigtes Ohr

und lud ihn zur Verantwortung. Als er nach mehrmaliger Vorladung nicht erschien, wurde Heinrich seiner Herzogtümer und Lehen für verlustig erklärt. Einen Teil Sachsens erhielt Graf Bernhard von Anhalt, Albrechts des Bären Sohn; den anderen der Erzbischof von Köln; Bayern bekam der Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, Stammvater des jetzt noch regierenden bayerischen Hauses.

Heinrich aber wollte seine Macht nicht ohne weiteres aufgeben und focht lange ritterlich für seine Besitzungen. Allein er war der vereinigten Macht des Kaisers und der Fürsten nicht gewachsen. Da demütigte er sich vor dem Kaiser und erhielt von ihm sein väterliches Erbe, Braunschweig und Lüneburg, zurück, der beiden Herzogtümer Sachsen und Bayern aber blieb er verlustig. Auch mußte er auf drei Jahre das gekränkte Vaterland meiden. Heinrich begab sich, im Frühling des Jahres 1182, zu seinem Schwiegervater, dem Könige Heinrich II. von England. Von dort zurückgekehrt brachte der einst so kriegerische Herzog dann den Rest seines Lebens in ruhiger Zurückgezogenheit auf seinen braunschweigischen Besitzungen zu.

Nicht lange nach dem Sturze Heinrichs des Löwen hatte der Kaiser auch mit dem Papste und mit den lombardischen Städten sich ausgesöhnt, so daß er frohen Herzens ein glänzendes Friedensfest zu Mainz feierte (1184). Wenige Jahre darauf stellte er sich trotz seines Alters an die Spitze des dritten Kreuzzuges, von dem er aber, wie oben erzählt wurde, nicht lebend in die Heimat zurückkehren sollte. Noch heute lebt das Andenken dieses berühmten Herrschers in Sage und Dichtung im ganzen deutschen Volke.

Heinrich VI. (1190 bis 1197). — Dieser besaß wohl die Kraft seines Vaters, Friedrich I., aber nicht den Adel der Gesinnung. Er war hart und sogar grausam. Solches bewies er vorzüglich, als er nach dem Tode des letzten normannischen Königs nach Unteritalien zog, um hier Neapel und Sizilien, das Erbe seiner Gemahlin C o n s t a n t i a, in Besitz zu nehmen. Furchtbare Rache traf diejenigen, welche ihm jene Länder streitig machen wollten. Schon nach einer kurzen Regierung starb Heinrich, erst 32 Jahre alt. Da sein Sohn Friedrich noch unmündig war, so

kam es zwischen den Parteien der Welfen und der Staufer wieder zum Streit. Diese wählte Heinrichs Bruder, **Philipp von Schwaben** (1198 bis 1208), jene Otto IV., Heinrichs des Löwen Sohn, (1198 bis 1215) zum König. Infolge dieser unglücklichen Spaltung war Deutschland viele Jahre hindurch der Schauplatz eines unseligen Bürgerkrieges. Schon neigte der Sieg sich auf die Seite Philipps, da wurde dieser im Jahre 1208 vom Pfalzgrafen von Wittelsbach ermordet, und nun war Otto der allein regierende Kaiser. Aber die staufische Partei war gegen ihn. Sie erhob sich für Kaiser Heinrichs Sohn, für Friedrich, der unterdessen zum Jünglinge herangewachsen war. Auch der Papst erkannte diesen als den rechtmäßigen König an; und Friedrich wurde im Jahre 1215 zu Aachen gekrönt. Nun zog sich Otto, fast von allen seinen Anhängern verlassen, nach Braunschweig auf seine Erbgüter zurück, wo er noch bis zum Jahre 1218 lebte.

Friedrich II. (1215 bis 1250). — Dieser Fürst, ein Enkel Friedrichs I., berechtigte zu großen Hoffnungen, als er die Regierung des Reiches antrat. Denn er war ein fein gebildeter Mann, von hellem Verstande und hohem ritterlichen Sinne. Jedoch für Deutschland gingen diese Hoffnungen wenig in Erfüllung. Denn er lebte mehr für seine italienischen Staaten; und der Streit, in welchen er bald mit den Päpsten, bald mit den lombardischen Städten geriet, füllte fast die ganze Zeit seiner Regierung aus.

Auch nachdem er von seinem Kreuzzuge, den er nicht ohne Erfolg machte, zurückgekehrt war, dauerten die Kämpfe dieses Kaisers gegen die italienischen Städte fort, bis diese endlich in einer großen Schlacht bei Cortenuova im Jahre 1237 unterlagen. — Deutschland wurde zur selben Zeit durch den Einfall wilder asiatischer Horden, der s. g. Mongolen, arg bedrängt, und es war ein großes Glück für unser Vaterland, daß die Barbaren, obwohl sie bei Wahlstatt in Schlesien im Jahre 1241 einen Sieg errangen, doch bald darauf den deutschen Grenzen den Rücken kehrten.

Die Ruhe, welche Friedrich II. durch seinen Waffenerfolg in Italien erlangt zu haben glaubte, war nur von kurzer Dauer. Sie währte so lange, als des Kaisers Anwesenheit schreckte. Kaum hatte er aber das Land verlassen, so riefen ihn neue Unruhen dahin

zurück. Wiederholt zog er gegen die lombardischen Städte, die, mit dem Papste im Bunde, dem Kaiser den heftigsten Widerstand leisteten. Der Papst Innocenz IV., der größte Gegner Friedrichs, sprach endlich in einer Kirchenversammlung zu Lyon sogar über ihn den Bann aus und erklärte ihn seiner Kronen und Würden verlustig. Leider hatte der Kaiser durch seine unausgesetzten Feindseligkeiten gegen den Heiligen Stuhl, sowie durch seinen ärgerlichen Lebenswandel, der sogar das Gerücht wach rief, er sei vom Christentum abgefallen, dem Papste nur zu viel Anlaß zu solch strengen Maßregeln gegeben.

Auf Antrieb des Papstes wählten nun mehrere deutsche Fürsten, insbesondere die geistlichen, einen Gegenkönig und zwar den Landgrafen von Thüringen, Heinrich Raspe (1246); und als dieser schon im folgenden Jahre starb, den Grafen Wilhelm von Holland. Während der Kaiser Friedrich in Italien mit den Lombarden kämpfte, führte sein Sohn Konrad an der Spitze seiner Partei den Krieg in Deutschland mit diesem Gegenkönige.

So war des Kaisers ganze Regierung durch heftige Stürme fortwährend bewegt. Wegen der fast ununterbrochenen Streitigkeiten und Kriege, in die er bald mit den italienischen Städten, bald mit den Päpsten verwickelt war, ist dieser Herrscher kaum zu einer eingehenden Friedensthätigkeit gekommen, und trotz seiner glänzenden Anlagen ist seine Regierung besonders für Deutschland von wenig Segen begleitet gewesen. Leiden und Unglücksschläge trafen nicht ohne großes eigenes Verschulden den mächtigen Herrscher bis zum Ausgang seines Lebens. Im Jahre 1250 rief endlich der Tod den lebensmüden Kaiser von seiner stürmischen Laufbahn ab. Ihm folgte sein Sohn

Konrad IV. (1250 bis 1254). — Dieser mußte den hartnäckigen Kampf des Vaters gegen die unruhigen Vasallen fortsetzen. In Italien focht er mit Glück. Er eroberte Neapel und legte dem auf dem Markte aufgestellten Rosse, dem Sinnbilde der städtischen Freiheiten, einen Zaum an, wodurch er sich den unversöhnlichen Haß der Einwohner zuzog. Konrad starb schon 1254 und hinterließ einen erst zweijährigen Sohn, Konradin, d. i. Konrädchen. —

Im Jahre 1256 kam jener Gegenkönig Wilhelm von Holland in einem Kriege gegen die Friesen um; er hatte nie ein großes Ansehen in Deutschland genossen.

Das Interregnum in Deutschland (1256 bis 1273). — Das kaiserliche Ansehen war nach dem Tode Konrads bereits so tief gesunken, daß kein deutscher Fürst die Krone verlangte. Da fielen die Wahlherren auf den unwürdigen Gedanken, sie einem Ausländer anzutragen. Und selbst darin waren sie nicht einig. Eine Partei wählte Richard von Cornwallis, den Bruder des Königs von England; die andere Alfons von Kastilien in Spanien. Beide hatten durch große Geldsummen eine Partei für sich gewonnen. Richard wurde zu Aachen feierlich gekrönt, doch kehrte er bald wieder nach England zurück. Nur dreimal, und immer nur auf kurze Zeit, war er in Deutschland; Alfons dagegen nie. Willkür und rohe Gewalt griffen auf eine schauderhafte Weise um sich. Diese Zeit allgemeiner Unordnung und Zerrüttung, wo Deutschland so gut als ohne Regenten war, vom Jahre 1256 bis 1273, pflegt man das Interregnum oder Zwischenreich zu nennen. Italien ging für die deutschen Kaiser ganz verloren. Denn nach Konrads IV. Tode hatte der Papst das Königreich beider Sizilien als ein erledigtes Lehen des päpstlichen Stuhles dem französischen Prinzen Karl von Anjou übertragen, und nun gründeten die Franzosen mit der Gewalt der Waffen hier ihre Herrschaft. An die Regierung jenes französischen Prinzen in dem schönen Südlande knüpft sich für uns Deutschen eine der traurigsten Erinnerungen aus der kaiserlosen Zeit des Interregnums — der blutige Untergang des edlen staufischen Geschlechtes.

Konradin. — Untergang der Staufer (1268). — Der Übermut der Franzosen erregte im Königreiche beider Sizilien großen Unwillen. Da riefen die Anhänger der Staufer in Italien den zu einem kräftigen Jüngling herangewachsenen Konradin aus Deutschland herüber. Dieser folgte dem Rufe, um das Königreich seines Vaters den Franzosen zu entreißen. In Begleitung seines Jugendfreundes, des Prinzen Friedrich von Baden, der sich „von Österreich" zubenannte, weil seine Mutter eine Babenbergerin war, zog er im Herbste 1267 mit einem Heere über die Alpen.

Die ersten Unternehmungen versprachen Glück. Überall wurde er auf das glänzendste empfangen und gegen den verhaßten Anjou kräftig unterstützt. Allein das Unglück folgte auf dem Fuße nach. Bei Tagliacozzo in Unteritalien kam es im Jahre 1268 zur Schlacht, in welcher Karl von Anjou schließlich siegte und den jungen Konradin nebst seinem Jugendfreunde, dem Prinzen Friedrich von Baden, auf der Flucht gefangen nahm. Beide ließ der Grausame trotz der Fürsprache des Papstes und anderer Fürsten auf öffentlichem Marktplatze zu Neapel enthaupten. So kläglich endete das edle Geschlecht der Staufer, welches so herrlich begonnen hatte.

Die sizilianische Vesper (1282). — Nun wähnte sich Karl von Anjou als sicherer Herr von Neapel und Sizilien und verfuhr mit empörender Grausamkeit gegen alle, welche ihm als Anhänger des unglücklichen staufischen Hauses hinterbracht wurden. Bald aber wurde die Herrschaft der Franzosen allgemein verhaßt, besonders auf Sizilien, wo ihre Zügellosigkeit und Willkür den höchsten Grad erreicht hatte. Hier kam der Gährungsstoff zu einer furchtbaren Entladung.

Am Ostermontage des Jahres 1282 wanderten die Einwohner der Hauptstadt Palermo scharenweise nach einer benachbarten Kirche, um dort der Vesper oder Abendandacht beizuwohnen. Der Weg dahin führte durch ein anmutiges Wiesenthal, in welchem sich die Menge lagerte, bis die Glocke sie zur Kirche rufen würde. Auch die in der Stadt wohnenden Franzosen mischten sich unter die heiteren Scharen. Und es geschah, daß ein Franzose, mit Namen Drouet, eine edle Jungfrau, welche von ihren Eltern und ihrem Bräutigam begleitet wurde, mit so unverschämter Frechheit anfiel, daß sie ohnmächtig niedersank. Hierüber kam es zum Streite, es entstand ein Auflauf, jeder griff zu irgend einer Waffe. Unter dem Wutgeschrei: „Nieder, nieder mit den Franzosen!“ fielen alle Franzosen auf der Wiese augenblicklich als Opfer der Volkswut; Drouet war der erste. Dann rannte das Volk mit den blutigen Waffen nach der Stadt zurück und ermordete hier alle Franzosen, Greise, Weiber und Kinder nicht ausgenommen. Schnell verbreitete sich dieser Aufstand über ganz Sizilien, über-

all wurden die Franzosen ohne Schonung umgebracht. Weil dieses gräßliche Gewürge um die Vesperzeit anfing, so hat es hiervon den Namen „sizilianische Vesper“ erhalten. — Sobald die Insel auf so unmenschliche Weise von der Herrschaft der verhaßten Franzosen befreit war, schickte man Abgeordnete nach Spanien, an Peter von Aragonien, damit er, als Verwandter und Erbe Konradins, von der Insel Besitz nehme. Schon bald kam dieser mit einer Flotte herüber und ward von den Insulanern mit Jubel als König empfangen. Alle Bemühungen Karls, Sizilien wieder zu erobern, blieben fruchtlos; er mußte sich mit Neapel begnügen.

Siebenundzwanzigster Abschnitt.

Mittelalterliche Kulturbilder.

1. Kirche und Papsttum. — 2. Der Staat und seine Stände. a. Der Ritterstand und die verschiedenen Ritterorden. b. Der Bürgerstand. c. Der Bauernstand. — 3. Künste und Wissenschaften. — 4. Das Gerichtswesen überhaupt und das Vemegericht insbesondere.

Trotz mancher Schattenseiten, welche auch das Zeitalter der Kreuzzüge aufweist, haben sich dennoch in Kirche und Staat damals, und besonders während des dreizehnten Jahrhunderts, so viele und so glänzende Einrichtungen vollzogen, daß es hier an der Stelle sein dürfte, die Zustände jener Zeiten in einer Reihe von Schilderungen vorzuführen. Der besseren Übersicht halber werden wir indes wiederholt auf die Verhältnisse vor den Kreuzzügen zurückgreifen müssen, wie hin und wieder die Entwicklung der geschilderten Einrichtungen auch bis zum Schluß des Mittelalters und selbst darüber hinausführen wird.

1. Kirche und Papsttum. — Das Christentum mit seinen Segnungen hatte bereits bei den meisten Völkern Europas Eingang gefunden. Die hohe Achtung und Verehrung, die man für die Religion hatte, ging auch auf ihre Lehrer und Prediger, die Geistlichen, über. Ihr Ansehen war um so größer, als sie lange Zeit fast im alleinigen Besitze gelehrter Kenntnisse waren. Zu

dieser höheren Bildung gab ihr Stand selbst Antrieb und Gelegenheit. Wegen ihres hohen Ansehens beim Volke und wegen ihrer Einsicht bekamen sie allmählich großen Einfluß auf die Regierung der Staaten. Die Fürsten bewarben sich vorzüglich um ihre Freundschaft, um mit ihrer Hilfe die widerspenstigen Völker besser im Zaume halten zu können; sie gaben ihnen große Vorrechte und weitläufige Besitzungen, so daß die Bischöfe in mehreren Staaten, besonders aber in Deutschland, auch Landesherren wurden.

Vornehmlich im Zeitalter der Kreuzzüge stieg das Ansehen der Kirche und des Papsttumes ganz außerordentlich. Dieses erscheint sehr erklärlich, wenn wir bedenken, daß diese ganze große Bewegung durch die Päpste ins Leben gerufen, durch sie geleitet und gelenkt wurde. Dazu kam die mächtige Persönlichkeit einzelner Päpste, wodurch das Ansehen des h. Stuhles sehr vermehrt wurde. Über Fürsten, Könige und Kaiser dehnten einige derselben auch ihre weltliche Macht aus. Den hervorragenden Papst Gregor VII. haben wir schon früher kennen gelernt, noch einflußreicher über Fürsten und Völker war aber Innocenz III. (1198—1216), den man wohl den Fürsten der Fürsten genannt hat. Aber diese große weltliche Macht der Päpste blieb nicht unangefochten; in Deutschland kam es zur Zeit der fränkischen und staufischen Kaiser zu schweren Kämpfen zwischen Staat und Kirche; später entbrannten ähnliche Mißhelligkeiten auch in anderen Staaten, besonders in Frankreich.

Die Klöster. — Auch die Klöster, von deren Ursprung wir Seite 122 sprachen, hatten sich sehr ausgebildet und erweitert. Im Jahre 529 bauete der fromme und gelehrte Abt Benedikt von Nursia ein Kloster auf der Höhe von Monte Cassino im Königreiche Neapel; und die Lebensregel, die er zunächst für dieses Kloster entwarf, wurde wegen ihrer Vortrefflichkeit fast von allen Klöstern des Abendlandes als Richtschnur angenommen. Als aber im Verlaufe der Zeit die alte Zucht und Ordnung mehr und mehr verfiel, erhoben sich endlich im elften und zwölften Jahrhundert mehrere würdige Männer, unter ihnen der Abt Bernhard von Clairvaux zur Wiedererneuerung der klösterlichen Zucht. Ein Muster der Strenge und Entsagung war der Kartäuserorden, welcher

von Bruno aus Köln 1086 nicht weit von Grenoble (im südlichen Frankreich) in dem von Felsen wild umschlossenen Thale Chartreuse (woher der Name Kartause) gestiftet wurde. Selbst das Sprechen war diesem Orden untersagt. In ihrer stillen Würde schienen die frommen Männer wie Wesen aus einer andern Welt durch das Leben zu gehen.

Einen besonderen Aufschwung nahm das Ordensleben im Zeitalter der Kreuzzüge, in welchem auch zwei Orden entstanden, die bald eine sehr große Wichtigkeit erlangten. Das waren die Orden der Franziskaner und Dominikaner. Der erstere wurde zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts von dem hl. Franziskus, dem Sohne eines reichen Kaufmannes zu Assisi in Umbrien, gegründet. Die Mitglieder desselben verbanden sich, wie alle Mönchsgesellschaften, zu den drei Gelübden: der Armut, Ehelosigkeit und des Gehorsams gegen die Obern. Sie nannten sich aus Bescheidenheit geringere Brüder, fratres minores, weshalb sie auch den Namen Minoriten führten. Dieser Orden verbreitete sich schnell über alle Länder. — Der Dominikaner- oder Predigerorden wurde um dieselbe Zeit von einem edlen Spanier, Dominikus Guzmann, gestiftet. Die Irrlehren der Albigenser (diese wohnten im südlichen Frankreich in dem Gebirge der Sevennen, besonders um die Stadt Alby herum und führten hiervon ihren Namen) war für den heil. Dominikus die nächste Veranlassung zur Stiftung dieses Ordens, welcher durch Predigen die irrenden Brüder belehren und in den Schoß der Kirche zurückführen sollte.

2. **Der Staat und seine Stände.** — Für die Verhältnisse des Staates ist die Zeit der Kreuzzüge besonders dadurch so wichtig geworden, weil sich damals die Stände entwickelten, an deren Bestehen und Einrichtungen sich damals das staatliche Leben fast ganz anschloß. Das waren vornehmlich der Ritterstand und der Bürgerstand, neben denen der Bauernstand zunächst noch eine beklagenswerte Unterordnung aufweist.

a. **Der Ritterstand.** — Anfänglich bestanden die Heere größtenteils aus Fußgängern. Der Reiter waren nur wenige,

aber fast alle mit Helm und Panzer schwer gerüstet. Wegen der Kosten konnten nur die Reichen zu Pferde dienen. Der Reiterdienst gab deshalb eine Art von Ansehen und Adel. Die Reiter waren die besten und geübtesten Krieger. Körperliche Kraft und Gewandtheit ging damals über alles; geistige Bildung galt meistens nur wenig. Mancher Adlige konnte nicht einmal seinen Namen schreiben. Dagegen lernte er von Jugend auf ein wildes Roß tummeln und Lanze und Schwert mit Gewandtheit führen. Von ihrem Reiterdienste bekamen die Vornehmen den Namen Ritter. Mit der Zeit bildeten sie einen besonderen Stand, dessen Blüte in die Zeit der Kreuzzüge fällt. Religion, Ehre, Tapferkeit und Hochachtung gegen die Frauen waren die vier Haupttugenden der Mitglieder. Die Aufnahme eines Mitgliedes erforderte eine vieljährige Vorbereitung und war mit großen kirchlichen Feierlichkeiten verbunden. Schon im siebenten Jahre ward der Knabe von adliger Herkunft in das Schloß eines anderen Ritters gebracht. Hier wartete er als Bube oder Page bei der Tafel auf, hielt seinem Herrn beim Aufsteigen den Bügel und übte sich im Fechten, Schießen und Reiten, um seinen kleinen Körper gewandt und stark zu machen. Im vierzehnten Jahre ward er durch die Umgürtung eines Schwertes wehrhaft. Nun hieß er Knappe (Knabe) oder Junker. Von nun an begleitete er seinen Herrn zu jedem Geschäfte, zu der Lust der Jagd, der Feste und Waffenspiele, so wie in den Ernst der Schlachten. Treue und Anhänglichkeit an seinen Herrn war die erste Pflicht. Hatte der Knappe unter diesen ritterlichen Übungen das einundzwanzigste Jahr erreicht, so konnte er zum Ritter geschlagen werden. Zu dieser wichtigen Handlung mußte er sich durch Fasten und Beten und durch den Empfang der heiligen Sakramente vorbereiten. Man führte ihn zum Altare und ließ ihn schwören: die Wahrheit zu reden, das Recht zu behaupten, die Religion und ihre Diener, so wie Witwen und Waisen zu beschirmen und keinen Schimpf zu dulden. Nachdem er dann aus der Hand eines Ritters oder einer Edelfrau Sporen, Handschuh und Panzer erhalten hatte, kniete er vor einem Ritter nieder, der ihn dreimal mit flacher Klinge sanft auf Hals und Schulter schlug. Das war der Ritterschlag. Nun schmückte man den jungen Ritter auch mit Helm, Schild und Lanze und

führte ihm ein Streitroß vor, auf welches er sich sogleich schwang und dasselbe durch die frohlockende Menge der Zuschauer tummelte. Glänzende Feste beschlossen die Feier des Tages. Von nun an durfte er eine erhebliche Beleidigung nicht ungerächt lassen. Selbst der Zweikampf galt oft als eine ehrenvolle und ritterliche Entscheidung. Warf einer dem andern einen Handschuh vor die Füße, so war das ein Zeichen der Herausforderung, so wie das Aufnehmen desselben ein Zeichen des angenommenen Zweikampfes.

Wenn nun ein Ritter in vollem Harnische einherritt, so daß das vorgeschobene Visir selbst das Gesicht verdeckte, so war es unmöglich, ihn zu kennen. Es war deshalb ein Abzeichen nötig, um sich den Seinigen im Kampfe kennbar zu machen. Hierzu wählte man das Bild eines Löwen, Hirsches, Bären oder auch eines Kreuzes ꝛc. Das ist der Ursprung der Wappen (Waffen), die vom Vater auf den Sohn erblich übergingen. Damit man aber die verschiedenen Seitenlinien, die dasselbe Wappen im Schilde führten, von einander unterscheiden könne, so brachte man noch wohl besondere Verzierungen am Helme an, die man Kleinode nannte. Seitdem brauchte man nur den Schild und das Helmkleinod zu sehen, und man kannte sogleich den Ritter. Früher nannte man jeden Ritter nach seinem Vornamen: Rudolf, Gottfried ꝛc., seitdem aber die kleinen Lehen erblich geworden waren, wurde gewöhnlich noch der Name ihrer Besitzung oder Burg beigefügt, wie Rudolf von Habsburg, Friedrich von Zollern u. s. w.

Die Turniere. — Unterstützt und befestigt wurde das Rittertum durch die Turniere*) oder Waffenspiele, die mit aller Pracht gefeiert wurden. Durch sie wurde der alte Heldengeist der Männer neu belebt. Sie gaben den Rittern eine erwünschte Gelegenheit, Proben ihrer Tapferkeit und Gewandtheit abzulegen und so Beifall und Ruhm von einer schaulustigen Menge öffentlich einzuernten. Kein Ritter wurde zu diesen Waffenspielen zugelassen, dessen Ehre befleckt war, und der nicht wenigstens vier Ahnen aufweisen konnte. Die damaligen Geschichtschreiber erzählen recht

*) Verwandt mit dem Worte „Turnen“, d. i. Ringen oder Kämpfen.

ergötzlich von der großen Pracht bei diesen Aufzügen, von dem Schmucke der Frauen, von den herrlichen Schaubühnen und Zelten.

Manche Ritter aber vergaßen der Würde ihres Standes so sehr, daß sie fast nur von Streit und Fehde, von Raub und Plünderung lebten. Aus ihren auf steilen Felshöhen erbauten Raubburgen überfielen sie mit ihren Reisigen den Bauer und Städter, warfen die Knechte nieder und führten den Raub frohlockend mit sich fort auf ihre Burgen. Von den vorüberfahrenden Schiffen forderten sie willkürliche Zölle. Noch sieht man, besonders an den Ufern des Rheins und der Donau, als Überreste jener Zeit viele Schlösser und Burgen, die jetzt mit ihren verwitterten Zinnen und Türmen still und friedlich über den Strom hinschauen. Lustig dampfen und segeln jetzt die Schiffe an diesen Schrecknissen der Vorzeit vorüber. — Nicht selten auch wurden in den häufigen Fehden der Ritter unter einander die blühenden Saatfelder, des friedlichen Landmannes ganzer Wohlstand, von den Hufen der wilden Streitrosse zertreten. Gegen solchen Übermut und solche Räubereien vermochten selbst die Beherrscher des Reiches oft keinen Schutz zu gewähren. Auf ihren festen Felsenburgen trotzten die Raubritter allen kaiserlichen Befehlen. Sie betrachteten ihr ehrloses Handwerk als ein Recht des Stärkeren. Das war die traurige Zeit der rohen Gewalt, die man das Faustrecht nannte, weil eine tüchtige Faust statt des Rechtes galt. Erst die Erfindung des Pulvers und das dadurch völlig umgestaltete Kriegswesen machten später dem Unwesen ein Ende.

Die Ritterorden. — Die höchste Blüte des Rittertums zeigte sich in den geistlichen Ritterorden, welche während der Kreuzzüge hervorgingen und als die eigentlichen Stützen betrachtet werden müssen, durch welche die Macht der Christen im Morgenlande erhalten wurde. Zur Aufnahme der Pilger, die oft krank und hilflos in Jerusalem ankamen, ließen im Jahre 1048 mehrere Kaufleute in Amalfi (in Unteritalien) in der Nähe des heiligen Grabes ein Kloster mit einem Hospital bauen, in welchem kranke und hilflose Pilger unentgeltlich gepflegt wurden. Als Schutzpatron dieser frommen Stiftung wurde der heil. Johannes der

Täufer gewählt; darum hießen die Ordensbrüder Johanniter. Im Jahre 1118 wurde dieser Mönchsorden mit Beibehaltung der Mönchsregel zu einem Ritterorden umgebildet, der durch vielseitige Unterstützung sich außerordentlich hob. Die Mitglieder desselben unterzogen sich nicht blos den Gelübden des Gehorsams, der Ehelosigkeit und der Armut, sondern verpflichteten sich auch zur Verteidigung der Kirche gegen die Ungläubigen. Nach dem Verluste von Palästina wanderten die Johanniter nach Cypern, dann nach Rhodus und endlich (1530) nach Malta, wovon sie den Namen Malteserritter erhielten. Unter diesem Namen besteht der Orden noch als eine nach den Zeitverhältnissen umgestaltete Verbindung katholischer Edelleute, während eine ähnliche evangelische Verbindung den Namen der Johanniter trägt.

In demselben Jahre 1118 legten acht französische Ritter den Grund zu einem neuen Orden, zur Beschützung der Pilger auf den unsicheren Straßen von Palästina. Die Mitglieder desselben mußten sich bei ihren kriegerischen Beschäftigungen auch zu den gewöhnlichen Klostergelübden verpflichten. Balduin, König von Jerusalem, räumte ihnen eine Wohnung an der Ostseite der Stätte des früheren Salomonischen Tempels ein, wovon sie den Namen der Tempelherren erhielten. Ungewöhnlich schnell stieg das Ansehen dieses Ordens, er gewann durch reiche Mitglieder und fromme Vermächtnisse ansehnliche Besitztümer. Dieser Orden wurde durch den Eigennutz des Königs Philipp IV. von Frankreich, vom Jahre 1307 ab, auf das grausamste verfolgt und endlich im Jahre 1312 vom Papste Clemens V., der vom französischen Könige dazu durch jedes Mittel gedrängt war, aufgehoben.

Zu diesen beiden Ritterorden kam im Jahre 1190 noch ein dritter, der deutsche Ritterorden. Schon im Jahre 1128 war ein deutsches Hospital in Jerusalem zu Ehren der Jungfrau Maria für die Pflege deutscher Pilger errichtet worden. Unter den Teilnehmern an dieser frommen Stiftung hatte sich bereits eine Art von Ordensverbindung gebildet. Nach dem Verluste Jerusalems an Saladin (1187) verließ dieser Bruderverein die hl. Stadt und begab sich in das Lager der Kreuzfahrer von Accon. Mitleidige Kaufleute aus Lübeck und Bremen schlugen hier aus

Schiffssegeln ein Zelt für deutsche Kranke auf, deren Pflege die Marianische Bruderschaft übernahm. Dieser schöne Eifer bestimmte den staufischen Herzog Friedrich von Schwaben, jenen Verein zu einem Ritterorden zu erheben, der die Hauptzwecke der beiden anderen Orden vereinigte (1190). Die Ordensbrüder mußten Deutsche sein. Sie trugen einen weißen Mantel mit einem schwarzen Kreuze. Nach dem Verluste von Palästina erwarb sich der Orden ein besonderes Verdienst durch die Bekehrung der heidnischen Preußen an der Ostsee, wurde später, 1526, nach Mergentheim an der Tauber im Würtembergischen verlegt und im Jahre 1809 durch den Wiener Frieden aufgehoben; doch besteht er auch jetzt noch, wenngleich unter veränderten Verhältnissen, in den österreichischen Landen.

b. Der Bürgerstand. — Wegen der großen Unsicherheit waren im späteren Mittelalter alle Städte mit Mauern und Wällen befestigt. Sie glichen demnach den Burgen, und ihre Einwohner wurden deshalb auch Bürger genannt. Ihre Zahl wurde durch immer neue Ankömmlinge vermehrt. Es lockte nicht nur die Sicherheit, welche die befestigten Plätze gewährten, sondern auch die mannigfaltigsten Nahrungszweige, welche sie darboten, und die vielen geselligen Vergnügungen und Feste. Wegen der großen Vermehrung der Volksmenge mußten die einzelnen Gewerbe in immer mehrere Hände kommen und dadurch vervollkommnet werden. Nach der Sitte der damaligen Zeit traten auch die verschiedenen Klassen der Gewerbetreibenden, jede für sich unter bestimmten Gesetzen und Verordnungen, in engere Verbindungen, die man Zünfte, Gilden und Innungen nannte. Keiner wurde als Meister aufgenommen, der nicht vorher Proben seiner Geschicklichkeit abgelegt hatte. Auf solche Art wurden die Stümper entfernt, und die Städte mit tüchtigen Arbeitern versehen. Unter den verschiedenen Zünften selbst entstand bald ein reger Wetteifer, indem die eine vor der anderen den Vorrang zu erhalten strebte.

Wie die Adligen ihren Namen von ihren Schlössern führten, so erhielten die Bürgerlichen denselben entweder von ihren Gewerben, z. B. Müller, Bäcker, Gärtner, Weber, Schuster, Schmied; oder von gewissen Eigentümlichkeiten z. B. Groß, Klein, Kraus,

Schwarz, Lang, Kurz, Klug. Diese und ähnliche Namen bezogen sich anfangs nur auf die, welche sie bekommen hatten, wurden aber nachher Familiennamen.

Blüte der Städte. Besonders im Zeitalter der Kreuzzüge haben sich auch im deutschen Vaterlande die meisten Städte entwickelt, und manche eine hohe Blüte erlangt. Durch die vielen Züge nach dem reichen Morgenlande und durch den mannigfaltigen Verkehr der Völker unter einander entfalteten sich Handel und Gewerbe, und die Städte wurden reich und mächtig. Je wohlhabender aber die Städte wurden, desto größere Freiheiten und Vorrechte suchten sie sich auch anzueignen. Die Schwäche mancher Kaiser und Reichsfürsten begünstigte diesen Freiheitssinn der Bürger. In Italien gingen die lombardischen Städte allen übrigen mit ihrem Beispiele voran. Sie machten sich los vom Kaiser und Reich und bildeten eben so viele Freistaaten. In Deutschland erkauften sich viele Städte Freiheit und Unabhängigkeit von ihren Fürsten, die sich oft in großer Geldverlegenheit befanden. Solche Städte erkannten alsdann nur den Kaiser als ihren obersten Herrn an und hießen freie Reichsstädte. Der Kaiser begünstigte in der Regel die Städte, um an ihnen eine desto festere Stütze gegen den mächtigen und übermütigen Adel zu haben. Zur Verteidigung der erlangten Freiheit und Vorrechte war die ganze Bürgerschaft verpflichtet. Sobald eine Gefahr drohte, versammelte sich jede Zunft bewaffnet an ihrem Platze und unter ihrem Banner. Vereint zogen sie dann herzhaft zum Kampfe aus; denn wenn es die Freiheit und Ehre der eignen Vaterstadt galt, war jeder Bürger reich an Mut und Blut.

Die Hansa. — Das Hauptthindernis des freien Verkehres der Städte unter einander war aber noch immer die Unsicherheit auf Weg und Steg. Darum vereinigten sich im Jahre 1241 die beiden reichen Städte Lübeck und Hamburg und unterhielten auf gemeinschaftliche Kosten eine bewaffnete Mannschaft, welche die Wagen und Schiffe begleitete und schützte. Bald traten mehrere Städte dem Vereine bei. Dieser wurde am Ende so groß, daß er es mit mächtigen Königen zu Wasser und zu Lande aufnehmen konnte. Im vierzehnten Jahrhundert nahm dieser Städtebund

den Namen Hansa an, von einem altdeutschen Worte, welches Gesellschaft oder Bund bedeutet. In den späteren Jahrhunderten, als schon kräftiger für Sicherheit und Ordnung gesorgt wurde, trat eine Stadt nach der anderen aus dem Bunde; endlich verblieben darin nur noch Hamburg, Lübeck und Bremen, die daher auch bis auf den heutigen Tag Hansestädte genannt werden.

Andere Städtevereine. — Bald nach der Errichtung der deutschen Hansa entstanden noch mehrere ähnliche Städtevereine, z. B. der rheinische Bund, der schwäbische Städtebund. Außerordentlich war die Größe und Bedeutung vieler Städte damaliger Zeit. So stellte Aachen im vierzehnten Jahrhundert 19000 waffenfähige Männer, Straßburg 20000, und der Rat zu Lübeck bewaffnete bei einem Aufstande der Bürgerschaft allein 5000 Kaufleute. Die Stadt Nürnberg war so schön und reich, daß dort ein mittelmäßiger Bürger besser wohnte, als in Schottland der König; das gewerbsthätige Augsburg so blühend, daß es für die reichste Stadt der Welt galt; die Stadt Lübeck so mächtig, daß ihr Bürgermeister als Haupt der Hansa dem Könige von Dänemark einst den Krieg erklärte.

Mit dem erhöhten Wohlstande der Städte schwand aber auch die alte Nüchternheit und Einfachheit, an ihre Stelle trat prunkender Aufwand, besonders bei öffentlichen Festen und Gelagen, so daß sogar gesetzlich dagegen eingeschritten werden mußte. Wir haben noch eine Menge Verordnungen einzelner Städte, die auf das genaueste bestimmen, wer Gold und Perlen, Silber, Sammet und Seide tragen dürfe oder nicht, wie lang die Schuhschnäbel und Röcke sein dürfen; wie viel monatlich ein Adliger, wie viel ein Bürgerlicher verspielen, wie viel Schüsseln bei Hochzeiten oder Kindtaufen dieser oder jener Stand auffsetzen dürfe rc.

c. **Der Bauernstand.** — Der gedrückteste Stand von allen war derjenige der Bauern. Sie waren zum großen Teile Leibeigene ihrer Gutsherren und mußten für diese das Feld bauen. Das Joch, unter welchem sie seufzten, wurde ihnen noch fühlbarer bei dem Anblicke der Freiheit der Städte in der Nähe. Viele entliefen deshalb ihren Gutsherren und siedelten sich in den Städten

an, worüber diese nicht selten mit den Herren der Geflohenen in Streit und Händel gerieten. Mancher Gutsherr schenkte daher seinen Leibeigenen unter der Bedingung gewisser Dienste und nicht zu hoher jährlichen Abgaben die Freiheit, aus Furcht, sie möchten ihm sonst entlaufen; viele thaten dieses auch aus frommem Antriebe besonders auf dem Sterbebette. So wirkten mehrere Ursachen zusammen, diesen achtbaren Stand, die Hauptstütze des Staates, freilich erst nach und nach, in Freiheit zu setzen. Doch den wohlthätigsten Einfluß hierauf hatten die Kreuzzüge; denn nach der Bestimmung des Papstes wurde jeder Leibeigene, der das Kreuz nahm, ein Freier.

3. **Künste und Wissenschaften.** — Wenn der Mensch nicht mehr mühsam für die nötigen Bedürfnisse des Tages zu sorgen braucht, so erwacht auch allmählich sein natürliches Gefühl für das Schöne, für die erheiternden Künste des Lebens. Unter diesen stand im Mittelalter die Dichtkunst oben an und wurde lange Zeit vorzüglich vom Adel betrieben. Die wunderbaren Abenteuer und Heldenthaten der Ritter boten hierzu reichhaltigen Stoff. Im südlichen Frankreich und Spanien trieb die Dichtkunst ihre ersten Blüten. In Frankreich nannte man die Dichter Troubadour, d. i. Erfinder, von dem Worte trouver, erfinden. Auf den Burgen der Ritter, bei fröhlichen Festen und Mahlen, erschien der Sänger mit lieblich klingender Harfe in der Hand, Ritter und Damen begrüßten mit stiller Freude den lieben Gast und hörten seinen gefühlvollen Gesängen zum Klange der Harfe zu. Wie in Frankreich, so blühte diese ritterliche Dichtkunst auch in Deutschland. Hier nannte man die Dichter Minnesänger, weil der Hauptgegenstand ihres Gesanges die Minne oder Liebe war. Sie war die Verehrung, welche der Milde und Anmut, der Unschuld und Tugend der Frauen, als Pflegerinnen häuslichen Glückes und häuslicher Sitte, in zarten Liedern dargebracht wurde. Im Mittelpunkte dieser Verehrung stand die Königin des Himmels, die Jungfrau Maria, deren überirdischer Glanz verklärend auf alle irdischen Frauen niederstrahlt. Besonders in Schwaben, an den Höfen der kunstliebenden Staufer, blühete die Dichtkunst. Selbst Kaiser und Könige ergötzten sich, wenn sie von den ernsten Ge-

schäften der Regierung ruheten, an dieser schönen Kunst. — Außer vielen herrlichen Minneliedern, deren schönste Walter von der Vogelweide verfertigt hat, besitzen wir aus jener Zeit auch vortreffliche Heldengedichte, besonders das Nibelungenlied. In diesem volkstümlichen Werke, welches man wohl die deutsche Ilias genannt hat, lebt die Erinnerung des deutschen Volkes an seine Stammessagen und die Helden der Vorzeit. Siegfried, der Drachentöter, gewinnt die schöne Kriemhilde, die Schwester der Burgundenkönige, zum Weibe. Aber nur von kurzer Dauer ist das Glück des holden Paares. Der böse Hagen erschlägt in tückischer Weise den herrlichen Helden und stürzt dadurch die arme Kriemhilde in unsagbares Leid. Rachegedanken gähren in der Brust des unglücklichen Weibes, und als sie später sich wieder vermählt hat und die Gemahlin des Königs der Hunnen geworden ist, da ruhet und rastet sie nicht eher, als bis sie alle ins Verderben gestürzt hat, die einstens teil genommen am Untergange des herrlichen Siegfried.

Seit dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts verblüht die Dichtkunst, sie ging aus der Pflege des Ritterstandes in die der Handwerker über und gestaltete sich so allmählich zum s. g. Meistergesang. Einer der merkwürdigsten jener Meistersänger lebte am Ende des Mittelalters, Hans Sachs, ein ehrsamer Schuster zu Nürnberg, von dessen geistlichen und weltlichen Gedichten noch eine große Anzahl vorhanden ist.

Die Baukunst. — Der belebende Mittelpunkt, um welchen die ganze reiche Kunstthätigkeit des Mittelalters sich bewegte, waren Kirchen und Klöster. Vor allem galt es dem christlichen Geiste jener Zeit als eine hohe Aufgabe, dem Herrn des Himmels und der Erde, der in unserer Mitte wohnt, ein würdiges Haus zu bauen und darin die Einheit der Christengemeinde in ihrem Emporstreben zu Gott sinnbildlich darzustellen. Für den Dienst der Kirche entfalteten alle schönen Künste ihre Blüten, spendete die christliche Liebe von Millionen freudig ihre Gaben. So entstanden jene herrlichen Dome des Mittelalters, welche die Bewunderung aller späteren Geschlechter weckten. — Man unterscheidet in der christlichen Baukunst jener Jahrhunderte vier Hauptstilarten: den

Basiliken-Stil, den byzantinischen Stil, den romanischen oder Rundbogenstil und den gotischen oder Spitzbogenstil. Der letzte stand seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in seiner schönsten Blüte. Man nennt ihn gewöhnlich den gotischen, richtiger hätte man ihn den deutschen nennen sollen. Denn seine edelste und erhabenste Gestalt ist von deutschen Meistern ausgegangen, welche damals in ganzen Gesellschaften umherzogen und auch in andern Ländern Gebäude dieser Art aufführten. Der deutsche Eichen- und Buchenwald mit seinen schlank emporstrebenden Stämmen und ausgebreiteten Zweigen war vielleicht Vorbild und Muster zu diesen Gebäuden. Wie früher das deutsche Volk in seinen Wäldern seine Gottheiten verehrte, so sollte es jetzt in seinen Säulenhainen den geoffenbarten Gott anbeten. Unter den bewunderungswürdigsten Werken dieses Baustiles nimmt der Dom zu Köln die erste Stelle ein. Er ward angelegt im Jahre 1248 unter dem Erzbischofe Konrad von Hochstädten. Nach vielen Jahrhunderten ist dieser Riesenbau, der an Schönheit alle Dome der Welt übertrifft, jüngst endlich vollendet worden. Ihm zunächst an Rang steht das Münster zu Straßburg, gegründet schon 1015 unter dem Bischofe Werner; der berühmte Turm ist 1276 durch den großen Meister Erwin von Steinbach (in Baden) begonnen und im Jahre 1439 durch Johann Hüls aus Köln vollendet. Der geplante andere Turm ist nicht ausgeführt. — Neben diesen Domen tritt hervor die herrliche Stephanskirche in Wien, ferner die Dome in Freiburg, Ulm, Regensburg, Marburg, Xanten. Diese und ähnliche Gebäude mit ihren künstlich durchbrochenen hohen Türmen, mit ihren reichverzierten Portalen, Nischen und Bildsäulen, mit ihren hochgezogenen, im Farbenglanze heiliger Bilder leuchtenden Fenstern stehen noch jetzt da als sprechende Beweise von dem frommen Sinne unserer Vorfahren, die keine Mühe, keine Kosten scheuten, wenn es galt, der Religion großartige Tempel zu bauen. Solche Gebäude waren der Stolz der Bürger; in Aufführung derselben wetteiferte eine Stadt mit der andern.

Die Wissenschaften, abgesehen vom Studium der Theologie und der Philosophie, welche zu hoher Blüte gelangten,

wurden in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters weniger gepflegt. Jene meist auf Thaten bedachten Menschen taugten nicht für eine stille, sitzende Lebensweise, wie sie die Wissenschaften erfordern. Dazu waren die Einrichtungen von denen unserer Zeit so verschieden, daß es nur dem geringsten Teile der Bevölkerung möglich war, sich eine tüchtige Schulbildung anzueignen. Selbst lesen und schreiben konnten die wenigsten; häufig ging diese Kenntnis sogar Männern ab, für die sie nach unseren Begriffen unentbehrlich erscheint.

Fast nur die Geistlichen waren anfangs im Besitze einiger gelehrten Kenntnisse. Zu den berühmtesten geistlichen Gelehrten des dreizehnten Jahrhunderts gehörten Albert der Große, sein Schüler Thomas von Aquin, ferner der h. Bonaventura, Duns Scotus und andere. Besonders sind die Klöster als Anstalten der Wissenschaften zu betrachten. Die Mönche beschäftigten sich viel mit Bücherabschreiben und retteten so manches klassische Werk des Altertums vom Untergange. Eine Bibliothek galt als besondere Zierde jedes Klosters. Auch waren die Klostergeistlichen Lehrer der Jugend. Allein die Einrichtung der Klosterschulen war noch zu unvollkommen und zu beschränkt, als daß auch die große Menge und namentlich die niederen Stände eine höhere wissenschaftliche Ausbildung hätten erhalten können. Erst im Zeitalter der Kreuzzüge nahmen die Wissenschaften einen höheren Aufschwung, sie verbreiteten sich über alle Gebiete der menschlichen Erkenntnis und gingen allmählich auch in den Besitz der Laien über. Rechtskunde, Heilwissenschaft, Mathematik, Sternkunde, Länder- und Völkerkunde, diese und andere Zweige des Forschens kamen immer mehr in Aufnahme. Als die Pflegestätten der Wissenschaften dienten nicht mehr die Klosterschulen allein, es entstanden vielmehr seit dem dreizehnten Jahrhundert auch die Universitäten, zu denen sich bald ein ungeheurer Zudrang wißbegieriger Jünglinge und Männer einstellte. Die ersten dieser Hochschulen kamen in Italien auf, in den Städten Bologna und Salerno, bald aber entstanden ähnliche Anstalten auch in Frankreich, England, Deutschland und in den anderen Reichen des christlichen Abendlandes. Gegen Ende des Mittelalters gab dann die Erfindung der Buchdruckerkunst der

Bildung eine noch größere und umfassendere Ausdehnung. Hiervon werden wir zu seiner Zeit reden.

4. **Das Gerichtswesen.** — Anfänglich war das Gerichtswesen bei den germanischen Völkern sehr einfach, wie wir dieses früher gehört haben. Als aber mit der Zeit viele Verhältnisse sich änderten, als die Beschäftigungen und Lebensarten sich vervielfältigten, da mußten auch solche streitige Fälle zur richterlichen Entscheidung kommen, auf welche die alten Gesetze keine Anwendung mehr finden konnten. Die Richter verfuhren in solchen Fällen nach ihrer besten Einsicht und richteten sich in der Folge untereinander nach den abgefaßten Erkenntnissen. Mit der Zeit wurden solche Gewohnheitsrechte aufgeschrieben. So entstand in Deutschland ungefähr um das Jahr 1230 der Sachsenspiegel, und etwa fünfzig Jahre später der Schwabenspiegel. Beide enthielten Sammlungen von Rechtsgewohnheiten, jener für Norddeutschland, dieser für Süddeutschland. — Im gerichtlichen Verfahren wurden die früher üblichen Ordale oder Gottesurteile, von welchen Seite 144 die Rede war, immer seltener. Dagegen kam später die Folter in Gebrauch. Durch furchtbare Marterwerkzeuge suchte man das Geständnis von den Angeschuldigten zu erzwingen.

Das westfälische Vemegericht. — Aus den alten Gerichten, wie sie unter den freien Landbewohnern Deutschlands früher überall bestanden, gingen in Westfalen die berühmten Vemegerichte hervor, deren vorzügliche Wirksamkeit in das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert fällt. Man nennt sie auch heimliche, Frei- und Stuhlgerichte und, weil ihr Sitz nur in Westfalen war, westfälische Gerichte. Der Vorsteher hieß Freigraf, die Beisitzer Freischöffen, der Ort der Sitzung Freistuhl. Die Hauptstühle dieser bäuerlichen Gerichte waren in Dortmund und in Arnsberg. Der Erzbischof von Köln war als Herzog von Westfalen des Kaisers Stellvertreter und oberster Stuhlherr. Nur die Teilnehmer dieser Gerichte kannten die volle Einrichtung und das Verfahren derselben und hießen Wissende. Sie waren durch einen feierlichen Eid zur Geheimhaltung verpflichtet, sie selbst aber erkannten sich an geheimen Zeichen und Losungen. Die Verbrechen, über welche die Vemegerichte richteten, waren ursprünglich Raub,

Diebstahl, Mord, Zauberei u. a. Die Vorladung geschah durch einen Brief des Freigrafen und der Schöffen. Dieser Brief konnte von den Fronboten oft nur mit großer Vorsicht übermittelt werden, weil den Bestellern nicht selten Gefahren seitens des Vorgeladenen droheten. Konnte der Angeklagte sich nicht verteidigen, oder erschien er nach mehrmaliger Vorladung nicht, so wurde er für verfemt erklärt, d. h. den Wissenden oder Freischöffen preisgegeben. Wer von diesen im Beisein von zwei anderen Schöffen ihn fand, knüpfte ihn an den nächsten Baum auf, oder stieß ihn mit einem Messer nieder, ließ aber das Messer mit dem Zeichen der Veme neben dem Getöteten liegen, als Beweis, daß er als Opfer des h. Gerichtes gefallen sei. Der eine Schöffe war dem andern Hilfe zu leisten verpflichtet. — Auch in den übrigen Ländern Deutschlands suchte man wohl, bei dem Mangel an Rechtspflege, Schutz bei diesen Gerichten, und der Wirkungskreis derselben erweiterte sich für kurze Zeit außerordentlich.

Wie viel Unwahres und Fabelhaftes über die Veme auch verbreitet ist, so kann man doch auch nicht leugnen, daß sie mit der Zeit zu großen Mißbräuchen geführt hat, denn der Willkür der Richter war zu große Gewalt eingeräumt. Daher erhoben sich von allen Seiten Klagen, ja sogar förmliche Verbindungen gegen dieselbe. Erst die Einführung einer besseren Rechtspflege im sechzehnten Jahrhundert und die festere Begründung der Landeshoheit der Fürsten beschränkten den Wirkungskreis dieser Gerichte und ließen sie endlich, als den Zeitverhältnissen nicht mehr angemessen, völlig untergehen. — Seit dem Ende des Mittelalters gewann auch das römische Recht auf die deutsche Rechtspflege einen wachsenden Einfluß. Es wurde zunächst auf der Hochschule zu Bologna im Kirchenstaate gelehrt, und Tausende von Jünglingen strömten dahin, um sich mit dem neuen Recht bekannt zu machen.

Vierte Unterabteilung der Geschichte des Mittelalters

(von der Thronbesteigung Rudolfs von Habsburg (1273) bis zum Ende des Mittelalters (1492).)

Achtundzwanzigster Abschnitt.

Die Kaiser aus verschiedenen Häusern (1273—1347).

Rudolf von Habsburg (1273—1291). — **Adolf von Nassau** (1292—1298). — **Albrecht von Österreich** (1298—1308). — **Heinrich VII.** (1308—1313). — **Ludwig von Bayern** (1314—1347) und sein Gegenkönig **Friedrich von Österreich** (1314—1330).

Rudolf von Habsburg (1273 bis 1291). — Am Ufer der Aar, im Schweizer Kanton Aargau, erheben sich auf einem freistehenden Hügel die Ruinen des Schlosses Habichtsburg oder Habsburg, die weit über die Gegend hinschauen. Dieses Schloß war der Stammsitz des berühmten Grafen Rudolf, der in der Schweiz, in Schwaben und im Elsaß ansehnlich begütert war. Durch Biedersinn und Frömmigkeit, durch Klugheit und Tapferkeit galt er in der ganzen Gegend als ein Hort und Schirm der Schwachen und Unterdrückten. Besonders ehrte er die Religion und ihre Diener. Einst begegnete ihm auf der Jagd ein Priester, der mit der letzten Wegzehrung zum Kranken eilte. Wegen des angeschwollenen Waldwassers war der Weg schlüpfrig und unsicher geworden. Da sprang Rudolf vom Rosse, ließ den Priester aufsteigen und führte selbst demutsvoll das Tier am Zügel bis vor das Haus des Kranken. Hier wartete er, bis die heilige Handlung vollzogen war und begleitete dann den Priester zurück. Sein Pferd aber widmete er von nun an dem Dienste der Kirche; denn er hielt sich für unwürdig, je wieder das Tier zu besteigen, das seinen Schöpfer getragen hatte. — Dem Erzbischofe W e r n e r von Mainz, der einstmals nach Rom reisen mußte, gab er persönlich sicheres Geleit durch die Alpen. Bei dieser Gelegenheit hatte der Erzbischof die ausgezeichneten Eigenschaften des Grafen kennen

gelernt, empfahl ihn später bei der Königswahl, und Rudolf wurde gewählt. Rudolf, der gerade die Stadt Basel belagerte, empfing die Nachricht mit Verwunderung, schloß sogleich Frieden und ward in Aachen feierlich gekrönt. Als er nach der Krönung die Reichsfürsten von neuem belehnen wollte, fehlte das Reichszepter. Da nahm er das dort befindliche Kruzifix, küßte es und sprach: „Dieses Zeichen, das der ganzen Welt Erlösung gebracht, kann mir auch wohl als Zepter dienen."

Gleich das erste kräftige Auftreten Rudolfs lieferte für Deutschland den Beweis, daß seine Wahl eine glückliche war. Zunächst galt es, den widerspenstigen König von Böhmen, Ottokar II., zu demütigen, der ihn nicht als Herrn anerkennen wollte und auf mehrmalige Vorladung nicht erschien. Da wurde das Reichsheer gegen ihn aufgeboten. Es kam jedoch nicht zum Kampfe. Ottokar zog es vor, sich zu einem Vertrage zu bequemen. Er trat Österreich und alle südlichen Provinzen, die er während des Zwischenreiches an sein Haus gebracht, an den König ab und huldigte ihm im Lager vor Wien (1276). Kaum aber hatte Rudolf das Heer entlassen, als Ottokar, gekränkt durch die Einbuße so schöner Länder, wieder zu den Waffen griff. Doch auch Rudolf hatte schnell seine Truppen gesammelt, und im Marchfelde entbrannte (1278) die Entscheidungsschlacht. Ottokar verlor Sieg und Leben. Mit Bewilligung der deutschen Fürsten verlieh Rudolf nicht lange darauf Österreich, Steyermark und Krain seinen eigenen Söhnen, und wurde dadurch der Gründer der großen habsburgisch-österreichischen Hausmacht. Kärnten erhielt sein treuer Bundesgenosse, der Graf Meinhard von Tyrol, Böhmen und Mähren verblieben dem Sohne Ottokars, Wenceslaus, der sich nachher mit einer Tochter Rudolfs vermählte.

Die noch übrigen Jahre seines Lebens wendete Rudolf vorzüglich dazu an, den Landfrieden herzustellen. Er erließ strenge Verordnungen gegen das Faustrecht, zog auch selbst im Lande umher und zerstörte mehr als siebenzig Raubschlösser. Deutschland wurde durch eine so kräftige Regierung wieder ruhig und glücklich, und der edle Rudolf wurde schon von seinen Zeitgenossen „der Wiederhersteller des deutschen Reiches" genannt.

Nur Eins konnte Rudolf nicht durchsetzen, die Wahl seines Sohnes Albrecht zu seinem Nachfolger. Seine wachsende Hausmacht schien bei den Kurfürsten Besorgnis zu erregen. Rudolf starb, nachdem er schon zu Germersheim von einer Krankheit befallen, dennoch aber nach Speyer gereist war (im September 1291), in dieser Stadt. In der Gruft des berühmten Kaiserdomes von Speyer wurde er beigesetzt, und noch jetzt schaut man dort das ernstschöne Grabdenkmal dieses berühmten und volkstümlichen Herrschers. Nach ihm wurde gewählt der Graf

Adolf von Nassau (1292 bis 1298). — Dieser war ein tapferer und unternehmungsvoller Ritter; allein für eine solche Würde hatte er weder Klugheit genug, noch Kraft und Ansehen. Er wollte seine Macht vergrößern, gebrauchte aber hierzu solche Mittel, die aller Herzen von ihm abwendeten. Vom Könige von England, mit dem er Bundesgenossenschaft gegen Frankreich geschlossen hatte, und durch den Verkauf von Reichsrechten in Italien erwarb er sich nicht unbedeutende Summen. Adolf rüstete mit dem Gelde ein Heer und besetzte, um seine geringe Hausmacht zu vermehren, die erledigte Markgrafschaft Meißen. Da aber die Söhne des Landgrafen Albrecht des Entarteten von Thüringen Ansprüche auf dieselbe erhoben, so sprach er über sie die Reichsacht aus und suchte ihnen auch Thüringen mit Gewalt zu entreißen. Er führte einen blutigen Krieg gegen sie, und seine Soldaten verwüsteten in einem wiederholten Einfalle das Thüringer Land. Dieser Gewaltstreich, wie auch der Umstand, daß er mehreren mächtigen Reichsfürsten seine früher gegebenen Versprechen nicht halten wolle oder konnte, erregte große Erbitterung. Er wurde deshalb als ein des Thrones Unwürdiger abgesetzt, und nun Albrecht, Rudolfs Sohn, von einem Teile der Kurfürsten gewählt. Adolf zog gegen ihn, verlor aber im Treffen bei Göllheim am Donnersberge (1298) Krone und Leben. Bald darauf wurde Albrecht allgemein als König anerkannt.

Albrecht I. (1298 bis 1308). — Eifrig bemüht um die Wiederherstellung der königlichen Rechte in Deutschland, war er auch auf die Vergrößerung der Macht seines Hauses bedacht. Überall zeigte er sich jedoch auch als ein kräftiger und tüchtiger Fürst,

der jeden Aufstand in seinen Erbländern wie im deutschen Reiche niederschlug. Gegen das Ende seiner Regierung setzt man die Entstehung der Schweizer Eidgenossenschaft und bringt damit die Gründung der engeren Vereinigung der drei Reichsgemeinden Uri, Schwyz und Unterwalden, wie auch die sagenhafte Erzählung von dem Vogt Geßler und dessen Ermordung durch den Schützen Wilhelm Tell in Verbindung. Albrecht I. wurde ermordet von seinem eigenen Neffen, Johann von Schwaben, der deshalb den Namen Parricīda (Verwandtenmörder) erhielt.

Heinrich VII. (1308 bis 1313). — Nun wurde der Graf Heinrich von Luxemburg gewählt. Dieser hat nur fünf Jahre regiert und in dieser Zeit noch einen Zug nach Italien unternommen, wohin lange kein Kaiser gezogen war. Auf demselben starb er plötzlich, so daß er in der kurzen Zeit seiner Regierung für Deutschland selbst wenig thun konnte. Jedoch für sein Haus hat er glücklicher gesorgt. Er vermählte seinen Sohn Johann mit Elisabeth, der Enkelin Ottokars, Königs von Böhmen, und gewann hierdurch für sein Geschlecht die böhmische Krone. Wir werden später aus demselben Hause, welches seitdem das luxemburgisch-böhmische genannt wurde, noch mehrere Kaiser auftreten sehen. Nach Heinrichs Tode entstand Parteiung bei der neuen Königswahl. Einige wählten

Friedrich von Österreich, des ermordeten Kaisers Albrecht Sohn (1314 bis 1330); — andere den Herzog

Ludwig von Bayern (1314 bis 1347). — Acht Jahre lang führten beide blutige Kriege um die Krone. Die Schweizer hielten es natürlich mit Ludwig von Bayern. Da beschloß Leopold, König Friedrichs Bruder, die Ehre des Hauses Österreich an dem feindseligen Volke der Schweizer zu rächen, und drang mit seinen geharnischten Scharen in ihr Land ein. Aber in dem Engpasse Morgarten wurden sie im Jahre 1315 von den Schweizern plötzlich überfallen und geschlagen. — Unterdessen wurde der Krieg zwischen den beiden Gegenkönigen mit der größten Erbitterung fortgeführt. Endlich, im Jahre 1322, kam es bei Mühldorf in Bayern zu einer entscheidenden Schlacht, in welcher zuletzt Friedrich ungeachtet der heldenmütigsten Tapferkeit

geschlagen und gefangen wurde. Nach drei Jahren entließ jedoch Ludwig seinen Gegner aus der Gefangenschaft, auf den Vertrag, daß er allen Ansprüchen auf den deutschen Thron entsage. Da aber dessen Bruder, der Herzog Leopold, den Vertrag nicht anerkennen wollte und den Krieg fortsetzte, ging Friedrich, seinem Worte getreu, nach München und stellte sich freiwillig wieder als Gefangener vor Ludwig. Von solcher Treue des Feindes ward Ludwig tief gerührt. Er drückte ihn an sein Herz und nannte ihn Bruder. Von diesem Augenblicke an schwand aller Argwohn. Er teilte Wohnung, Tafel und Bett mit ihm. Er vertraute ihm sogar die Verwaltung Bayerns an und schloß, da die deutschen Fürsten sich einer förmlichen Teilung der Reichsregierung widersetzten, mit ihm einen Vertrag, nach welchem Ludwig Italien und die römische Krone erhalten, Friedrich aber die Reichsverwaltung in Deutschland führen sollte. Als jedoch 1326 in dem heldenmütigen Leopold die vornehmste Stütze Friedrichs ins Grab sank, zog sich dieser lebensmüde auf das Bergschloß Guttenstein zurück, wo er an der Seite seiner erblindeten Gattin die letzten Jahre verlebte. Er starb im Januar 1330. — Ludwig regierte nach ihm noch an siebzehn Jahre, aber seine Regierung war noch immer sehr unruhig. Sein größter Gegner war der Papst, dessen Feinde in Italien Ludwig unterstützte, weshalb ihn der Papst endlich in den Bann that und für abgesetzt erklärte und selbst Deutschland mit dem Interdikte belegte. In dem Lande, auf welchem das Interdikt oder der große Bann lastete, hörte aller öffentliche Gottesdienst auf. Die Altäre wurden entkleidet, alle Kreuze und Gnadenbilder verhüllt, keine Glocke rief mehr zum Gebete. So entstand in Deutschland eine heillose Verwirrung, über die sich niemand mehr freute als der feindselige König von Frankreich, welcher durch seinen traurigen Einfluß auf den Papst auch alle Versöhnungsversuche zwischen diesem und dem deutschen Kaiser zu vereiteln wußte. Da thaten zu Gunsten ihres Herrn die deutschen Kurfürsten einen bedeutsamen Schritt. Auf dem sog. Kurvereine zu Rense am Rhein im Jahre 1338 setzten sie gegen den Papst, welcher den König und Kaiser Ludwig immer noch nicht anerkennen wollte, fast einmütig fest, daß derjenige, welcher bei der Königswahl die Mehrheit der Stimmen für sich

habe, als rechtmäßiger König und Kaiser von allen anerkannt werden solle, ohne noch der päpstlichen Bestätigung zu bedürfen. Trotz dieser und anderer Gunst, welche der Herrschaft Ludwigs in Deutschland selbst zu teil wurde, hat er leider später durch sein maßloses Streben, immer neue Länder zu seinem Grundbesitz zu erwerben, sich die Gemüter des Volkes abwendig gemacht. Schließlich kam es so weit, daß ein Teil der Fürsten ihn als einen Unwürdigen des Thrones entsetzte. Diese Demütigung überlebte er nicht lange; er starb im folgenden Jahre, 1347, auf der Jagd, vom Schlage getroffen. Er ist der letzte Kaiser, der vom Papste in den Bann gethan wurde. Zum Thronfolger wurde Karl, der Sohn des böhmischen Königs, gewählt.

Neunundzwanzigster Abschnitt.

Die Kaiser aus dem Hause Luxemburg-Böhmen (1347—1437).

Kaiser Karl IV. (1347—1378); Einführung der goldenen Bulle. — **Wenzel** (1378—1400); unter seiner Regierung macht der Herzog **Leopold von Österreich** einen abermaligen unglücklichen Versuch zur Unterwerfung der Schweiz. — **Ruprecht von der Pfalz** (1400—1410); **Sigismund** (1410—1437); das Konzil von Konstanz. **Hus.** Der Husitenkrieg.

Karl IV. (1347 bis 1378). — Dieser Herrscher aus dem schon früher erwähnten luxemburgisch-böhmischen Hause war mehr darauf bedacht, sein Erbland, das Königreich Böhmen, zu heben, als das deutsche Reich. Für Böhmen, das unter ihm einen herrlichen Aufschwung nahm, war Karl ein wahrer Landesvater. Prag nahm er zur Residenz und schmückte sie mit den prachtvollsten Gebäuden und Anlagen. Hier stiftete er auch, nach dem Muster der Pariser Universität oder Hochschule, im Jahre 1348 die erste deutsche Universität, welche schon bald nach ihrer Stiftung siebentausend Studierende zählte. Als Nebenland von Böhmen brachte er auch Schlesien an sein Haus und auf Kosten des Reiches gelangte er zum Besitze der Mark Brandenburg und der Niederlausitz. Allein für Deutschland, das durch ewige Zwietracht verwüstet wurde, that er im ganzen nur wenig. — Unter seinen Erlassen für dieses Hauptland ist besonders die s. g. goldene Bulle, ein sehr wichtiges Reichsgesetz, zu erwähnen. Durch diese

wurde im Jahre 1356 das ausschließliche Wahlrecht des deutschen Königs sieben Kurfürsten*), drei geistlichen und vier weltlichen, überlassen oder vielmehr förmlich bestätigt. Diese sieben Kurfürsten aber waren: die Erzbischöfe von Mainz, Trier und Köln, der König von Böhmen, der Markgraf von Brandenburg, der Herzog von Sachsen-Wittenberg und der Pfalzgraf am Rhein. Die Kurwürde selbst wurde mit dem Lande verbunden. Zu Frankfurt a. M. sollte die Wahl, zu Aachen aber die Krönung abgehalten werden. Diese und andere Verordnungen enthielt die goldene Bulle, welche ihren Namen von dem in Gold getriebenen Siegel (bulla) erhielt, welches mit einer Schnur an der Urkunde befestigt war.

Wenzel (1378 bis 1400). — Karls IV. ältester Sohn und Nachfolger, Wenzel, zeigte sich anfangs thätig für den Frieden in der Kirche und im Reiche. Später aber kümmerte er sich wenig um die Angelegenheiten in Deutschland, wo sich die Städte und der Adel in Schwaben und am Rheine gegenseitig in grausamer Weise bekriegten. Er ergab sich dem Müssiggange und dem Trunke und zeigte sich schließlich nicht selten in solcher Geistesverfassung, daß man an seinem gesunden Verstande zweifeln durfte. In seinem Erblande Böhmen, aus dem er sich selten entfernte, ließ er sich oft Handlungen von großer Grausamkeit zu Schulden kommen, von denen die bekannteste die gegen den h. Johannes von Nepomuk ist. Unter der Regierung dieses unwürdigen Fürsten wogte deshalb auch das Faustrecht mit allen seinen Greueln wieder auf.

Schlacht bei Sempach (1386). — Winkelried. — Um diese Zeit herrschte in Österreich Herzog Leopold, eine Neffe des Leopold, welcher 1315 in dem Engpasse Morgarten von den Schweizern überfallen und geschlagen worden war. Dieser beschloß jetzt, Rache an den übermütigen Hirten zu nehmen. Im Jahre 1386 trat er mit dem Kerne der österreichischen Ritterschaft den Zug an. Bei Sempach im Kanton Zürich stießen sie auf das Häuflein der Schweizer. Diese fielen im Angesichte des feindlichen Heeres nach frommer Sitte der Väter in die Kniee und fleheten

---

*) Von dem altdeutschen Worte „küren“ d. i. wählen.

zu Gott, daß er ihren Arm stärken möge in der Stunde der Gefahr. Dann erhoben sie sich und stürzten gleich Löwen auf die geharnischten Scharen der Feinde los. Da aber wurden sie schrecklich empfangen von den Schilden wie von einer Mauer, und von den hervorragenden Speeren wie von einem Walde eiserner Stacheln. Mit ungeduldiger Hitze stritten die Hirten, schon bluteten ihrer sechzig am Boden, endlich schwankten alle. In diesem Augenblicke ungeheurer Gefahr schrie plötzlich eine Stimme: „Ich will der Freiheit eine Gasse machen, treue, liebe Eidgenossen; traget Sorge für mein Weib und mein Kind!“ Das rief Arnold von Winkelried und sprang hervor an den Feind und umschlang mit beiden Armen so viele Speere, als er fassen konnte, und begrub sie in seine Brust und riß sterbend Mann und Speer mit sich zu Boden. Und über seine Leiche hin strömten die Eidgenossen wie durch eine offene Gasse in die Feinde. Da krachten fürchterlich Helme und Panzer unter den Schlägen der Keulen, da wurden viele hundert funkelnde Panzer blutrot. Erschlagen lag mancher Graf und Herr. Auch der Herzog selbst ging jetzt verzweifelnd in den Tod. Entsetzen kam über die Scharen der Ritter. Alle rannten in wilder Flucht nach dem Lager und schrieen: „Die Hengste her! die Hengste her!“ Aber die Knechte waren in der Angst mit den Rossen davongejagt. Schwerfällig in den eisernen vom Sonnenstrahle heißen Panzern flohen die unglücklichen Herren. Aber ihnen auf dem Fuße folgte schrecklich der Tod von den Schwertern und Keulen der grimmigen Hirten. Dieser Sieg war entscheidend für die Freiheit und Unabhängigkeit der Schweiz, welche von nun an immer mehr ausgedehnt, befestiget und endlich im westfälischen Frieden (1648) völlig anerkannt wurde.

Ruprecht von der Pfalz (1400 bis 1410). — Der König Wenzel ward endlich wegen seiner schlechten Regierung so verhaßt und verachtet, daß man ihn als einen des Thrones Unwürdigen absetzte und statt seiner Ruprecht von der Pfalz wählte. Dieser regierte zehn Jahre, von 1400 bis 1410. Es fehlte ihm zwar nicht an gutem Willen, wohl aber an Macht und Ansehen, dem zerrütteten Deutschland wieder aufzuhelfen. Nach seiner kurzen Regierung wurde Sigismund, der Bruder des abgesetzten Wenzel, auf den Kaiserthron erhoben.

Sigismund (1410 bis 1437). — Staat und Kirche waren beim Regierungsantritt dieses Fürsten in ärgster Verwirrung. Hier wie dort herrschte Uneinigkeit, indem im Reiche mehrere Fürsten die Krone beanspruchten und in der Kirche die Einheit des Oberhauptes gleichfalls fehlte. Der Kronstreit wurde durch den Tod der beiden Gegner beendet, weshalb Sigismund, der nun allein das Zepter trug, seine ganze Sorge den kirchlichen Angelegenheiten zuwendete. Vor allem war er bemüht, das große Ärgernis zu heben, welches damals durch die Kirchenspaltung gegeben wurde. Infolge von Uneinigkeiten im Kardinalkollegium hatten nämlich erst doppelte Papstwahlen stattgefunden, dann aber war durch den mißlungenen Versuch der Kirchenversammlung zu Pisa, die Spaltung zu beseitigen, zu den beiden Gegenpäpsten noch ein dritter hinzugekommen. Die Christen waren in ihrem Gewissen höchst beunruhigt; sie wußten nicht, welchem von den dreien sie folgen sollten. Zur Beseitigung dieser und anderer Übelstände bemühte sich Sigismund, eine allgemeine Kirchenversammlung (Konzil) zu veranlassen, und in der That kam diese im Jahre 1414 zu Konstanz (Kostnitz), am Bodensee, endlich zustande. Sie hat vier Jahre gedauert und sich vornehmlich mit drei Hauptaufgaben beschäftigt. Zunächst wurden zwei der Gegenpäpste vermocht, ihre päpstliche Würde niederzulegen, der dritte abgesetzt, und nun ein neuer, von allen anerkannter, Papst, Martin V., gewählt. — Nachdem zweitens auch manche kirchliche Mißbräuche abgeschafft und durch zweckmäßigere Verordnungen ersetzt waren, wandte sich das Konzil folgender dritten Hauptaufgabe zu.

Johann Hus und die Husiten. — Die dritte Aufgabe des Konstanzer Konzils betraf die Entscheidung über die Lehren des Prager Gottesgelehrten, Johann Hus; eine Entscheidung, welche die wichtigsten Folgen nach sich zog. Hus stand damals sowohl als Lehrer an der Hochschule, als auch insbesondere als Prediger in hohem Ansehen. Denn er berührte mit Freimütigkeit die in die Kirche eingeschlichenen Mißbräuche und die Notwendigkeit einer Verbesserung an Haupt und Gliedern. Bald aber äußerte er auch solche Grundsätze und trug solche Lehren vor, die mit denen der Kirche durchaus nicht mehr übereinstimmten. Er

wurde deshalb vor die Kostnitzer Versammlung zur Verantwortung geladen. Im Vertrauen auf seine Sache und auf einen kaiserlichen Geleitsbrief, der ihm den nötigen Schutz und Schirm verbürgte, begab er sich nach Kostnitz. Hier wurde er auf das gütigste empfangen. Der anwesende Papst hob sogar den Bann auf, der früher über ihn ausgesprochen war. Nichtsdestoweniger verbreitete Hus in Kostnitz selbst, unter den Augen der Väter auf das eifrigste seine abweichenden Lehren, und die Gährung wuchs zusehends. Um solchem Unwesen zu steuern, ward es für nötig erachtet, ihn, des kaiserlichen Geleitsbriefes ungeachtet, vorläufig in Gewahrsam zu nehmen, bis seine Sache von der Kirche entschieden sei. Hierüber beschwerte sich der Kaiser. Allein die versammelten Väter bedeuteten ihm: „sein kaiserliches Wort dürfe dem katholischen Glauben nicht zum Nachteile gereichen; auch mache sich einer, der ungeachtet aller Verwarnung fortwährend den Glauben anfeinde und die öffentliche Ruhe gefährde, des Geleites selber verlustig.“ Hus wurde hierauf vor die Versammlung geführt und zum Widerrufe seiner falschen Lehre aufgefordert. Als er sich aber standhaft weigerte, wurde er seiner Priesterwürde entsetzt und nun der weltlichen Obrigkeit zur gesetzmäßigen Strafe überantwortet. Ketzerei galt damals auch für ein Staatsverbrechen, auf welches die Strafe des Feuertodes stand. Diese entsetzliche Strafe wurde nun von der weltlichen Obrigkeit an Hus vollzogen. Er wurde am 6. Juli 1415 lebendig verbrannt. Ein gleiches Schicksal traf im folgenden Jahre seinen Freund und vormaligen Schüler Hieronymus von Prag.

Die Nachricht von dem schrecklichen Tode dieser beiden Männer erregte bei ihren Landsleuten, den Böhmen, eine furchtbare Erbitterung. Jetzt hielten sie um so fester an Husens Lehre und erweiterten sie noch. Jakob von Mieß, ein eifriger Prediger, lehrte, daß auch den Nichtgeistlichen der Kelch beim heiligen Abendmahle gereicht werden müsse. Die Lehre fand bei den Husiten — so nannte man Husens Anhänger — Beifall. Bei ihren feierlichen Umzügen wurde der Kelch wie ein Abzeichen ihren Scharen vorangetragen. — Bald sollte die allgemeine Gährung sich in einem blutigen Kriege Luft machen.

Der Husitenkrieg (1419 bis 1436). — Es geschah eines Tages, als die Husiten in feierlichem Zuge vor dem Prager Rathause vorüberzogen, daß einer ihrer Priester von einem Steine, der aus dem Fenster des Rathauses herabgeworfen ward, getroffen wurde. Und alsbald stürmten sie in das Gebäude und stürzten dreizehn von den dort versammelten Ratsherren zum Fenster hinaus auf die Straße, wo der wütende Pöbel sie mit Spießen auffing und ermordete. Das war der blutige Anfang des Aufruhrs. In wilder Wut fielen sie nun unter der Anführung Johann Ziskas, eines gewaltthätigen und rücksichtslosen Mannes, über die Katholiken her, mordeten viele und plünderten und verbrannten Kirchen und Klöster. Wiederholt wurde das Reichsheer gegen sie aufgeboten, selbst der Papst ließ gegen sie einen Kreuzzug predigen. Allein die von religiösem Eifer entflammten Husiten, welche dazu von Führern geleitet wurden, denen sie blindlings anhingen, schlugen jeden Angriff der bunt zusammengewürfelten feindlichen Söldnertruppen siegreich zurück und erfüllten endlich die Gegner mit lähmendem Schrecken. Nach Ziskas Tode waren Prokop der Große und Prokop der Kleine auf ihren Verwüstungszügen die Anführer. Niedergebrannte Burgen, Dörfer und Städte bezeichneten weit und breit ihren Weg.

Allmählich aber entstand Zwietracht unter den Husiten selbst. Ihr früherer schwärmerischer Eifer kühlte sich ab; und nach dem Tode der beiden Prokope, im Jahre 1434, kam zwischen ihnen und den Katholiken ein Vertrag glücklich zustande. Es wurde den Böhmen der Genuß des heiligen Abendmahles unter beiden Gestalten erlaubt (1436), jedoch nur unter der Bedingung, daß auch künftig die wirkliche Gegenwart Christi unter jeder Gestalt gelehrt würde. Nun wurde der Kaiser Sigismund, den die Böhmen früher verschmäht hatten, auch als König von Böhmen anerkannt. Aber nur ein Jahr hatte er sich des Thrones zu erfreuen; schon im Jahre 1437 rief ihn der Tod ab.

Eben dieser Kaiser Sigismund ist auch für die brandenburgisch-preußische Geschichte von großer Bedeutung. Er verlieh nämlich im Jahre 1411 die erbliche Hauptmannschaft in der Mark Brandenburg an den um den Kaiser hoch verdienten Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg aus dem Hause

Hohenzollern. Kurze Zeit darauf, 1415, übertrug der Kaiser jenem Grafen die Mark Brandenburg nebst der Kur- und Erzkämmererwürde aber erblich. So wurde der bisherige Burggraf als Friedrich I. der erste hohenzollerische Kurfürst in Brandenburg.

Dreißigster Abschnitt.

Beginn der dauernden Herrschaft des Hauses Österreich im deutschen Reiche.

Nach einer kurzen Übersicht über die frühere Geschichte Österreichs, von 976 bis 1438, folgt zunächst die Geschichte der beiden Herrscher, welche noch bis zum Ausgange des Mittelalters im deutschen Reiche regierten. **König Albrecht II.** (1438—1439) und **Kaiser Friedrich III.** (IV.) (1439—1493). — Karl der Kühne und die burgundische Erbschaft.

Nach dem Aussterben des luxemburgisch-böhmischen Hauses gelangten die Habsburger, die seit König Rudolf sich eine so große Macht in Österreich gegründet hatten, auch auf den deutschen Thron. Fast vierhundert Jahre, von 1438 bis 1806 haben die Sprossen jenes glorreichen Geschlechts seit König Albrecht II. auch die Kaiserkrone in Deutschland getragen. Die Geschicke Deutschlands waren in dieser langen Zeitspanne so innig mit denen Österreichs verbunden, daß es schon aus diesem Grunde erforderlich ist, ehe wir mit der Reichsgeschichte weiter fortfahren, erst in kurzen Zügen eine Übersicht über die frühere Geschichte Österreichs zu liefern.

Übersicht der früheren Geschichte Österreichs.

Österreich bis zur Zeit der Babenberger (976). — Das Ur- und Stammland dieses glorreichen Kaiserstaates ist das schöne und fruchtbare „Land unter der Enns“. Hier beginnen die Uranfänge seiner Geschichte. Auch in diesem Lande gebot einst das weltbeherrschende Volk der Römer. Bald nach der großen Niederlage des Varus, im Jahre 9 nach Chr., galten, wie der Rhein, so die Donau als Grenze ihres Gebietes, und wurde dieser mächtige Strom an seinem rechten Ufer entlang mit Schanzen und Türmen befestigt. Der ganze Landstrich auf dem rechten Donauufer, welcher das heutige Österreich, Steiermark, Kärnten, Krain und einen Teil Ungarns umfaßt, wurde in Norikum und Pannonien eingeteilt. Das Kahlengebirge bildete lange die Grenze zwischen beiden. Im zweiten Jahrhundert nach Christus machte der römische Kaiser Marcus Aurelius wieder

Eroberungen auf dem linken Donauufer und gründete zur Sicherung derselben mehrere befestigte Plätze. Als der größte galt Vindobona, das heutige Wien. Hier starb auch der römische Kaiser Marcus Aurelius, im Jahre 180 n. Chr. Zur Zeit der Völkerwanderung war das jetzige österreichische Donaugebiet gleichsam das Durchgangsland, durch welches der Zug der Völker nach Italien ging, um das weströmische Reich zu stürzen. Hierher zogen die Westgoten unter Alarich; nach ihnen behauptete sich hier der Hunnenkönig Attila. Lange blieben die Hunnen im Besitze der Herrschaft, bis sie endlich den Ostgoten unter ihrem Könige Theodorich dem Großen weichen mußten. Theodorich war ein wahrer Wohlthäter für das verheerte Land. Nach so vielen heillosen Verwirrungen kehrte endlich Ruhe und Ordnung zurück. Aber diese währten nur so lange, als sein kräftiger Arm sie schirmte. Nicht lange nach seinem Tode entstanden neue Völkerbewegungen. Die Avaren nahmen das Donauland, das heutige Erzherzogtum Österreich und die westlichen Teile des heutigen Ungarn, in Besitz, und das Land selbst erhielt den Namen Avarien. Unter Karl dem Großen wurde ihnen dasselbe wieder entrissen, und nun ein Markgraf als Wächter und Hüter der Grenzen hier eingesetzt. Und weil das Land an der Ostgrenze des großen fränkischen Reiches lag, so bekam es den Namen Ostmark. Zum engeren Anschluß an Deutschland wurden viele deutsche Ansiedler in dieselbe geschickt. Die größte Wohlthat aber, die jetzt diesem Lande gebracht wurde, war das Christentum. Schon im fünften Jahrhundert hatte der heilige Severinus segensvoll für dasselbe gewirkt, später der heilige Rupertus, der im Anfang des achten Jahrhunderts als Bischof von Salzburg starb. Jetzt aber fand es festeren Boden und weitere Verbreitung. Nicht lange nach dem Tode Karls des Großen bemächtigten sich die kriegerischen Magyaren oder Ungarn dieses Landes und behaupteten es bis zur großen Schlacht auf dem Lechfelde (955). Der hier erfochtene Sieg der Deutschen hatte zur Folge, daß die Magyaren einen Teil des eroberten Landes, das von der Enns bis zum Erlafluß gelegene Gebiet, wieder räumten. Die Verwaltung und den Schutz dieses mit Deutschland wieder verbundenen Landes überwies Kaiser Otto der Große einem gewissen Graf Burchard. Zu Anfang des Jahres 976 und vielleicht schon gegen Ende des vorhergehenden wurde die Verwaltung der erledigten Ostmark oder Österreich*) dem tapferen Grafen Leopold, aus dem erlauchten ostfränkischen Geschlechte der Babenberger, vom Kaiser übertragen. Das Stammschloß desselben, Babenberg (Bamberg), lag in der Nähe der Stadt Bamberg in Bayern.

Österreich unter Markgrafen und Herzögen aus dem babenbergischen Stamme (976 bis 1246). — Mit Leopold I., auch der Erlauchte genannt, beginnt die glänzende Reihe der babenbergischen Markgrafen. Obgleich diese Würde bis jetzt noch kein erbliches Besitztum der Familie wurde, so

*) Der Name Österreich — Ostarichi — kommt zum erstenmale in einer Urkunde vom Jahre 996 vor.

verblieb sie doch derselben als Anerkennung der hohen Verdienste, welche sich die Babenberger in ihrer schwierigen Stellung um Kaiser und Reich erwarben. Im Jahre 1156, auf dem Reichstage zu Regensburg, wurde die bisherige Markgrafschaft sogar zu einem Herzogtume mit außerordentlichen Vorrechten erhoben. Der erste Herzog war Heinrich II. Dieser wurde Jasomirgott genannt, von seiner üblichen Redeweise: „Ja, so mir Gott (helfe!).“ Wien nahm er zu seiner Residenz und schmückte es mit den herrlichsten Anlagen. Nunmehr waren die Babenberger eigentliche Regenten des Landes, mit allen Rechten der Landeshoheit ausgestattet; nunmehr war die Erbfolge der Babenberger staatsrechtlich begründet. Dieser kleine Staat Österreich gewann im Verlaufe der Zeit einen großen Zuwachs schöner Länder, von denen derselbe wie von einem Kranze umgeben wurde. Seit jenem in der österreichischen Geschichte so merkwürdigen Jahre 1156 regierten fünf babenbergische Herzöge. Friedrich II. (der Streitbare), der im Jahre 1246 ohne männliche Nachkommen starb, schloß die Reihe derselben. Ungefähr 270 Jahre lang haben die Babenberger segensreich über Österreich geherrscht.*)

Das österreichische Interregnum (1246 bis 1282). — Nun trat in Österreich ein trauriges Interregnum oder Zwischenreich ein, wie fast um dieselbe Zeit im deutschen Reiche. Während dieses Interregnums bemächtigte sich Ottokar II., König von Böhmen, der erledigten babenbergischen Länder. Als dieser aber im Jahre 1278 in der Schlacht auf dem Marchfelde gegen den König Rudolf von Habsburg Sieg und Leben verlor, gab Rudolf im Jahre 1282, mit Bewilligung der deutschen Reichsstände, die wiedergewonnenen österreichischen Länder seinen Söhnen. So kam im Jahre 1282 hier das Haus Habsburg zur Regierung und beginnt mit des Königs Sohne, Herzog Albrecht, wie dieses Seite 216 näher auseinandergesetzt ist.

Österreich unter dem Hause Habsburg. — Dieses ruhmreiche Haus hat hier unter dem sichtbaren Segen des Himmels seine Herrschaft im Laufe der Jahrhunderte ständig erweitert und besonders auf dem Wege friedlicher Verbindungen, durch Heiraten und Verträge stets neue Völkerschaften sich angegliedert. — Die schon durch König Rudolf begründete große österreichische Hausmacht wurde zu einer europäischen Großmacht, als im fünfzehnten Jahrhundert der Herzog Albrecht die Tochter des Kaisers Sigis-

---

*) Reihenfolge der Babenberger.

Markgrafen seit 976.	Herzöge seit 1156.
Leopold I., der Erlauchte.	Heinrich II., Jasomirgott.
Heinrich I., der Starke.	Leopold V., der Tugendhafte.
Adalbert I., der Siegreiche.	Friedrich I., der Katholische.
Ernst I., der Tapfere.	Leopold VI., der Glorreiche.
Leopold II., der Schöne.	Friedrich II., der Streitbare.
Leopold III., der Heilige.	
Leopold IV., der Freigebige.	

mund heiratete und dadurch den böhmisch-luxemburgischen Besitz, vornehmlich auch die Kronen von Böhmen und Ungarn, erhielt.

Albrecht II. (1438 bis 1439). — Als der Kaiser Sigismund im Jahre 1437 ohne männliche Erben gestorben war, wählten die Kurfürsten seinen Schwiegersohn, Albrecht II., Herzog von Österreich. Von nun an blieb die Kaiserkrone ohne Unterbrechung bei dem habsburgischen Hause bis zur Auflösung des römischen Reiches deutscher Nation im Jahre 1806. — Albrecht war ein sehr thätiger und einsichtsvoller Herrscher, und manche schöne Pläne über die innere Ordnung des Landes würden zur Ausführung gekommen sein, hätte ihn nicht schon im zweiten Jahre der Regierung der Tod dahingerafft. Ihm folgte sein Vetter

Friedrich III. (1440 bis 1493). Auf die inneren Angelegenheiten Deutschlands verwendete dieser schwache Herrscher nur wenig Sorge, so daß Kampf und Fehde in allen Gegenden des Vaterlandes zum Verderben der Bewohner immer mehr um sich griffen. Der Rechtszustand war so unsicher, daß einstens selbst dem Kurfürsten von Sachsen seine eigenen Söhne durch einen frechen Raubritter, Kunz von Kaufungen, entführt wurden. Thätiger und erfolgreicher sorgte der Kaiser für die Entwickelung der Macht seines Hauses, welche er nach einer dreiundfünfzigjährigen Regierung in vermehrter Größe seinem Sohne Maximilian hinterlassen konnte. Gelegenheit dazu gab namentlich die burgundische Erbschaft.

Damals herrschte über das zwischen Deutschland und Frankreich gelegene Herzogtum Burgund Karl, mit dem Beinamen der Kühne, einer der mächtigsten und reichsten Fürsten seiner Zeit. Denn außer seinem Herzogtume besaß er noch die Freigrafschaft Burgund (Franche comté) und den größten Teil der heutigen Niederlande mit ihren überaus reichen Städten. Im Besitze einer königlichen Macht wünschte er auch die königliche Krone und wendete sich deshalb an den Kaiser Friedrich, daß dieser als erster weltlicher Fürst der Christenheit ihm dieselbe erteile. Der Kaiser beschied ihn nach Trier. Er selbst nahm seinen Sohn Maximilian mit sich dahin und erklärte sich bereit, dem Herzoge Karl die

Königskrone zu erteilen, falls dieser seine einzige Tochter und Erbin seinem Sohne Maximilian zur Gemahlin geben wollte. Karl war nicht abgeneigt, verlangte aber vor der Verlobung seine eigene Krönung. Als nun auch der eifersüchtige König von Frankreich, Ludwig XI., dem Kaiser den Verdacht einflößte, als strebe der ehrsüchtige Herzog nach der Kaiserkrone selbst, da brach Friedrich die Unterhandlungen ab und reiste, ohne einmal Abschied zu nehmen, nach Köln. Tief gekränkt verließ auch Karl die Stadt, mit dem Vorsatze, seine Tochter nicht dem Sohne des Kaisers zu geben, so lieb er auch den blühenden Jüngling gewonnen hatte, der in allen ritterlichen Übungen ein Meister war. Bei der Heimkehr entwarf er seiner Tochter das liebreiche Bild von dem Kaisersohne, so daß sie eine stille Neigung zu ihm hegte und sich nachher mit ihm auch wirklich verlobte.

Der ehrsüchtige Herzog, welchem thatenlose Ruhe unerträglich war, griff im Jahre 1476 seinen Nachbar, den Herzog von Lothringen, an und besiegte denselben. In hastiger Sieges eile drang er hierauf in das Innere der Schweiz ein, weil von dort her dem bedrängten Herzoge von Lothringen Hilfe geleistet war. Gegen die Schweizer aber verlor Karl der Kühne in der Schlacht bei Granson (im März 1476) seine Reichtümer, bei Murten (im Juni 1476) seine besten Truppen. Da infolge dieser Unglücksfälle, welche den Herzog Karl getroffen hatten, der Herzog von Lothringen seine Herrschaft wiedererlangt hatte, so wandte sich Karl abermals gegen denselben, verlor aber in der Schlacht bei Nancy (im Januar 1477) Sieg und Leben. Über des Herzogs Tod war der hinterlistige König von Frankreich, Ludwig XI., höchst erfreut. Jetzt hoffte er eine Verbindung zwischen seinem Sohne, der erst sieben Jahre alt war, und der burgundischen Erbtochter Maria zustande zu bringen und so sein Reich mit neuen herrlichen Ländern zu vergrößern. Er war des Erfolges seines Antrages so gewiß, daß er schon im voraus einen Teil der burgundischen Länder als sein Erbteil in Besitz nahm. Allein die Niederländer wollten keine Verbindung mit Frankreich und gaben dem Könige zur Antwort, Maria wolle zum Gemahl einen Mann und kein Kind! Als aber des Kaisers Friedrich Gesandten kamen

und den Brief und Ring vorzeigten, welche Maria an des Kaisers Sohn, Maximilian, geschickt hatte, da freute sich das Volk hoch auf, und die fürstliche Tochter erklärte offen, ihn habe sie sich im Herzen erkoren, ihn wolle sie auch zum Gemahle haben, und keinen andern! Mit ihm kam die Verbindung zustande. Hierüber war der Franzose höchst ergrimmt und wollte das Herzogtum Burgund nicht wieder herausgeben. Maximilian ergriff die Waffen und erfocht an der Spitze seiner treuen Niederländer manchen glänzenden Sieg. Jedoch gelang es ihm nicht, die von Frankreich rechtswidrig besetzten burgundischen Landesteile wieder zu erobern. Im Jahre 1493 starb Friedrich III., und sein trefflicher Sohn, Maximilian, wurde jetzt zu seinem Nachfolger gewählt. Die bedeutsame Regierung dieses Kaisers ragt schon hinüber in die Geschichte der neueren Zeit.

Einunddreißigster Abschnitt.

Einiges aus der Geschichte außerdeutscher Staaten.

a. Übersicht der Geschichte **Englands**. — König **Alfred der Große** (871—901). — Im Jahre 1066 erlischt Alfreds Geschlecht, und **Wilhelm der Eroberer**, Herzog von der Normandie, bemächtigt sich Englands und veranlaßt hierdurch später langwierige Kriege zwischen den Engländern und Franzosen. — Die Engländer erobern fast ganz Frankreich, da rettet es (1430) **die Jungfrau von Orleans**. — Krieg der weißen und der roten Rose in England. — b. Der Untergang des **griechischen Kaiserreiches** (1453). — c. Einiges aus der Geschichte **Spaniens** und **Portugals**. — Die Vertreibung der Mauren.

a. Egbert der Große (827). — Wir haben früher, Seite 128, gehört, wie die Angelsachsen im heutigen England mehrere kleine Staaten gründeten, deren Häupter sich Könige nannten. Einer von diesen, Egbert der Große, König von Westsex, vereinigte im Jahre 827 alle diese Staaten unter dem allgemeinen Namen Angelland, d. i. Land der Angeln, woraus unser Name England entstanden ist, und legte dadurch den Grund zu der nachmaligen Größe dieses Reiches. Bald aber wurde dasselbe von den wilden Normannen, und zwar besonders von Dänen, auf ihren Raubzügen überfallen und erobert. Schwer seufzte das Volk unter dem Drucke der fremden Eroberer; endlich aber erhob sich als Retter in der allgemeinen Not der König Alfred.

Alfred der Große (871 bis 901). — Dieser bildete im stillen ein Heer und führte es rasch zum Angriffe und zum Siege. Die überraschten und gedemütigten Feinde huldigten seitdem vor Schrecken und Bewunderung dem kühnen Sieger. Sie nahmen die ihnen angebotene Niederlassung und mit ihr auch die christliche Religion an. Die Zeit der Ruhe, die jetzt eintrat, benutzte Alfred sehr weise zur Befestigung des Landes und zur Herstellung des inneren Wohlstandes desselben. Durch strenge Gesetze sorgte er für die öffentliche Ruhe und Sicherheit; unter ihrem Schutze stiegen Ackerbau, Handel und Gewerbe zu einer schnellen Blüte empor. Mit Recht hat die Geschichte diesem weisen Herrscher den Beinamen des Großen gegeben.

Wilhelm der Eroberer (1066 bis 1087). — Nach Alfreds Tode, als der Schrecken seines Namens die Eindringlinge nicht mehr von der Küste hielt, hatten die Raubzüge der Dänen wieder ihren Fortgang. Innere Zwietracht der Großen unter einander vermehrte noch das Elend. Immer neue Raubscharen kamen herüber. Bald waren die Engländer gezwungen, ihnen einen jährlichen Tribut zu entrichten. An die Stelle dieses Tributes trat nach und nach die Eroberung des Landes selbst, welches dänische Könige bis zum Jahre 1042 besetzt hielten. Seit diesem Jahre herrschte nochmals ein König aus Alfreds Geschlecht über England, aber kaum war der im Jahre 1066 gestorben, da kam Wilhelm, Herzog von der Normandie, mit einem großen Heere nach England herüber und eroberte dasselbe. Daher hat er den Namen „der Eroberer" erhalten. Diese neue Eroberung war die Ursache der großen Nationalfeindschaft zwischen den Engländern und Franzosen. Denn weil die neuen englischen Könige nicht allein die Normandie besaßen, sondern noch immer mehr französische Landstriche dazu gewannen, so kam Frankreich in Gefahr, ein Nebenland Englands zu werden, und so entspannen sich zwischen diesen beiden Nationen langwierige Kriege, die mit Unterbrechungen fast vierhundert Jahre währten.

Kriege zwischen Frankreich und England. — Im Jahre 1328 erlosch in Frankreich der herrschende Stamm des Hugo Capet, und der Thron vererbte sich auf die Seitenlinie der Valois, welche

seitdem bis 1589 über Frankreich herrschte. Philipp von Valois eröffnete die neue Regentenfamilie. Aber der König von England, Eduard III., war mit jener Erbfolge nicht einverstanden; er glaubte nämlich, mit dem Hause der Capetinger näher verwandt zu sein, und forderte deshalb den französischen Thron für sich. Aus dieser Familienfehde entspann sich ein hundertjähriger Erbfolgekrieg zwischen den beiden nachbarlichen Nationen. Die Engländer machten in Frankreich eine Eroberung nach der anderen. Das größte Unglück erlitt dieses Reich unter seinem Könige Karl VII. Damals hatten die Engländer das ganze nördliche Frankreich inne; ja, es war Gefahr da, daß auch der letzte feste Platz, Orleans, von ihnen erobert würde, und dann auch das südliche Frankreich in ihre Hände fiele. In diesem Augenblicke höchster Not und Gefahr wurde der gesunkene Mut des Königs und seines Volkes durch eine wundersame Erscheinung plötzlich wieder aufgerichtet und zu außerordentlichen Thaten begeistert.

Die Jungfrau von Orleans. — Zu Anfang März 1429 erschien nämlich eine Jungfrau in männlicher Kleidung, von zwei Knappen und vier Dienern begleitet, in des Königs Palast und kündigte sich als die Retterin Frankreichs an. Sie war die Tochter eines Landmannes aus dem Dorfe Domremy in Lothringen, ihr Name Johanna Darc. Die häufigen Erzählungen der Reisenden von der Not des unglücklichen Königs Karl und von den Siegen der Engländer hatten mächtig ihr ohnehin feuriges Gemüt aufgeregt. Tag und Nacht beschäftigte sie das Schicksal ihres Vaterlandes. Sie bat und flehete inständig zu Gott um Hilfe. Wiederholt sah sie im nächtlichen Traume Gott selbst und die Schutzheiligen des Landes sie ermuntern zur Rettung des Landes. So festigte sich bei ihr der Glaube, Gott habe sie zur Retterin Frankreichs auserkoren, und nun trat sie unerschrocken vor den König und sprach im prophetischen Tone: „Wohledler Dauphin*), ich bin Johanna, die Magd. Mir ist vom Himmel der Auftrag geworden, Eure Feinde von Orleans zu vertreiben und Euch nach Reims zu führen. Dort werdet Ihr die Krone von Frankreich

*) Dauphin galt in Frankreich als Titel für den Kronprinzen.

empfangen, die Euch gebühret, wenn Ihr meine Dienste annehmet." Der erstaunte König nahm ihre Dienste an. Er gab ihr eine Rüstung, ein Pferd und — wie sie es wünschte — eine weiße Fahne, auf welcher Christus der Herr, umgeben von zahlreichen goldenen Lilien abgebildet war. Das Gerücht von dem Wundermädchen, welches Gott zur Rettung Frankreichs erkoren, verbreitete sich schnell im Lande und regte mächtig das Volk auf. Alle wurden begeistert, alle hielten sich für unbesiegbar unter der Fahne der Jungfrau und griffen freudig zu den Waffen. Nichts konnte widerstehen, überall wichen die Engländer erschrocken zurück. Orleans wurde entsetzt, und Karl zu Reims als König gekrönt, wie es die Jungfrau verheißen hatte. Jetzt wollte sie heimkehren. Der König aber bat sie dringendst, noch zu bleiben, bis das ganze Land von den Engländern gesäubert sei. Sie willigte ein, wenngleich ungern. Von der Zeit an aber schien der höhere Geist von ihr gewichen zu sein. Sie ward endlich von den feindseligen Burgundern gefangen genommen und an die Engländer ausgeliefert. Diese ließen die unschuldige Jungfrau angeblich als Zauberin auf öffentlichem Markte zu Rouen an der Seine lebendig verbrennen (30. Mai 1431).

Der Tod der Jungfrau führte jedoch das alte Waffenglück der Engländer nicht zurück. Selbst der Herzog von Burgund verließ ihre Sache und verband sich mit Karl. Die Engländer wurden immer weiter zurückgedrängt und mußten endlich Frankreich bis auf die eine Stadt Calais räumen. Nun wurde Karl VII. allgemein im Lande anerkannt.

Bürgerkrieg in England. — So hatte der König von England bereits eine Krone verloren; es nahete aber die Zeit, wo ihm auch selbst die Krone seines Inselreiches sollte entrissen werden. Hier entstand nämlich, im Jahre 1459, ein innerer langwieriger Krieg zwischen den verwandten Häusern York und Lancaster, wovon jedes nähere Ansprüche auf den Thron zu haben glaubte. Das Haus York führte eine weiße Rose im Schilde, Lancaster eine rote; deshalb nennt man diesen grausamen Bürgerkrieg, in welchem beiderseits die ungeheuerlichsten Greuel verübt wurden, wohl den

Krieg der weißen und roten Rose. Er wütete verheerend fort und fort. Der unglückliche König Heinrich VI. wurde ins Gefängnis geworfen und zuletzt ermordet. Das ganze Haus Lancaster wurde bis auf einen Sprößling, Heinrich, welcher aus dem Hause Lancaster-Tudor war, ausgerottet. Dieser floh nach Frankreich, kehrte aber im Jahre 1485 nach England zurück, stürzte das Haus York vom Throne und bestieg diesen selbst unter dem Namen Heinrich VII. Um sich auf dem eroberten Throne zu befestigen, vermählte er sich mit Elisabeth von York und verband so beide Rosen mit einander. Doch erst unter seinem Sohne Heinrich VIII. war das Regiment des neuen Hauses völlig befestigt und herrschte seitdem hundert und zwanzig Jahre als das Haus Tudor über England.

---

b. **Das griechische Reich** bot um diese Zeit einen kläglichen Anblick dar. Es glich einem morschen Gebäude, das nur bei heiterem Himmel noch zusammenhält, bei einem Sturme aber aus den Fugen weicht und in Trümmer auseinander fällt. Die, welche sich als Nachkommen der Sieger bei Marathon, Salamis und Platää rühmten, waren feige Weichlinge, die von den benachbarten kriegerischen Völkern verachtet und Weiber genannt wurden. Selten saß ein guter Kaiser auf dem Throne, der mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung führte. Sein guter Wille ward ihm selbst zum Verderben. Die meisten Kaiser endeten auf eine gewaltsame Art. Die Schwächen des Reiches wurden immer sichtbarer und waren eben so viele Reizmittel für die benachbarten Feinde, welche eine Provinz nach der andern davon abrissen.

Die gefährlichsten Feinde um diese Zeit waren die Türken, ein tatarisches Volk aus den Hochsteppen Asiens, zwischen dem Altai und dem kaspischen See. Vom zehnten Jahrhundert an waren sie stete Kriegsgefährten der Araber. Einer ihrer größten Eroberer war Osman (1299 bis 1326). Dieser unterwarf sich den nordwestlichen Teil Kleinasiens und wurde so der Stifter des osmanischen, oder, wie wir es nennen, des türkischen Reiches. Sein Sohn und Nachfolger, Orchan, eroberte Kleinasien bis an

den Hellespont. Er nahm den Titel Sultan oder Padischah an und wählte seinen Sitz zu Brussa in Bithynien. Derselbe errichtete aus den schönsten und stärksten Christenknaben, die er im Islam und in den Waffen erziehen ließ, eine besondere Leibwache, Janitscharen, d. i. neue Krieger, genannt. Sie lebten in Kasernen zusammen, wo sie in strengster Zucht zum Gehorsam, zur Enthaltsamkeit und zu steter Waffenübung angehalten wurden. Ihrer ungestümen Tapferkeit vermochte lange keine Macht zu widerstehen. Orchans Sohn und Nachfolger, Murat I., eroberte 1361 Adrianopel und verlegte den Sitz seiner Herrschaft nach Europa. Nach ihm drang Bajesid, welcher wegen der Schnelligkeit seiner Siege Jilderim, d. i. Blitz, genannt wurde, in Thracien ein und bedrohete selbst die Kaiserstadt Konstantinopel. Sigismund, der König von Ungarn und nachmaliger deutscher Kaiser, rückte ihm entgegen, erlitt aber bei Nikopölis in der Bulgarei (1396) eine fürchterliche Niederlage. Schon Bajesid würde Konstantinopel erobert haben, wäre nicht über den mächtigen Eroberer ein noch mächtigerer gekommen. Dieser war Timur, Anführer mongolischer Horden. Er schlug den Sultan Bajesid in der großen Völkerschlacht bei Ancyra (Ancora) in Kleinasien (1402), nahm ihn selbst gefangen und führte ihn mit sich fort. Derselbe starb aber schon im nächsten Jahre. Timur ließ jedoch den Söhnen Bajesids das Reich ihres Vaters. Dasselbe erholte sich schnell wieder, daß schon im Jahre 1453 Mohammed II. sogar die Hauptstadt Konstantinopel nach dreiundfünfzigtägigem Sturme eroberte. Trotz heldenmütiger Verteidigung konnte die alte Kaiserstadt den wütenden Angriffen nicht widerstehen, welche die Feinde von der See und vom Lande her gegen dieselbe richteten. Unter den Erschlagenen war auch der griechische Kaiser Konstantin XI.

So erlosch das einst so blühende morgenländische Kaisertum, fast tausend Jahre später, als das abendländische. Konstantins Stadt wurde fortan Stambul genannt und zur Hauptstadt des türkischen Reiches gemacht. Neuer Glaube, neue Gesetze, neue Sitten traten an die Stelle der alten. Die Kirchen wurden in Moscheen verwandelt, das Kreuz mußte dem Halbmonde weichen.

Derselbe Mohammed erbaute an den beiden Ufern des Hellespont feste Schlösser, Dardanellen genannt, um den Durchgang zu überwachen.

Viele gebildete und gelehrte Griechen, denen das Leben unter türkischer Herrschaft ein Greuel war, verließen seitdem ihr unglückliches Vaterland und flohen scharenweise nach Italien. Hier fachten sie das Studium der griechischen Sprache und Kunst wieder an, das sich bald auch über die benachbarten Staaten verbreitete und überall höhere Bildung und Aufklärung zur Folge hatte.

---

c. Jene große Halbinsel im südwestlichen Teile Europas, die von den Pyrenäen hinunter bis an das atlantische Meer sich hinzieht und jetzt die beiden Königreiche **Spanien und Portugal** umfaßt, war um das Jahr 711 von den Arabern, die hier gewöhnlich Mauren genannt wurden, unterjocht worden, wie wir Seite 152 gesehen haben. Nur in den nördlichen Provinzen behaüpteten sich die Westgoten und begannen von hier aus gegen die neuen Eroberer den Befreiungskrieg, der unter wechselndem Glücke fast achthundert Jahre hindurch, bis zur gänzlichen Vertreibung der Araber, währte. Aus den einzelnen, im Verlaufe der Zeit wiedereroberten Provinzen wurden eben so viele kleine Königreiche gebildet, unter denen die Königreiche Kastilien und Aragonien die bedeutendsten waren und am meisten zur immer weiteren Verdrängung der Araber beitrugen. Im Jahre 1469 vermählte sich der König von Aragonien, Ferdinand der Katholische, mit Isabella, Erbin der Krone von Kastilien, und diese Verbindung führte endlich die Vereinigung der ganzen christlichen Macht in Spanien herbei. Granāda, die letzte feindliche Besitzung, wurde im Jahre 1492 eingenommen. Mit dieser endete die Herrschaft der Mauren auf der pyrenäischen Halbinsel. Über dreitausend Gefechte waren geliefert worden, ehe das letzte maurische Königreich vor den Waffen der christlichen Spanier fiel. Aber nie hat dieses Land die Blüte wiedererlangt, zu welcher es sich unter der Fremdherrschaft hinaufgeschwungen hatte.

Um in dem eroberten Reiche das verfallene Christentum wieder aufzurichten, gab Ferdinand der Katholische den Befehl,

daß die Juden und Mauren dasselbe annehmen, oder auswandern sollten. Die meisten wählten das Letztere, und Spanien verlor viele Tausende fleißiger und betriebsamer Bürger. Auch eine andere Einrichtung, welche damals aufkam, die s. g. spanische Inquisition, erregte viel böses Blut. Dieses vom Staate angeordnete Gericht hatte den Zweck, die Macht der Krone in Spanien zu sichern und deshalb Störungen auf kirchlichem und staatlichem Gebiete zu verhindern und zu unterdrücken; doch ist es dabei zu manchen Ausschreitungen gekommen. Die spanische Staats-Inquisition darf mit den kirchlichen Glaubensgerichten, welche auch Inquisitions-Gerichte genannt wurden, nicht verwechselt werden.

Mit Spanien hatte Portugal gleiche Schicksale. Es wurde durch die Könige von Kastilien der Herrschaft der Araber entrissen und seit der Zeit von Grafen verwaltet, die fast unumschränkt regierten. Im Jahre 1090 kam Heinrich, Herzog von Burgund, nach Spanien, um an dem Kampfe gegen die Ungläubigen teilzunehmen. Der damalige König von Kastilien, Alfons IV., gab dem ritterlichen Fremdlinge die Hand seiner Tochter und das eroberte Land am Niederduero als Mitgift. Dieses führte den Namen Portucalia, von dem Hafen (Portus) Cale, jetzt Porto, am Ausflusse des Duero. Später ging dieser Name auf das ganze Königreich über. Alfonso, Heinrichs Sohn und Nachfolger, setzte die Eroberungen des Vaters glücklich fort. Dieser erfocht im Jahre 1139 bei Ourique einen so glänzenden Sieg über die Araber, daß ihn auf dem Schlachtfelde sein Heer vor Begeisterung zum Könige von Portugal ausrief. Seit der Zeit erscheint Portugal als ein besonderes Königreich. Im Jahre 1147 ward auch Lissabon (am Ausflusse des Tejo) mit Hilfe der Hanseaten erobert und zur Residenz erhoben. Nach und nach wurde das ganze Land von den Arabern geräumt. Der König Johann, welcher von 1383 bis 1433 regierte, faßte nun den Plan, die Feinde der Christenheit auch jenseits des Meeres, in Afrika heimzusuchen. Er erbaute deshalb eine Flotte, setzte nach Afrika über und eroberte die Stadt Ceuta, den Schlüssel dieses Erdteiles. Sein Sohn, Infant*) Heinrich, gewöhnlich

*) Infant (von dem lateinischen Worte infans, das Kind) ist der Titel, den in Portugal und Spanien vorzugsweise die Prinzen des königlichen Hauses führen.

Heinrich der Seefahrer genannt, gab die erste Anregung zu den berühmten Länderentdeckungen und Handelsunternehmungen, durch welche Portugal in kurzer Zeit der blühendste Handelsstaat Europas wurde.

Zweiunddreißigster Abschnitt.

Wichtige Erfindungen und Entdeckungen zu Ende des Mittelalters.

Erfindung der Uhren, des Kompasses, des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst. — Die Entdeckung der großen Seewege.

Ehe wir nach Beendigung der mittelalterlichen Geschichte Deutschlands und der anderen europäischen Hauptstaaten zur Besprechung der neueren Jahrhunderte übergehen, wollen wir noch einige wichtige Erfindungen und Entdeckungen kennen lernen, welche gegen Ausgang des Mittelalters gemacht sind.

Erfindung der Uhren. — Auch diese auf das Leben wie auf die Wissenschaft gleich einflußreiche Erfindung fällt noch in das Mittelalter, doch erhielt sie erst in der neueren Zeit ihre hohe Vollendung. Die Mangelhaftigkeit der Sonnenuhren, welche nur bei Tage und bei heiterem Himmel brauchbar sind, machte, daß man schon im Altertume auf den Gedanken einer Wasseruhr geriet, die durch ein bestimmtes Maß verronnenen Wassers den Ablauf der Stunden anzeigt. Als Erfinder derselben werden die Babylonier angegeben, von denen sie in Cyrus' Zeiten zu den asiatischen Griechen, von diesen zu den europäischen Griechen, und dann weiter zu den übrigen Völkern Europas kam. So soll namentlich Julius Cäsar eine Wasseruhr aus Britannien nach Rom gebracht haben. Als eine besondere Seltenheit galt die Wasseruhr, welche im Jahre 807 der Kalif von Bagdad, Harun al Raschid, Karl dem Großen zum Geschenk sandte. Die Uhr zeigte die Stunden durch den Fall eherner Kügelchen auf ein metallenes Becken an. Waren alle zwölf Stunden abgelaufen, so öffneten sich von der einen Seite der Uhr zwei Thüren, und aus denselben ritten zwölf Reiter hervor und an der andern Seite wieder hinein. — Nach Christi Geburt ersetzte man hier und da

den Gebrauch des Wassers durch die zuverlässigere Anwendung von trockenem Sande. Aber alle diese unbequemen und ungenauen Arten der Zeitmessung wurden in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters durch Räderuhren verdrängt, die man vermittelst Gewichte oder elastischer Federn in Bewegung setzte. Die ersten Räderuhren waren schon um das Jahr 1000 bekannt. Der berühmte Gerbert von Aurillac, der später unter dem Namen Sylvester II. Papst war, verfertigte eine solche; doch fehlte derselben der Schlag. Wer diesen hinzugefügt hat, ist nicht bekannt. Schlaguhren scheinen überhaupt nicht lange vor 1300 verfertigt und in Gebrauch gekommen zu sein. Ein Deutscher, Heinrich de Wyk, ward im fünfzehnten Jahrhundert berühmt durch die kunstvolle Schlaguhr, die er auf Befehl des Königs von Frankreich, Karls V., auf den königlichen Palast in Paris setzte. In Deutschland scheint das gewerbthätige Augsburg die ersten Schlaguhren gehabt zu haben. Ihrer eigentlichen Vollkommenheit und Sicherheit aber entbehrten alle diese Uhren noch, da ihnen der Pendel fehlte, welchen im siebenzehnten Jahrhundert der berühmte Florentiner Galilei und der Holländer Huygens erfanden. — Dagegen gab es schon vor Ablauf des Mittelalters künstliche Taschenuhren. Der Ruhm dieser Erfindung gehört ebenfalls einem Deutschen, Peter Herlein, der um das Jahr 1509 Schlossermeister zu Nürnberg war. Dieser verfertigte die ersten, in ihrer Form noch ziemlich ungeschickten, unter dem Namen der „Nürnberger Eierlein" bekannten Uhren. Bald nach ihm verbesserte sich auch die äußere Form der Taschenuhren, so daß man imstande war, außerordentlich kleine zu liefern. Selbst der deutsche Kaiser Karl V. beschäftigte sich mit der in seiner Zeit so beliebten Uhrmacherkunst.

Erfindung des Kompasses. — Es ist bereits Seite 14 bemerkt worden, daß die Schiffahrt der alten Völker fast nur Küstenschiffahrt war; denn es fehlte ihnen noch an einem sicheren Wegweiser durch die unermeßliche Wasserwüste. Keinem fiel es ein, daß ein Stückchen Eisen besser Bescheid über die Weltgegenden wissen könne, als der Mensch, und daß man sich mit demselben kühn auf alle noch so unbekannten Meere wagen dürfe. Es hat

nämlich eine metallene Nadel, die mit einem Magnetsteine bestrichen ist, die wunderbare Eigenschaft, daß sie, sobald sie frei schwebt, mit ihrer Spitze immer nach Norden zeigt. Hiernach lassen sich alsdann die übrigen Himmelsgegenden bei Tage sowohl als bei Nacht bestimmen. Wer zuerst diese merkwürdige Erfindung machte, läßt sich nicht angeben. Einige schreiben sie dem Flavio Gioja zu; andere Giri aus Almafi (in Unteritalien), der im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts lebte. Eine solche mit Magnet bestrichene Nadel, die in einem Kästchen über einem spitzigen Stäbchen liegt, so daß sie sich nach allen Seiten frei bewegen kann, nennt man einen Kompaß. Dieser wurde immer mehr vervollkommnet, so daß die Schiffer sich genau nach demselben richten können. Seitdem war es erst möglich, weite Seereisen zu unternehmen und neue Länder und Völker zu entdecken, wie wir später hören werden.

Erfindung des Schießpulvers (1350). — Einen eben so großen Einfluß, als der Kompaß auf die Schifffahrt, hatte das Schießpulver auf das Kriegswesen. Die Chinesen geben das Pulver für eine alte Erfindung ihres Volkes aus und wollen es schon vor sechzehnhundert Jahren gekannt haben. Auch die Araber in Spanien kannten es und gebrauchten es oft zu Feuerwerken. Die christlichen Europäer haben es erst gegen das Jahr 1350 kennen und gebrauchen gelernt. Bis dahin war es aber noch nicht für den Krieg erfunden und also eigentlich noch nicht Schießpulver zu nennen. Als solches findet es sich zuerst in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, und die gewöhnliche Erzählung schreibt diese Erfindung einem Franziskaner-Mönche zu Freiburg in Baden, Berthold Schwarz, zu. Dieser, heißt es, stampfte einst Schwefel, Kohlen und Salpeter in einem Mörser und legte darüber einen Stein. Zufällig entzündete ein Funke die Masse, und augenblicklich flog der Stein mit einem fürchterlichen Knalle gegen die Decke. Erschrocken stand der Scheidekünstler da und staunte über das wunderbare Ereignis. Er wiederholte seine Versuche und immer zeigte sich derselbe Erfolg. Jetzt machte er seine Erfindung bekannt und zeigte, welchen Vorteil man hieraus im Kriege zur Zerstörung der Stadtmauern, Brücken u. s. w.

ziehen könne. Es wurden deshalb mörserähnliche Röhren gemacht (die auch den Namen Mörser behielten), dieselben mit Pulver und mit Steinen geladen, und dann das Pulver an einem in den geschlossenen Boden des Rohres eingebohrten Zündloche angezündet. Diese Mörser, die man auch Donnerbüchsen nannte, waren anfänglich sehr groß. So goß man im Jahre 1378 drei zu Augsburg, von denen der größte Mörser Kugeln von 127, der mittlere von 70 und der kleinste von 50 Pfund tausend Schritte weit schoß. Bald aber sah man das Unbequeme solcher riesenartigen Maschinen ein, die kaum von der Stelle zu bringen waren. Zum Gebrauche im Felde goß man deshalb kleinere und leichtere Kanonen. Später goß man sogar Kanonen von so dünnen Röhren, daß ein einzelner Mensch sie bequem tragen und nach Willkür regieren konnte. Das waren die Flinten. Anfänglich wurden sie, wie die Mörser und Kanonen, am Zündloche mit einer Lunte angezündet. Erst im Jahre 1517 erfand man in Nürnberg*) Flintenschlösser mit Steinen, die durch ein Rad gespannt wurden. Weil der dazu gebrauchte Feuerstein auch Flins heißt, so bekam das Gewehr selbst hiervon den Namen Flinte. Jenes Nürnberger Flintenschloß wurde von den Franzosen sehr vervollkommnet. In Bayonne (im südlichen Frankreich) brachte man an der Flinte auch ein Seitengewehr an, welches man beliebig auf- und abschrauben konnte. Diese neue Erfindung, durch welche das Gewehr auch wieder die Stelle einer Lanze vertreten konnte, erhielt von der obengenannten Stadt den Namen Bajonett.**)

Die neuen Maschinen gaben dem Kriegswesen eine ganz veränderte Gestalt. Die Entscheidung der Schlacht hing seitdem nicht so sehr von der Anzahl der Streiter und ihrer Körperkraft ab, als von der Gewandtheit der Anführer. Die Kriegskunst wurde zu einer Wissenschaft erhoben, die viele Kenntnisse und

---

*) In dem gewerbthätigen Nürnberg ward schon im Jahre 1400 die Windbüchse von Hans Lobsinger erfunden, und von einem andern Nürnberger, Namens Rudolph, das Drahtziehen.

**) Der Engländer Forsythe erfand 1807 das Perkussions-, und der Deutsche Dreyse in Sömmerda (bei Erfurt) 1845 das Zündnadelgewehr. Letzteres erhält seine Ladung nicht von vorn in den Lauf, sondern von hinten. Gewehre mit solchen Vorrichtungen heißen deshalb auch Hinterladungsgewehre. Man hat jetzt auch Hinterladungskanonen.

Erfahrung erfordert. Auch wurden seitdem die Schlachten nicht mit so persönlicher Erbitterung geführt, wie ehemals, wo Mann auf Mann grimmig einhieb. Die Ritter, welche früher die ersten Krieger waren, zogen sich nach und nach vom Kriegsdienste ganz zurück. Denn was half ihnen jetzt noch alle ihre Kraft und Gewandtheit, was die trefflichen Waffen und Rüstungen, da ein Fingerdruck aus weiter Ferne sie dahinstrecken konnte! Im Schrecken über die furchtbaren Wirkungen der neuen Erfindung nannte man sie geradezu eine Höllenerfindung. Der Kriegsdienst wurde jetzt ein Soldatendienst; es bildeten sich allmählich stehende Heere von Soldaten, zunächst in Frankreich, wo stehende Kompagnieen, gens d'armes (Waffenleute) genannt, den Anfang dazu machten.

Erfindung der Buchdruckerkunst (1440). — Diese ist unter allen Erfindungen die wichtigste und eine der schönsten Zierden des deutschen Namens. Früher gab es nur geschriebene Bücher, welche vorzüglich die Mönche anfertigten. Sie waren aber außerordentlich kostbar und deshalb auch sehr selten. Eine einzige Bibel wurde wohl mit dreihundert Thalern bezahlt. Daher beschränkte sich auch in früherer Zeit der Unterricht in den öffentlichen Schulen meistens auf den mündlichen Vortrag des Lehrers. — Auf jene so wichtige Erfindung der Buchdruckerkunst führte zunächst die Formschneidekunst, die schon im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts erfunden war. Es wurden nämlich in hölzerne Täfelchen allerlei Bilder von Heiligen geschnitten, mit Farbe bestrichen und dann auf Pergament oder Papier abgedruckt. Zur größeren Verständlichkeit schnitt man auch den Namen des Heiligen ein und druckte ihn ab. Bald schnitt man auch einzelne Bibelstellen, zuletzt ganze Seiten in die hölzernen Tafeln ein. Sollte nun ein geschriebenes Buch abgedruckt werden, so waren gerade so viele Holztafeln notwendig, als das Buch Seiten hatte. Jede Seite mit allen ihren Buchstaben mußte in die Holztafel eingeschnitten, mit Schwärze überstrichen und dann abgedruckt werden. Auf diese Weise konnte man wohl dasselbe Buch möglichst vervielfältigen; nach dem Abdrucke aber hatten die Tafeln, welche soviel Mühe und Arbeit gekostet hatten, keinen Wert mehr; denn für jedes andre Buch mußten auch andre Tafeln sein. Da kam ein deutscher

Edelmann, Johann Gänsfleisch, aus der ritterlichen Familie Sorgenloch, der von seiner Mutter, der letzten ihres Geschlechtes, den Namen Gutenberg*) annahm, und zu Mainz geboren war, in Straßburg auf den glücklichen Gedanken, lieber sogleich die einzelnen Lettern in Stäbchen auszuschneiden, mit Fäden zu Zeilen aneinander zu reihen, mit Öl und Lampenruß zu schwärzen und dann abzudrucken. Auf diese Weise konnte man die abgedruckten Lettern wieder auseinander nehmen und zu jedem andern Drucke gebrauchen. Der erste Versuch gelang jedoch nicht nach Wunsch, weil die hölzernen Buchstaben leicht zersprangen. Daher nahm man statt Holz erst Blei, dann noch härtere Metalle. Bald darauf wurde auch die Presse erfunden. Doch kam zu Straßburg noch kein gelungener Abdruck eines ganzen Werkes zustande.

Im Jahre 1445 kehrte Gutenberg nach Mainz zurück und setzte seine Versuche fort. Hier trat er mit Johann Fust oder Faust, einem reichen Goldschmiede, und Peter Schöffer, einem gewandten Bücherabschreiber, in Verbindung. Durch letzteren insbesondere gewann die Kunst sehr an Vollendung, indem auf seinen Rat die einzelnen Lettern nicht mehr mühsam ausgeschnitten, sondern gegossen wurden. Auch erfand er eine bessere Druckerschwärze aus Kienrus und Leinölfirnis. Von nun an schritt die Kunst rasch vorwärts. Das erste Buch, welches man druckte, war eine lateinische Bibel in drei Bänden, die wahrscheinlich 1456 vollendet wurde; dann 1457 die Psalmen, bei denen zuerst Drucker und Jahreszahl genannt sind. Die ersten Werke setzten alle in beispielloses Erstaunen. Denn sie hielten das Gedruckte für Geschriebenes und konnten nicht begreifen, wie man in so kurzer Zeit so unzählige Blätter auf einmal und so ähnlich beschreiben konnte, daß nicht der mindeste Unterschied in den Schriftzügen wahrzu-

---

*) Die Holländer wollen jedoch den Deutschen das Verdienst dieser Erfindung streitig machen. Sie geben Köster zu Harlem als den Erfinder an und haben ihm deshalb in seiner Vaterstadt ein Denkmal gesetzt. Es ist freilich wahr, daß diese Erfindung zu der nämlichen Zeit an zwei verschiedenen Orten unabhängig von einander gemacht wurde, auf jeden Fall bleibt es aber ein Verdienst der Deutschen, ihre Erfindung zu einem Gemeingut der Menschen gemacht zu haben. — Von der Buchdruckerkunst der Chinesen, welche bereits fünfhundert Jahre vor Gutenberg jene Kunst gekannt und geübt haben sollen, war das Abendland völlig unberührt geblieben.

nehmen war. Manche hielten es sogar für eine Zauberei. Die Erfinder aber machten absichtlich aus ihrer Kunst, die ihnen großen Vorteil brachte, lange ein Geheimnis, bis sie allmählich durch ihre Gesellen verbreitet wurde. Dem edlen Erfinder aber, dem Johann Gutenberg, ward nicht einmal die Freude, zur Vollendung der Kunst mitzuwirken. Fust hatte ihm zu dem Unternehmen eine größere Geldsumme vorgestreckt, welche Gutenberg ihm nicht zurückgeben konnte. Er wurde deshalb verklagt und mußte zum Ersatze seine Lettern und Gerätschaften an Fust abtreten. Ja, man schloß ihn von nun an sogar von dem ganzen Unternehmen aus. Solche Kränkungen überlebte er nicht lange. Er starb zu Mainz 1468*); zwei Jahre vor ihm war auch Fust zu Paris an der Pest gestorben.

Entdeckung des Seeweges nach Ostindien durch die Portugiesen. — Der früher erwähnte portugiesische Prinz Heinrich der Seefahrer war ein vorzüglicher Freund der Mathematik und Schiffahrtskunde. Sein Hof war der Sammelplatz der Seeleute; von ihnen zog er Nachrichten über entfernte Länder und Meere ein. Vorzüglich beschäftigte ihn der Plan, einen Seeweg um Afrika herum nach Indien aufzusuchen, um die herrlichen Erzeugnisse dieses Landes, welche man früher durch arabische Kaufleute bezog, die sie den Europäern bis nach Ägypten brachten, unmittelbar aus dem Lande selbst zu holen. Der Seeweg um Afrika war damals noch nicht bekannt; man wußte gar nicht, wie weit sich der Erdteil nach Süden hin erstreckte. Dazu hieß es, unter der Linie (Äquator) sei das Wasser kochend heiß, an anderen Stellen wimmele das Meer von grausigen Untieren. Heinrich aber ließ sich durch diese und ähnliche Fabeln nicht abschrecken und schickte einige seiner tüchtigsten Seeleute zur näheren Untersuchung der Küste Afrikas ab. Diese entdeckten zuerst die kleine Insel Porto Santo und hierauf die Insel Madeira (1419). Sie war unbewohnt und mit dichten Urwäldern bedeckt. Diese wurden angezündet und sollen sieben Jahre gebrannt haben. Heinrich legte auf Madeira eine Kolonie an und ließ Reben aus Cypern und

---

*) Im Jahre 1837 wurde unserm Gutenberg in seiner Vaterstadt Mainz ein Denkmal errichtet. — Fast gleichzeitig mit der Buchdruckerkunst wurde auch die Ölmalerei von Joh. van Eyk in Brügge (1430) erfunden.

Zuckerrohr aus Sizilien anpflanzen. In dem durch Asche gedüngten Boden gediehen diese ganz vortrefflich. Immer weiter fuhren die Portugiesen und erreichten so die kanarischen Inseln*), die schon den Alten unter dem Namen der glücklichen Inseln bekannt gewesen sein sollen; dann, im Jahre 1431, auch die azorischen Inseln. Aber noch weit über diese hinaus fuhren die kühnen Segler. An der west-afrikanischen Küste erhebt sich eine ungeheure, weit in das Meer springende Felswand, an welcher die See brausend zusammenschlägt. Diese gefährliche Stelle galt damals für das Ende der Welt und hieß das Kap Non oder die Grenzspitze. Gilianez aber, einer der kühnsten von Heinrichs Seefahrern, umschiffte 1433 auch dieses Kap. Seit der Zeit führt es den Namen Kap bojador, d. i. das umschiffte. So glückliche Erfolge belebten die Hoffnung und erhöhten den Mut. Die Seeleute fuhren immer weiter nach Süden. Im Jahre 1462 erreichten sie auch die Küste von Guinea, wo sie Gold, Elfenbein und andere Kostbarkeiten fanden, mit welchen sie ihre Schiffe beluden. Endlich kamen sie auch in die gefürchtete Gegend unter der Linie, ohne von der Glut der Sonne versengt zu werden.

Die Seele aller dieser Unternehmungen war Prinz Heinrich. Mit seinem Tode erkaltete auf einige Jahre der Eifer der Portugiesen für fernere Entdeckungsfahrten. Johann II. aber, der bald darauf den Thron von Portugal bestieg, nahm den großartigen Plan Heinrichs wieder auf und schickte einen seiner besten Seefahrer, Bartholomäus Diaz, ab, mit dem Auftrage, so weit südlich zu fahren, bis er die Spitze von Afrika erreicht habe. Unter tausend Mühseligkeiten und Gefahren ward diese endlich erreicht. Von den heftigen Stürmen, die hier wüteten, nannten die erschrockenen Seeleute sie nicht anders, als das Vorgebirge der Stürme. Als aber der König die Nachricht von dieser glücklichen Entdeckung erhielt, rief er frohlockend aus: „Nein, es heiße das Vorgebirge der guten Hoffnung! denn nun haben wir ja gute Hoffnung, einen Seeweg nach Indien zu finden!“ Diese ging auch unter der Regierung seines Nachfolgers,

*) Diese sind das Vaterland der Kanarienvögel. Im sechzehnten Jahrhundert kamen die munteren Sänger nach Europa.

Emanuels des Großen, glorreich in Erfüllung. Er schickte einen andern bewährten Seemann, Vasko da Gama, mit vier Schiffen ab, um jetzt die Fahrt nach Indien selbst zu versuchen. Glücklich segelte derselbe um das Vorgebirge der guten Hoffnung, welches nachher blos Kap genannt wurde, kam dann bei der Küste Mosambique vorbei und erreichte nach manchen Gefahren die Stadt Melinde. Hier empfing ihn der Negerkönig aufs freundlichste und gab ihm bei der Abreise einige erfahrene Seeleute mit, um ihm den Weg nach Kalikut in Indien zu zeigen. Endlich kamen sie hier im Jahre 1498 an. Mit freudigem Erstaunen betraten die Portugiesen das fremde Land. Das Volk lebte hier bereits in einem blühenden Wohlstande. Die Häuser in Kalikut waren größtenteils aus Holz gebaut und mit Palmblättern gedeckt. Hier war der Sitz des Landesfürsten, welcher den Titel Zamorin, d. i. Kaiser, führte. Er empfing, auf einem prächtig geschmückten Tragsessel ruhend, die Portugiesen mit vieler Freundlichkeit. Die hier wohnenden Mohammedaner aber waren eifersüchtig auf die neuen Ankömmlinge und fürchteten, diese möchten mit dem Zamorin in unmittelbare Handelsverbindung treten. Aus Neid verleumdeten sie deshalb die Portugiesen, als wären diese Spione, die erst das Land auskundschaften wollten und dann große Scharen herüberführen würden, um es zu erobern. Der Zamorin schöpfte wirklich so argen Verdacht, daß Gama es für das Ratsamste hielt, so schleunig als möglich sich zu entfernen. Nach zweijähriger Abwesenheit traf Gama wieder in Portugal ein und ward von seinem Könige mit verdienten Ehrenbezeigungen empfangen.

Durch das Glück und den Ruhm des kleinen Portugals wurde auch das benachbarte Spanien zu ähnlichen Unternehmungen angefeuert. Noch ehe die Portugiesen den Weg nach Indien gefunden, hatte von Spanien aus die Entdeckung der neuen Welt im Westen begonnen, und nach beiden Richtungen hin wurde alsbald auch das Evangelium des Welterlösers verbreitet.

Durch die vielen und mannigfaltigen Erfindungen und Entdeckungen zu Ende des Mittelalters war die Menschheit wie mit Riesenschritten auf dem Wege der Bildung und Aufklärung vor-

gerückt. Viele früheren Einrichtungen und Verhältnisse wurden verbessert und vervollkommnet; jede hemmende Schranke durchbrochen, fast überall mußte das Alte dem Neuen weichen. Diesen Umschwung aller Verhältnisse beförderte die Erfindung und schnelle Verbreitung der Buchdruckerkunst, wodurch die Gedanken des Einzelnen wie im Fluge zum Gemeingute ganzer Völker wurden. — Als zu dieser und anderen Erfindungen und Entdeckungen nun noch die drei hochbedeutsamen und folgenreichen Ereignisse traten: der Sturz des oströmischen Kaiserreiches (1453), die Entdeckung Amerikas (1492) und die Reformation (1517), da vollzog sich auf allen Gebieten des Völkerlebens eine so weitgreifende Umgestaltung, daß wir mit Recht hier einen neuen Abschnitt der Weltgeschichte beginnen.

So stehen wir denn hier an der Schwelle einer Zeit, welche unter den Hauptteilen der Weltgeschichte den letzten bildet und als Neuzeit benannt zu werden pflegt. Die Entwicklung dieses Zeitalters führt uns mit ihren letzten Erscheinungen bis auf unsere Tage.

Dritter Hauptteil.

Die Geschichte der neueren Zeit

von der

Entdeckung Amerikas bis auf unsere Tage.

(Von 1492 bis jetzt.)

Die Geschichte der letzten vier Jahrhunderte, welche uns auf kirchlichem und staatlichem Gebiete die bedeutsamsten Veränderungen vorführen, zerlegen wir der besseren Übersicht halber in drei Unterabteilungen.

Unterabteilungen der Geschichte der neueren Zeit.

1. **Vom Ende des Mittelalters bis zum westfälischen Frieden** (1492 bis 1648 n. Chr.).

   In diesem Zeitraum vollziehen sich infolge der Reformation auf kirchlichem Gebiete die wichtigsten Umgestaltungen. — Im staatlichen Leben entbrannte gegen die Übermacht des Hauses Habsburg eine Reihe von Kriegen, bis endlich durch den dreißigjährigen Krieg Deutschland völlig zerrüttet wurde.

2. **Vom westfälischen Frieden bis zur großen französischen Revolution** (1648 bis 1789 n. Chr.).

   Frankreich im Zeitalter Ludwigs XIV. bildete zunächst die Hauptmacht Europas, doch allmählich sank es, und Preußen schwang sich durch Friedrich d. Gr. zu einer hohen Machtstufe empor.

3. **Von der großen französischen Revolution, 1789, bis auf unsere Tage.**

   Von Frankreich ausgehend gestalteten sich die inneren Verhältnisse der meisten Staaten völlig um. Nach außen hin war während dieser Zeit ebenfalls Frankreich zweimal der entscheidende Staat unter Napoleon I. und Napoleon III., bis durch glänzende Waffenerfolge Deutschland den ersten Rang für sich zurückgewann.

Erste Unterabteilung der Geschichte der neueren Zeit

(vom Ende des Mittelalters (1492) bis zum westfälischen Frieden (1648).)

Kolumbus entdeckt Amerika (1492). — Fernere Entdeckungen der Portugiesen und Spanier. **Cabral** in Brasilien (1500), **Cortez** in Mexico (1519). — Erste Reise um die Welt unter **Magelhäens**. — **Pizarro** in Peru (1524).

Entdeckung von Amerika durch Kolumbus (1492). — Christoph Kolumbus, der Sohn eines Seemanns, war zu Genua geboren. Seit seinem vierzehnten Jahre lebte er auf der See und hatte bald alle damals bekannten Meere befahren. Um sich von dem Gange der bisherigen Entdeckungen genauer zu unterrichten, begab er sich nach Portugal. Zu Lissabon fand er Verwandte und Landsleute und setzte hier seine Studien eifrig fort. Überzeugt von der schon durch die Weisen Griechenlands angenommenen Kugelgestalt der Erde, entwarf er den Plan, jenes Indien, nach welchem die Portugiesen längs der Küste Afrikas den Weg suchten, durch eine Fahrt nach Westen zu finden. Mancherlei Erscheinungen bestärkten ihn in seiner Vermutung von diesem Lande im Westen. Wiederholt wurden seltenes Rohr, künstlich gearbeitetes Holz, ja sogar Leichname von fremder Gestalt von Westen her an die Küste getrieben. Voll Zuversicht, auf der westlichen Fahrt einen kürzeren Weg nach Indien zu finden, wandte sich Kolumbus an den König von Portugal, Johann II. Dieser ließ sich erst von seiner bezweckten Reise unterrichten, und während er ihn mit leeren Hoffnungen hinhielt, schickte er heimlich mehrere Schiffe auf die Entdeckung des unbekannten Weges aus. Nachdem diese einige Tage westlich gefahren waren, kehrten sie zurück, mit der Nachricht, in jener bezeichneten Gegend sei an Land gar nicht zu denken. Unwillig über diese Treulosigkeit ging Kolumbus nach Spanien

und teilte seinen Plan dem Könige Ferdinand und der Königin Isabella mit. Hier fand er endlich die nötige Unterstützung und ward schon im voraus zum Statthalter aller Länder ernannt, die er entdecken würde.

Am 3. August 1492 segelte der kühne Mann mit drei kleinen Fahrzeugen und hundertzwanzig Gefährten von Palos, einem unbedeutenden Hafen Andalusiens, ab. Auf den kanarischen Inseln versah er sich mit frischem Wasser, und nun ging es getrost in die unendliche, noch nie befahrene Wasserwüste. Allein mit jedem Tage der lang sich hinziehenden Fahrt minderte sich die Hoffnung, und wuchs die Ungeduld der Matrosen. Später hat man die bekannte Erzählung erfunden, die verzweifelten Matrosen hätten einen Aufruhr gemacht und gedroht, den Kolumbus über Bord zu werfen, wenn sich nicht innerhalb dreier Tage Land zeige; aber diese Angabe ist längst als unwahr erwiesen.

Endlich zeigten sich Vorboten des Landes. Die Tiefe des Meeres nahm ab, Rohr und Baumstämme schwammen auf sie zu, und Landvögel flogen auf die Masten. Die Sonne war eben untergegangen. Noch sah man nichts; aber Kolumbus ließ die Segel einhissen, um nicht etwa bei Nacht auf Klippen zu stoßen. Am anderen Tage — es war am Nachmittag des 12. Oktober — bemerkte man das erste Land, und plötzlich erscholl vom Mastkorbe herab der freudige Ruf! „Land! Land!" Thränen der Freude stürzten allen aus den Augen. Mit Sehnsucht erwarteten sie den Anbruch des Tages. Endlich rötete sich der Himmel im Osten. Und siehe, da lag vor ihrem staunenden Blicke ein grünes Eiland, vom Glanze der Morgensonne erhellt! und mit rauschender Musik, fliegenden Fahnen und anderem feierlichen Gepränge ruderten die Abenteurer fröhlich in die neue Welt hinüber. Mit der Fahne in der einen Hand und dem Degen in der andern sprang Kolumbus zuerst ans Land unter die erstaunten Insulaner, die sich am Ufer versammelt und nie solche Menschen, nie solche Schiffe gesehen hatten. Sie legten durch ihre Gebärden an den Tag, daß sie die Spanier für höhere, vom Himmel gekommene Wesen hielten. Sie selbst erregten bei den Spaniern nicht geringes Erstaunen. Sie waren unbekleidet, von rötlicher Kupferfarbe und trugen zum Zier-

rate Goldbleche in Nase und Ohren. Sie riefen Guanahani, welches man für den Namen der Insel nahm; Kolumbus jedoch nannte sie zum Danke für die Rettung San Salvador, d. i. die Erlöser-Insel. Sie gehört zu den Bahama-Inseln. Die Spanier gaben den Wilden Scherben, Glaskorallen, Nadeln und andere blinkende Kleinigkeiten und erhielten dafür Gold in Menge zurück. Zugleich zeigten die Wilden, als sie die Goldgier der neuen Gäste sahen, nach Süden. Dorthin richtete deshalb Kolumbus seinen Lauf und entdeckte die Insel Cuba. Auch dort standen die Einwohner wie versteinert beim Anblicke der fremden Menschen und ihrer Schiffe. Als man ihnen Goldbleche vorhielt, schrieen sie Hayti! und zeigten nach Osten. Kolumbus folgte diesem Winke und entdeckte die Insel Hayti, die man später Hispaniola nannte; jetzt heißt sie St. Domingo.

Nun wünschte Kolumbus nach Europa zurückzukehren, um dem spanischen Könige die Nachricht der glücklichen Entdeckungen zu überbringen. Vor seiner Abreise baute er aus den Trümmern eines seiner Schiffe, welches gestrandet war, auf der Insel Hayti eine kleine Burg oder Fort, Navidad genannt, und ließ hierin achtunddreißig Spanier zurück. Seine kleine Kolonie ermahnte er zu einem freundlichen Betragen gegen die Insulaner. Um diesen zuvor Furcht und Achtung einzuflößen, ließ er seine Spanier eine glänzende Waffenübung anstellen. Als auf einen Wink die Gewehre losbrannten, gerieten die Wilden außer sich vor Entsetzen; und kaum hatten sie sich von der ersten Angst erholt, als eine Kanone abgefeuert wurde, deren Kugel einen Teil des gestrandeten Schiffes donnernd zerschmetterte. Da stürzten sie vor Angst zu Boden und es mochte bei ihnen nun wohl ausgemacht sein, daß die fremden Männer höhere Wesen seien.

Zu Anfang des Jahres 1493 ging Kolumbus unter Segel. Während der Rückfahrt aber erhob sich ein fürchterlicher Sturm, welcher unvermeidlichen Untergang drohte. Kolumbus, mehr auf die Erhaltung seiner Entdeckung, als seines Lebens bedacht, schrieb dieselbe eiligst auf eine Pergamentrolle und warf sie, in einer wohlverpichten Tonne verschlossen, ins Meer, hoffend, daß die Wogen sie irgendwo ans Land treiben würden. Doch die Vorsehung

wollte, daß er selbst der Herold seiner Entdeckung werde. Der Sturm legte sich, das Schiff flog über die ruhige Flut dahin und lief am 15. März unter dem Donner des Geschützes, unter dem feierlichen Geläute der Glocken und unter dem tausendstimmigen Jubel der am Strande versammelten Volksmenge in den Hafen von Palos ein. Bei seinem feierlichen Einzuge wurden alle mitherübergebrachten Kostbarkeiten und Seltenheiten des neuen Erdteiles wie im Triumphe vor ihm hergetragen.

Schon im Herbste desselben Jahres 1493 machte er mit siebzehn Schiffen und fünfhundert Mann eine zweite Fahrt nach der neuen Welt. Diesmal nahm er eine etwas südlichere Richtung und entdeckte die Karaïben, Dominique, Guadeloupe und Portorico. So überaus freundlich die Natur auf diesen Inseln war, so wild waren auf einigen noch die Bewohner derselben. Bei ihnen herrschte die grausame Sitte, ihre gefangenen Feinde zu schlachten und zu verzehren. Auf Guadeloupe fand man die Wilden gerade bei einem so schrecklichen Gerichte; überall lagen Menschenknochen und blutige Schädel umher. — Die Sorge um seine zurückgelassene Kolonie trieb ihn hierauf nach Hayti, wo er im November ankam. Aber wie erschrak er, als er weder Kolonie noch Festung erblickte! Die Grausamkeit der Spanier hatte die Insulaner zur Notwehr gereizt; sie hatten alle Tyrannen erschlagen, das Kastell zerstört und waren dann in das Innere des Landes geflohen. Kolumbus ließ jetzt eine neue Festung anlegen, die er zu Ehren seiner Königin „Isabella“ nannte, und übergab dieselbe der Aufsicht seines Bruders Diëgo. Er selbst segelte weiter und entdeckte die Insel Jamaika. Nach fünfmonatlicher Abwesenheit kam er nach Hayti zurück, wo er die Freude hatte, auch seinen Bruder Bartholomäus anzutreffen.

Bald aber entstand Unzufriedenheit unter den Gefährten des Kolumbus. Sie waren ihm gefolgt in dem Wahne, in der neuen Welt seien goldene Schätze nur aufzulesen, ohne alle Arbeit und Beschwerde. Hierin getäuscht kehrten viele deshalb nach Spanien zurück und rächten sich an ihm durch Verleumdungen, indem sie die gehässigsten Schilderungen von dem Lande und seinem Befehlshaber machten. Bald erschien ein Abgesandter des Königs,

um die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Da jener ein persönlicher Feind des Kolumbus war, so hielt dieser es für ratsamer, nach Spanien zurückzukehren und sich persönlich vor dem Könige zu rechtfertigen. Dieses geschah auch. Der König erkannte seine Unschuld an; doch dauerte es fast ein Jahr, bevor er ihm die nötigen Schiffe zu einer dritten Fahrt gab.

Im Mai 1498 stach Kolumbus mit acht Schiffen wieder in See. Er hatte einen Haufen grober Verbrecher an Bord, die er zur Anlegung von Bergwerken in der neuen Welt gebrauchen wollte. Dieses Gesindel machte ihm in der Folge vielen Gram und Kummer. Er nahm dieses Mal eine noch südlichere Richtung und kam über die fruchtbare Insel Trinidad hinaus in die Gegend der Mündung des Orinokostromes, wo er endlich das Festland Südamerikas erreicht zu haben scheint. Dann segelte er wieder nach seiner Lieblingsinsel Hayti. Hier hatte sein Bruder an einem bequemeren Platze die Stadt St. Domingo angelegt, von welcher nachher die ganze Insel diesen Namen erhielt. Die Kolonie selbst aber befand sich in einem traurigen Zustande. Die Insulaner waren durch die Grausamkeit der Spanier zur äußersten Rache gereizt worden. Sie hatten alle Anpflanzungen verwüstet und so ihren Peinigern alle Lebensmittel entzogen. Kolumbus konnte die Ruhe nur durch das harte Mittel herstellen, daß er die Ländereien unter die Spanier verteilte und jedem derselben mehrere Eingeborne als Sklaven gab, die nun ihr früheres Eigentum für ihre grausamen Herren bearbeiten mußten.

Des Kolumbus Feinde waren indessen nicht müßig gewesen. Eben jetzt kam ein neuer Bevollmächtigter, Bovadilla, welcher unumschränkte Gewalt vom Könige hatte, die gegen Kolumbus angebrachten Klagen zu untersuchen. Aus persönlichem Rachegefühl ließ er ihn auf die Aussage einiger nichtswürdigen Zeugen verhaften, in Ketten legen und zur Verantwortung nach Europa abführen. Als das Schiff nicht mehr weit vom Hafen war, wollte der Befehlshaber, welchen der Anblick des großen Mannes rührte, ihm die Fesseln abnehmen; allein Kolumbus litt es nicht. Ganz Spanien sollte sehen, wie man den Entdecker einer neuen Welt belohne. Der König überzeugte sich indessen bald von seiner

Unschuld. Er behandelte ihn mit Liebe und Achtung und ließ Bovadilla sogleich abrufen.

Im Frühlinge des Jahres 1502 unternahm Kolumbus die vierte Fahrt. Als er auf der Rhede von Hayti anlangte, verweigerte der Befehlshaber dem Entdecker sogar selbst die Landung. Er mußte daher weiter segeln und erreichte endlich nach vielen Gefahren die Insel Jamaika. Hier strandeten seine Schiffe, und die ganze Mannschaft befand sich auf der Insel zwischen lauter wilden Menschen in der größten Not. Da unternahmen zwei seiner Gefährten, Mendez und Fiesko, ein kühnes Wagstück. Sie ruderten in ausgehöhlten Baumstämmen zehn Tage lang durch die See, erreichten Hayti und kamen, aber erst nach acht Monaten, mit einem rettenden Schiffe zu den Verlassenen zurück. Abgezehrt von Krankheit und Gram begab sich Kolumbus wieder nach Spanien. Hier fand er seine Beschützerin Isabella tot; Ferdinand, der seiner nicht mehr bedurfte, vernachlässigte ihn ganz. Viele Spanier suchten sogar sein Verdienst herabzuwürdigen, als hätte die Entdeckung auch von jedem andern leicht gemacht werden können. In die Zeit dieser Kränkungen setzt man auch folgende Begebenheit, die jedoch als ungeschichtlich nachgewiesen ist. Als einst, heißt es, in einer Gesellschaft solcher weisen Herren das Verdienst des Entdeckers wieder angefochten wurde, nahm Kolumbus ein Ei und fragte: „Wer von den Herren kann mir dieses Ei auf die Spitze stellen?“ Keiner konnte es. Da drückte er gelassen die Spitze ein, und das Ei stand! Als nun alle riefen: „So hätten wir es auch gekonnt!“ erwiederte er lächelnd: „Ganz recht, liebe Herren, das eben ist der Unterschied, damals wie jetzt, daß Ihr alle es auch so hättet machen können, ich allein es aber wirklich so gemacht habe!“

Am 21. Mai 1506 starb Kolumbus zu Valladolid, mehr vielleicht vor Kummer über den Undank der Menschen, als an den Folgen des Alters. Er zählte ungefähr sechzig Jahre. Selbst seiner Leiche wurde vorläufig keine bleibende Ruhestätte zu teil; bis sie endlich nach merkwürdigen Wanderfahrten jüngst in seiner Vaterstadt Genua beigesetzt wurde.

Nicht einmal den Namen führte der neue Erdteil nach seinem Entdecker. In den Jahren von 1497 bis 1503 machte ein

Edelmann aus Florenz, Amerigo Vespucci, mehrere Reisen in dem neuen Erdteil und teilte umständliche Nachrichten und Karten von demselben mit. Daher nannte man das Land nach ihm terra America, d. i. Land des Amerigo. Erst der neue Freistaat Columbia hat des Entdeckers Verdienst auch mit seinem Namen anerkannt. — Jener großen Inselgruppe zwischen Nord- und Südamerika ist der damalige Name Westindien geblieben, weil damals der Wahn herrschte, daß sie nur ein Teil von dem früher bekannten Indien sei, welches deshalb auch zur Unterscheidung Ostindien genannt wurde.

Fernere Entdeckungen der Portugiesen und Spanier. — Von nun an wurden fast in jedem Jahre neue Entdeckungen gemacht. Im Jahre 1500 gelangten die Portugiesen durch Zufall zu dem gold- und diamantenreichen Brasilien. Emanuel, der König von Portugal, sandte eine Flotte unter Anführung Cabrals nach Ostindien. Auf der Fahrt dahin wurde er vom Sturme südwestlich an ein unbekanntes Land getrieben, wo er kupferbraune Menschen mit ganz anderen Gesichtszügen fand, als die Afrikaner hatten. Es war Brasilien, ein Teil von Südamerika. Cabral nahm sogleich von dem Lande für die Krone Portugals Besitz. Unter anderen Seltenheiten fand man hier ein schönes Färbeholz, das, frisch geschält, fast wie eine glühende Kohle glänzte. Weil nun Kohle auf portugiesisch braça heißt, so bekam das ganze Land hiervon den Namen. Von Brasilien schiffte Cabral wieder östlich nach dem indischen Meere, wurde aber vom Sturme abermals überfallen, in welchem die Hälfte seiner Schiffe nebst dem berühmten Seefahrer Bartholomäus Diaz unterging. Endlich erreichte er Kalikut. Hier fand er aber keine Aufnahme. Der Zamorin zeigte sich gegen ihn so feindselig, daß Cabral aus Rache einen ganzen Tag hindurch die Stadt beschießen ließ. Dann durchstreifte er die Uferlande und schloß Handelsverträge mit den Regenten von Kochin und Kanaor. Mit reichen Produkten Indiens versehen segelte er nach Portugal zurück.

Gereizt durch die herrlichen Schätze Indiens suchte sich der portugiesische König in diesem Lande immer fester zu setzen. Darum schickte er im Jahre 1502 eine noch größere Flotte unter Vasko

da Gama dahin. In Kochin, dessen König mit dem Zamorin in Feindschaft lebte, fand er wieder die freundlichste Aufnahme, nicht aber in Kanaor, wo die eifersüchtigen Mohammedaner Feindschaft zwischen ihm und dem Könige anzustiften suchten. Jetzt wandte sich Gama gegen den Zamorin, der seiner Feindschaft gegen die Portugiesen keine Grenzen setzte. Zwei Tage ließ er Kalikut fürchterlich beschießen und mehrere gefangene Mohammedaner an den Segelstangen aufhängen. Nachdem er solche Rache genommen hatte, kehrte er nach Kochin zurück und legte dort eine Faktorei (Warenniederlage) an. Dann segelte er nach Kanaor, dessen König ihm erlaubte, auch in seinem Lande eine Faktorei anzulegen.

Durch diese Kolonieen faßten die Portugiesen zuerst festen Fuß in Ostindien und dehnten von dort her ihre Besitzungen immer weiter aus. Auch der Zamorin wurde endlich besiegt, und Goa ward die Hauptstadt ihrer ostindischen Besitzungen. Anfänglich waren sie im alleinigen Besitz des einträglichen Handels in Ostindien; bald aber reizte der Gewinn auch die übrigen seefahrenden Nationen an, hier Kolonieen zu gründen.

Eroberung von Mexico durch Ferdinand Cortez (1519 bis 1521). — Wie die Portugiesen im Osten, so verfolgten die Spanier ihre Entdeckung im Westen. Die wichtigste unter diesen ist die Entdeckung und Eroberung von Mexico. Zu dem damaligen spanischen Statthalter auf der Insel Cuba, Velasquez, kamen einst spanische Schiffer und erzählten voll Verwunderung, auf einer westlichen Fahrt seien sie auf ein außerordentlich fruchtbares und schönes Land gestoßen; dort hätten sie wohlgekleidete Menschen, Dörfer und Städte und steinerne Wohnungen, Tempel mit Türmen gesehen! — Sogleich beschloß Velasquez, das gepriesene Land in Besitz zu nehmen. Zu dem Zwecke schickte er im Februar 1519 einen jungen Anführer, Ferdinand Cortez, mit einer kleinen Seemacht ab. Dieser landete an der mexikanischen Küste. Der Anblick der fremden Männer und ihrer Bewaffnung setzte die Eingebornen in Erstaunen. Am meisten erregten die geharnischten Reiter ihre Bewunderung. Pferde kannte man in Amerika nicht; und manche hielten Pferde und Reiter für ein einziges Geschöpf und erschraken nicht wenig, als die Reiter

abstiegen, und so das scheinbar Ganze sich teilte. Und als nun gar die Kanonen abgefeuert wurden, da schien es ihnen, als seien die Götter mit dem Donner herniedergestiegen. Sie begrüßten Cortez als einen Sohn der Sonne, der gekommen sei, ihre Lage zu verbessern; denn sie wurden von ihrem Könige Montezuma hart gedrückt. Viele schlossen sich deshalb an die Spanier an. Nun ging der Zug gerades Weges auf die Hauptstadt Mexico los, welche sechzigtausend Einwohner hatte und die Residenz des Montezuma war. Der König schickte Boten über Boten mit Geschenken entgegen und ließ ihn höflichst ersuchen, doch wieder umzukehren. Allein die Geschenke reizten nur noch mehr die Eroberungssucht der Spanier. Als der König endlich keinen Ausweg mehr sah, ging er mit seinem ganzen Hofstaat ihm entgegen, holte ihn auf das feierlichste ein und wies ihm ein weitläufiges steinernes Gebäude zur Wohnung an. Dieses ließ Cortez heimlich zu einer Festung einrichten, mit Soldaten und Kanonen besetzen und dann den König unter einem leeren Vorwande gefänglich einziehen.

Das übermütige Benehmen der Spanier und die feige Nachgiebigkeit des Königs reizte die Wut der Mexicaner aufs höchste. Bald kam sie zum hellen Ausbruche. Sie umringten das Bollwerk der Spanier und schleuderten Steine gegen die auf der Mauer befindlichen Wächter. Cortez hoffte, das wütende Volk durch die Erscheinung seines Königs zu beruhigen, und ließ denselben im vollen Schmucke auf die Mauer treten; aber von Steinen getroffen sank der Unglückliche nieder und starb nach wenigen Tagen. Nur mit genauer Not retteten sich Cortez und seine Gefährten durch eilige Flucht.

Bald nachher aber kehrte Cortez mit einer Verstärkung nach Mexico zurück. Über dieses herrschte jetzt Guatimozin, ein Neffe des Montezuma. Nach tapferer Gegenwehr nahm Cortez die Stadt wieder ein (1521). Und als die habsüchtigen Spanier nicht sogleich die unermeßlichen Goldschätze vorfanden, die sie gehofft hatten, ließen sie, in dem Wahne, die Einwohner hätten ihre Schätze versteckt, die vornehmsten auf die Folter spannen, um sie durch die grausamste Marter zum Geständnisse zu bringen. Selbst

der edle Guatimozin wurde gefesselt über glühende Kohlen gelegt; neben ihm einer seiner Vertrauten. Als dieser in seiner Qual wimmerte, sprach Guatimozin mit Würde: „Freund, sieh' her, liege ich denn auf Rosen?" Guatimozin wurde bald darauf öffentlich hingerichtet, und Cortez zum Statthalter des eroberten Landes ernannt. Jeder Spanier erhielt eine Anzahl Mexicaner als Sklaven. Mit empörender Grausamkeit suchte Cortez sich Unterwürfigkeit und Gehorsam zu erzwingen. Einst ließ er sechzig Kaziken (kleine Fürsten) und vierhundert andere vornehme Mexicaner vor den Augen ihrer Kinder lebendig verbrennen.

Doch bald verlor auch Cortez das Zutrauen seines Königs und wurde in seiner Statthalterschaft sehr beschränkt. Mißmutig legte er deshalb seine Stelle nieder und ging auf neue Entdeckungen aus. Im Jahre 1536 fand er die große Halbinsel Californien, das heutige Goldland. Einige Jahre später kehrte er nach Spanien zurück, wurde hier aber so kalt aufgenommen und hatte so viele Kränkungen zu leiden, daß der Gram hierüber sein Lebensende beschleunigte.

Erste Reise um die Welt unter Magelhäens. — In demselben Jahre, 1519, in welchem Cortez zur Eroberung Mexicos auslief, unternahm der Portugiese Magelhäens, der in spanische Dienste getreten war, die erste Reise um die Welt. Mit fünf Schiffen und 225 Mann segelte er aus dem Hafen von Sevilla ab. Er steuerte auf Brasilien los, fuhr dann südwärts die Küste entlang, um eine Durchfahrt zu suchen. Bei dieser gefahrvollen Fahrt strandete eins seiner Schiffe. Endlich fand er doch einen Durchgang, die Meerenge zwischen dem festen Lande von Südamerika und dem Feuerlande. Mit seinen noch übrigen drei Schiffen — das vierte war kurz vorher nach Europa zurückgekehrt — segelte er hindurch und kam in die große, von Europäern jetzt zum ersten Male besuchte Südsee. Das Meer war wegen des anhaltend milden und schönen Wetters so ruhig, daß sie ihm den Namen des stillen Ozeans gaben. Schnell flog die kleine Flotte über die ruhige Wasserfläche dahin und erreichte endlich die Ladronen oder Diebesinseln, auf welchen sie sich mit frischem Wasser und Lebensmitteln versah. Weil man bei den

wilden Bewohnern dieser Inseln eine besondere Neigung zu Diebereien fand, so erhielten die Inseln selbst hiervon ihren gehässigen Namen. Hierauf kam man an die Philippinen. Auf einer dieser Inseln, mit Namen Sebu, erlangte Magelháens die Bekehrung des Königs zum Christentume. Zugleich zog er als Verbündeter mit seinem neuen christlichen Freunde gegen den König der benachbarten Insel Matan zu Felde. Anfangs wichen die Feinde, erschrocken über die Feuergewehre der Spanier, zurück; als diese aber endlich, aus Mangel an Pulver, das Schießen einstellen mußten, griffen die Insulaner herzhaft an, und Magelháens mit einer bedeutenden Anzahl seiner Mannschaft verlor das Leben. Sofort wurde hierauf die Rückreise beschlossen. Wegen der verminderten Zahl der Spanier wurde eins der Schiffe verbrannt, über die beiden anderen übernahm Juan de Carvallo den Oberbefehl und landete mit ihnen auf der moluckischen Insel Tidor, wo er schon Portugiesen vorfand, die über das Kap und Ostindien dahin gekommen waren. Hier mußte auch das zweite Schiff, welches so schadhaft war, daß es die lange Fahrt nicht aushalten konnte, zurückgelassen werden. Auf der weiteren Fahrt starb Carvallo. An seine Stelle trat Sebastian de Cano, der nun mit dem einen Schiffe um Asien und Afrika herumsegelte und endlich, nach dreijähriger Abwesenheit, die Küste von Spanien glücklich wieder erreichte. Zum Andenken dieser merkwürdigen Fahrt um die Welt wurde das Schiff aufbewahrt, bis es vor Alter zerfiel.

Entdeckung von Peru unter Pizarro. — Im Herbste des Jahres 1524 schiffte der Spanier Pizarro, ein roher, aber herzhafter Mann, mit mehreren Abenteurern in einem einzigen Schiffe von Panama ab, um das noch nicht gefundene Goldland aufzusuchen. Er steuerte nach Süden, weil bei dem steten Fragen nach Gold die Wilden immer nach dieser Weltgegend gezeigt hatten. Auf seiner Fahrt entdeckte er Perū und fand in diesem Lande so viele Goldgefäße, daß er bald merkte, daß dieses das gesuchte Goldland sei. Weil aber seine Mannschaft viel zu gering war, um mit derselben ein großes, wohlbevölkertes Land zu erobern, so kehrte er für jetzt zurück, kam aber bald mit hinreichender

Verstärkung an Mannschaft und Geschütz wieder dahin. Zum Unglücke der Peruaner herrschte eben jetzt unter ihnen ein innerer Krieg. Huascar und Atahualpa, zwei Söhne des letztverstorbenen Inka — so nannten sich hier die Könige — stritten um den Thron, und beide riefen die Hilfe der ankommenden Fremdlinge an. Pizarro verband sich mit Atahualpa, und Huascar wurde überwunden und gefangen. Nun verlangte Pizarro, der nicht mehr als Freund und Bundesgenosse, sondern als Herr und Gebieter auftrat, daß der Inka, welcher mit seinen Unterthanen die Sonne anbetete, sich zur christlichen Religion bekehre und den König von Spanien als seinen Oberherrn anerkenne. Als der Fürst diesem widerstrebte, wurde er gefangen genommen und in Ketten gelegt. Der Unglückliche erbot sich, das Zimmer, in welchem er gefangen saß, so hoch, als er mit aufgehobenen Armen an den Wänden reichen könnte, mit Gold zu füllen, wenn man ihm für diesen Preis die Freiheit wiederschenke. Dieses geschah auch. Huascar erkaufte sich um einen noch höheren Preis die Freiheit, wurde aber bald nachher von seinem eifersüchtigen Bruder umgebracht. Sogleich legten die Spanier diesen wieder in Ketten und verurteilten ihn als einen Brudermörder und Götzendiener zum Feuertode. Der Unglückliche weinte und flehte; umsonst! Man sprach ihm zu, Christ zu werden, und verhieß ihm unter dieser Bedingung Milderung der Strafe. In der Todesangst willigte er ein und ließ sich taufen. Dafür wurde er statt lebendig verbrannt zu werden, aus Gnade am Pfahle erdrosselt! In solch unerhört grausamer Weise wurden Fürst und Volk der unglücklichen Peruaner von den Spaniern mißhandelt, und den armen Heiden ein gräßliches Zerrbild der christlichen Bildung vorgehalten. Pizarro selbst aber genoß nicht lange die Früchte seiner Eroberung. Er veruneinigte sich mit seinen Offizieren und ward von diesen ermordet.

Auch in anderen Ländern der neu entdeckten Welt wurden die Indianer mit unerhörter Grausamkeit von ihren neuen Herren behandelt. Ja, es wurde sogar die Frage aufgeworfen, ob man sie wohl zu den Menschen zählen dürfe. Die unglücklichen Indianer sanken oft tot dahin. Teils erlagen sie den Geißelhieben ihrer

Peiniger, teils der schweren Arbeit, für die ihr Körperbau zu schwach war. Zu diesen Drangsalen der Eingeborenen kam bald als ein neues Übel die fluchwürdige Einfuhr schwarzer Sklaven, die man aus Afrika zur Besorgung des Ackerbaues nach Amerika hinüberbrachte. Nur allmählich besserten sich diese Zustände. Besonders wirkte hierauf die Verkündigung des Evangeliums, da dieses ja die Eingeborenen zu christlichen Brüdern der Europäer erhob.

Die Spanier und Portugiesen waren anfangs die einzigen Beherrscher von Amerika, und unermeßliche Schätze flossen ihnen jährlich aus diesem Erdteile zu. Dennoch war ihnen der Besitz desselben von keinem Segen, wie die spätere Zeit dies gezeigt hat. Die Schätze der neuen Welt beförderten nur Üppigkeit und Trägheit. Durch die vielen Auswanderungen wurden tausend und abermals tausend Hände dem Anbaue und der Pflege des so schönen, aber verwaisten Mutterlandes entzogen. — In der Folge legten auch die übrigen seefahrenden Nationen, besonders England, Kolonieen in Amerika an. Jede neue Reise nach diesem unerschöpflich scheinenden Erdteile brachte neue Ausbeute. Neue Tiere, neue Pflanzen zum Genusse, zur Genesung, zur Färberei, neue nahrhafte Gewächse, besonders die Kartoffeln, und vieles andere kam aus Amerika herüber und wurde bald in Europa zum bleibenden Bedürfnisse. Angesichts dieser und anderer Umstände muß die Entdeckung Amerikas und seiner einzelnen Landesteile als eines der wichtigsten Ereignisse der Weltgeschichte bezeichnet werden. Auch die Natur- und Länderkunde wurde beträchtlich erweitert.

Vierunddreißigster Abschnitt.

Maximilian I. Die Reformation.

Deutschland unter **Maximilian I.** (1493—1519). Einführung des ewigen Landfriedens und des Reichskammergerichts. Einteilung Deutschlands in 10 Kreise. Vergrößerung der habsburgischen Hausmacht.

Die Reformation. Die kirchlichen Bewegungen in Deutschland von 1517 bis zum Jahre 1535.

Maximilian I. (1493 bis 1519). — In jener so vielfach aufgeregten und sich völlig umgestaltenden Zeit, von 1493 bis 1519, regierte in Deutschland Maximilian I., der Sohn

Friedrichs III. Er war einer der herrlichsten Regenten Deutschlands; immer voran, wo es Deutschlands Ehre galt, bildete er auch den Mittelpunkt einer großen geistigen Thätigkeit. Selbst hochgebildet und zahlreicher Sprachen, Wissenschaften und Künste kundig, ehrte er alle geistigen Bemühungen seiner Völker. Er war Freund der Dichter und Künstler. Auch sonstige nützliche Anstalten hat Deutschland diesem Fürsten zu verdanken. Er war es, der dem wilden Faustrecht ein endliches Ziel setzte. Im Jahre 1495 hielt er zu dem Endzwecke einen Reichstag zu Worms, auf welchem der ewige Landfriede beschlossen wurde. Bei Strafe der Reichsacht, bei Verlust aller Lehen und Rechte sollten nunmehr alle Befehdungen aufhören. Die bereits milder gewordenen Sitten, und die durch die Erfindung des Schießpulvers veränderte Kriegführung, welche den Raubrittern hinter den Mauern ihrer Felsenburgen keinen Schutz mehr ließ, waren zur Erreichung dieses Zieles sehr günstig.

Sollte aber dieser Landfriede Bestand haben, so mußte auch notwendig ein Gerichtshof vorhanden sein, bei welchem jeder sein Recht nachsuchen konnte. Es wurde deshalb ein Reichskammergericht angeordnet, das aus einem Kammerrichter und sechzehn Beisitzern bestand. Im Jahre 1495 wurde es zu Frankfurt a. M. eröffnet; später wurde es nach Speyer und im Jahre 1689 nach Wetzlar verlegt. Noch eine dritte staatliche Einrichtung Maximilians war von hoher Bedeutung, — die Einteilung Deutschlands in die Reichskreise. Um nämlich Ruhe und Ordnung besser zu handhaben, wurde Deutschland in zehn Bezirke, Kreise genannt, eingeteilt. Diese waren: der österreichische, bayerische, schwäbische, fränkische, oberrheinische, kurrheinische, westfälische, niedersächsische, obersächsische und burgundische oder niederländische. Jeder Kreis hatte seinen besonderen Vorsteher und Kreishauptmann. Bei Ruhestörungen bot dieser die bewaffnete Mannschaft, das sogenannte Kreiskontingent, auf. — So vorteilhaft auch in anderer Rücksicht diese Kreiseinteilung sein mochte, so wirkte sie doch für die Folge leider auch nachteilig auf die Erhaltung der Einheit des Reiches. Jeder Kreis sorgte nur für sich und nahm wenig Rücksicht auf das Ganze; jeder wollte vor dem anderen an Rang und Größe den

Vorzug haben. Auf den Reichstagen, auf welchen das Wohl des Vaterlandes beraten wurde, stritten sogar die einzelnen Kreise darüber, wer am wenigsten dazu beizutragen habe. So konnte nichts Großes unternommen werden, weil es an Gemeingeist fehlte; und der erste Fürst der Christenheit war schließlich einer der allerschwächsten.

Ein großes Verdienst um Deutschland erwarb sich Maximilian auch durch die Einführung des Postwesens. Früher hatte man wohl reitende Boten von einer Hauptstadt zur andern, auch einzelne Landkutschen, welche Reisende und Gepäck aufnahmen. Sollten aber Briefe an Orte gelangen, die nicht an der Straße lagen, oder waren sie für das Ausland bestimmt, so mußte man eine Gelegenheit abwarten oder einen besonderen Boten abschicken. Jenes aber war sehr unsicher, dieses sehr kostspielig. Höchst erfreulich mußte deshalb für alle, insbesondere für den Kaufmannsstand, eine Anstalt werden, durch welche man fortan alles, was man wollte, mit geringen Kosten schnell und sicher von einem Orte zum andern befördern konnte. In Frankreich bestand diese gemeinnützige Anstalt schon seit dem Jahre 1464, bald nachher wurde sie von dem deutschen Grafen von Thurn und Taxis in Tirol nachgeahmt. Durch dessen Sohn Franz führte Maximilian im Jahre 1516 zuerst eine Post zwischen Brüssel und Wien ein und ernannte jenen Grafen zum Generalpostmeister. Diese Würde blieb in seiner Familie erblich. Von nun an kam das Postwesen immer mehr in Aufnahme. Später suchten manche deutsche Fürsten diese Einrichtung in ihren Ländern möglichst selbständig zu verwalten und kauften darum das Recht dazu von der Familie Thurn und Taxis, die auf solche Weise außerordentlich reich wurde und endlich sogar in den Fürstenstand erhoben ward.

Den größten Vorteil zog Maximilian, wie überhaupt viele habsburgische Kaiser, aus glücklichen Familienverbindungen. Durch seine eigene Vermählung mit der burgundischen Erbprinzessin Maria hatte er die reichen Niederlande an sein Haus gebracht, wie wir früher hörten. Seinen Sohn aus dieser Ehe, Philipp, vermählte er mit Johanna, der Erbin der Krone Spaniens, und bereitete hierdurch die Verbindung dieses Reiches mit Deutschland vor; denn der nachmalige Kaiser Karl V. entsproß aus dieser Ehe. Ebenso leitete Maximilian im Jahre 1515 eine Wechselheirat seiner Enkel Ferdinand und Maria (Philipps Kinder) mit Anna und Ludwig, den beiden Kindern des Königs Wladislaw II. von Ungarn und Böhmen, ein und legte so den Grund zu einer unmittelbaren Vereinigung auch dieser beiden Länder mit dem Hause Österreich.

Maximilian starb 1519 und wurde in der Burgkapelle zu Wiener-Neustadt unter dem Hochaltar bestattet.

Zwei Jahre vor dem Hinscheiden des Kaisers wurde Deutschland der Schauplatz eines Ereignisses, das klein in seinen Anfängen, aber unberechenbar in seinen Folgen, immer verhängnisvoller in alle Verhältnisse eingriff, — der Reformation oder Kirchentrennung.

Die Reformation.

Infolge der Kirchenspaltungen (Schismas) im 14. und 15. Jahrhundert, der zunehmenden Verweltlichung der Geistlichkeit und des Verfalles der strengeren Kirchenzucht hatten sich allmählich mancherlei Übelstände in die Kirche eingeschlichen. Hierzu gehörte auch der Mißbrauch, der nicht selten mit dem Ablaß getrieben wurde. In durchaus zulässiger Weise waren freilich schon früher zu den Türkenkriegen und zur Bestreitung größerer kirchlichen Bedürfnisse Ablaßgelder erhoben worden, und so war es auch nichts Verwerfliches, daß der Papst Leo X. zum Ausbau der Peterskirche in Rom durch Ausschreibung eines vollkommenen Ablasses das nötige Geld bei allen Völkern des christlichen Abendlandes zusammenzubringen suchte. Die Art und Weise aber, wie auch jetzt wieder der Ablaß verkündet wurde, entbehrte mehrfach der Verkehrtheiten nicht. In anderen deutschen Ländern und so auch in Sachsen wurde der Ablaß nun damals von Dominikanermönchen verkündet, unter denen besonders Johann Tetzel von Bedeutung war.

Martin Luther (1517). — Um jene Zeit lebte als Lehrer an der Hochschule zu Wittenberg der Augustiner-Mönch Martin Luther, geboren 1483 zu Eisleben in der Grafschaft Mansfeld in Thüringen. Dieser hatte Anstoß an den Mißbräuchen genommen, die hier und da mit dem Ablaß getrieben wurden, ließ am Allerheiligenabend (am 31. Oktober) 1517 fünfundneunzig Theses oder Sätze, die hauptsächlich auf den Ablaß und die kirchliche Freiheit sich bezogen, an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlagen und dadurch andere Gelehrte zu ihrer Besprechung herausfordern. Das brachte ungewollt den Zündstoff plötzlich zur Flamme. Sofort traten mehrere seinen Ansichten bei und eiferten in Schriften und

Predigten wider die Gegner derselben; die Augustiner standen durchgehends auf seiner Seite, die Dominikaner dagegen, zu welchen Tetzel gehörte, hielten meistens zu den Widersachern.

Was anfangs nur eine Angelegenheit der Ordensleute und der Gelehrten gewesen war, wurde aber bald auch Sache des Volkes. Luthers Ansichten verbreiteten sich vermittelst der Buchdruckerkunst mit unglaublicher Schnelligkeit über Deutschland und brachten eine allgemeine Bewegung im Volke hervor. Ein großer Teil erklärte sich alsbald für seine Meinungen. Mancher Ungebildete bezog dieselben auf die Verweigerung der den Bischöfen und Klöstern schuldigen Abgaben und glaubte, in ihnen das Recht zur Auflehnung gegen die Obrigkeit und jede ihm beschwerliche Einrichtung zu finden. Von der Gegenpartei aber wurde Luther nicht bloß heftig angegriffen, sondern auch mit Vollziehung der auf die Ketzerei gesetzten Strafen bedroht. Allein ihn schützte sein Landesherr, der Kurfürst Friedrich der Weise, der nicht litt, daß er ungehört verurteilt würde.

Der Papst unterließ nicht, das Seinige zur Aufrechterhaltung des kirchlichen Friedens zu thun und hoffte, daß der Streit sich wohl bald wieder legen würde. Als er aber von der zunehmenden Bewegung hörte, schickte er den Kardinal Cajetan nach Augsburg, um Luther, der dorthin beschieden war, in seiner Sache zu vernehmen und ihn von seinen Irrtümern zurückzuführen. Im Oktober 1518 fand diese Zusammenkunft statt. Der Kardinal empfing Luther auf das freundlichste und ermahnte ihn, seinen Irrtümern zu entsagen, alsdann wolle er ihn gern als reuigen Sohn unter seine väterliche Obhut nehmen. Als Luther aber mit Heftigkeit Gründe und Beweise aus der heiligen Schrift verlangte, wurde der Kardinal unwillig. Er hielt dessen Einrede für halsstarrige Verstocktheit und entließ ihn mit der Weisung, daß er nicht anders als zum Widerrufe vor ihn treten solle. Luther geriet deshalb in Sorge und floh heimlich aus Augsburg, doch ließ er sowohl ein Entschuldigungsschreiben an den Kardinal, als auch eine Appellation an den Papst zurück, der erst besser von der Sache unterrichtet werden müsse. Diese Appellation wurde zu Augsburg öffentlich angeschlagen.

Unterdessen hatten Luthers Anhänger den Ausgang der Zusammenkunft mit ängstlicher Spannung erwartet; seine Rückkunft nach Wittenberg ward von ihnen als Triumph gefeiert. Der Kardinal Cajetan aber beschwerte sich über jene heimliche Entweichung und bat in einem dringenden Schreiben den Kurfürsten, Luther entweder nach Rom zu schicken, oder doch wenigstens aus seinem Lande zu weisen. Allein der Kurfürst erwiderte: die Gerechtigkeit verbiete ihm, vor erwiesener Schuld zu strafen, auch dürfe er seine neue Hochschule nicht ihrer glänzendsten Zierde berauben.

Mitten unter diesen Gährungen — im Januar des Jahres 1519 — rief der Tod den Kaiser Maximilian vom Schauplatze seines Lebens, und der Kurfürst Friedrich der Weise übernahm verfassungsmäßig bis zur Wahl eines neuen Kaisers die Reichsverwesung im nördlichen Deutschland. Das war ein sehr günstiger Umstand für Luther. Unter dem Schutze seines hohen Gönners konnte er nun sein Werk ungefährdet fortsetzen. Den eifrigsten Mithelfer und Beförderer fand er an Philipp Melanchthon, der auch Lehrer an der Hochschule zu Wittenberg war.

Als der Religionsstreit in Deutschland mit jedem Tage ernstlicher und bedenklicher wurde, schickte der Papst einen zweiten Legaten, den sächsischen Edelmann Karl von Miltitz, dahin. Dieser beschied Luther zu einer Zusammenkunft nach Altenburg. Hier fand sie im Januar 1519 statt. Miltitz gewann durch freundliches Zureden das Vertrauen Luthers, so daß dieser versprach, von der ganzen Sache zu schweigen, wenn auch seinen Gegnern Schweigen auferlegt würde. Ja, er schrieb selbst einen Brief an den Papst, in welchem es unter anderem heißt: „Ich bezeuge vor Gott und allen Kreaturen, daß ich nie willens gewest, noch heutigen Tages bin, der römischen Kirche und Ew. Heiligkeit Gewalt auf einerlei Weise anzugreifen oder mit irgend einer List etwas abzubrechen."

Allein jenes Schweigen wurde nicht lange beobachtet. Einer der größten Gegner Luthers nämlich, Doktor Eck, Lehrer an der Hochschule zu Ingolstadt in Bayern, ein gelehrter und in den Kirchenvätern vorzüglich bewanderter Mann, forderte einen der

eifrigsten Kämpfer für die neue Lehre, den Andreas Karlstadt, Luthers Freund und Amtsgenossen, zu einem gelehrten Wettstreite in Leipzig heraus. Derselbe wurde im Juni 1519 unter einem großen Zulaufe von Menschen neunzehn Tage hindurch geführt. Luther selbst fand sich ein und nahm teil an der Disputation. Sie hatte aber den Ausgang, welchen dergleichen Streitigkeiten gewöhnlich haben; statt die Gemüter zu vereinigen, erzeugte sie nur noch größere Erbitterung. Luther, den es äußerst kränkte, daß die Leipziger den Sieg seinem Gegner Eck zuschrieben, eilte jetzt mit verdoppeltem Eifer auf der eingeschlagenen Bahn weiter. Hatte er anfangs nur gegen die Mißbräuche des Ablasses geeifert, so verwarf er auch bald den Ablaß selbst. Und weil ihm seine Gegner das Ansehen des Papstes, als des sichtbaren Oberhauptes der christlichen Kirche, entgegenstellten, so leugnete er auch dieses und trennte sich so nach und nach in mehreren wesentlichen Punkten von den Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche.

Endlich kam eine Bulle (päpstliches Schreiben) von Rom, welche einundvierzig aus Luthers Schriften gezogene Sätze als irrig und der katholischen Kirche zuwider bezeichnete und dem Urheber derselben einen Zeitraum von sechzig Tagen zum Widerrufe vergönnte: „benutze er aber die ihm gestattete Frist nicht, so solle er als Irrlehrer von der Kirche ausgeschlossen werden.“ Obschon die Bulle mehr im Tone väterlicher Betrübnis, als strafender Strenge abgefaßt war, so verfehlte sie doch ihre Wirkung, zumal der Papst die Verkündigung und Vollstreckung derselben dem größten Gegner Luthers, dem Doktor Eck, aufgetragen hatte, welcher gleich nach der Leipziger Disputation nach Rom gereist war. Luther entschloß sich nunmehr, auch äußerlich einen entscheidenden Schritt zu thun, durch welchen er sich völlig von der katholischen Kirche trennte. Nach vorhergegangener öffentlichen Bekanntmachung verbrannte er am 10. Dezember 1520 in Gegenwart einer großen Volksmenge vor dem Elsterthore von Wittenberg jene päpstliche Bulle und das katholische Kirchenrecht.

Fast zu gleicher Zeit mit Luther stand in der Schweiz ein anderer Reformator auf, Ulrich Zwingli, Pfarrer zu Zürich, welcher indes von Luthers Ansichten in manchen Stücken, besonders in der Lehre vom heiligen Abend-

mahle, erheblich abwich. Die Anhänger desselben hießen Reformierte. In Genf gründete Calvin (aus Noyon in Frankreich) wieder ein anderes Lehrsystem, welches in mehreren Punkten von der Lehre Luthers sowohl als auch Zwinglis abging. Von Genf aus verbreitete sich seine Lehre in das benachbarte Frankreich, weiter in die Niederlande, nach Schottland und in mehrere deutsche Länder. Calvins Anhänger nannten sich ebenfalls Reformierte, erhielten aber in Frankreich den Namen Hugenotten, in Schottland Presbyterianer oder Puritaner.

Luther auf dem Reichstage zu Worms (1521). — Unterdessen war Karl V. an die Stelle seines verstorbenen Großvaters Maximilian zum deutschen Kaiser gewählt worden. Beide Parteien, die Lutheraner sowohl als die Katholiken, bewarben sich jetzt um die Gunst des neuen Kaisers. Der Kurfürst von Sachsen insbesondere, der die ihm selbst angebotene Kaiserkrone zu Gunsten des jungen, hoffnungsvollen Enkels Maximilians ausgeschlagen hatte, bot seinen ganzen Einfluß zu Gunsten Luthers auf. Allein Karl hielt fest an dem Glauben seiner Väter und war entschlossen, seine ganze Macht und sein ganzes Ansehen zur Unterdrückung der Bewegung, die den Frieden der Kirche sowohl als des Staates störte, zu verwenden. Er beschied Luther auf den Reichstag zu Worms, der eben jetzt gehalten wurde, und stellte ihm zu seiner Sicherheit einen Geleitsbrief aus. Am 16. April (1521) langte Luther unter Begleitung vieler Freunde und unter dem Zulaufe einer außerordentlichen Volksmenge zu Worms an. Alle wollten den Mann sehen, der eine solch mächtige Erregung der Geister in Deutschland hervorgerufen hatte. Gleich am folgenden Tage wurde er vom Reichsmarschall in die Versammlung geführt, die wegen der Anwesenheit des Kaisers und der vielen Fürsten außerordentlich glänzend war. Allein Luther ließ sich weder durch wiederholte Verhöre, noch durch des Kaisers Abgeordnete, die seine Lehrmeinungen untersuchten, zum Widerrufe bewegen. Er berief sich immer auf die Bibel, als seine einzige Richtschnur des Glaubens, und beteuerte, nur einer Widerlegung aus dieser weichen zu wollen. Da endlich erklärte der Kaiser feierlich: „er sei entschlossen, alle seine Reiche, Länder, Freunde, ja das Leben selbst daran zu setzen, damit dieses gottlose, ihm und dem deutschen Volke zur ewigen Schande gereichende Unternehmen keinen weiteren Fortgang habe.“ Sein kaiserliches Wort aber hielt er ihm und ließ ihn unter

sicherem Geleite wieder abreisen. Dann aber wurde über Luther die Reichsacht ausgesprochen. Allein schon war für seine fernere Sicherheit gesorgt. Auf der Rückreise ritten plötzlich zwei Edelleute, Vertraute des Kurfürsten Friedrichs des Weisen, verlarvt an den Wagen heran, rissen Luther mit scheinbarer Gewalt heraus und brachten ihn, als Ritter verkleidet, auf ein einsames Bergschloß bei Eisenach, die Wartburg. Hier lebte er zehn Monate verborgen. Seine Gegner glaubten ihn tot; er aber arbeitete fleißig, übersetzte das neue Testament, beantwortete die Vorwürfe seiner Feinde und schrieb seinen Freunden Briefe des Trostes und der Ermunterung.

Die ersten Religionsunruhen; Karlstadt. — Während Luther einsam auf der Wartburg saß, kam es in Wittenberg zu höchst stürmischen Auftritten. Karlstadt, Luthers Freund und Anhänger, hielt ebenfalls die Bibel für die einzige Quelle des Glaubens, verwarf aber alles, was mit seiner Auslegung derselben nicht übereinstimmte, und trieb den Neuerungseifer fast bis zur Raserei. An der Spitze eines Haufens gleichgesinnter Menschen stürmte er durch die Kirchen, zerschlug Altäre und geweihte Gefäße, warf Bilder und Beichtstühle hinaus und verübte rohe Gewalt gegen die, welche sich seinem Toben widersetzten. Sobald Luther von diesen Greuelauftritten in Wittenberg hörte, eilte er dahin. Erst nach achttägigem Predigen gelang es ihm, die Flamme des Aufruhrs zu dämpfen. Aber kaum war sie hier gedämpft, so schlug sie anderswo wieder hoch empor.

Der Bauernkrieg (1524 bis 1525). — Es erhoben sich plötzlich, wie nach gemeinsamer Verabredung, in mehreren Gegenden Deutschlands die unteren Volksklassen gegen die oberen, besonders die hartbedrückten Bauern gegen ihre Gutsherren. Eine Schrift Luthers „über die christliche Freiheit“ wandten sie auf ihren bedrängten Zustand an und forderten auch eine bürgerliche Freiheit. Sie rotteten sich zusammen und zogen unter schrecklichen Verwüstungen durch das Land. Klöster und Burgen wurden ausgeplündert, Bilder und Kruzifixe zerschlagen; Priester an Altären mißhandelt. Karlstadt selbst stand an der Spitze einer dieser

Banden. Nur mit großer Anstrengung und unter traurigem Blutvergießen wurde dieser Bauernaufstand in Süddeutschland unterdrückt.

Thomas Münzer (1525). — Noch ehe dieser Aufruhr gestillt war, brach ein neuer in Thüringen aus unter Thomas Münzer, einem höchst schwärmerischen Anhänger der Reformation. Dieser rühmte sich sogar besonderer göttlichen Offenbarungen, durch welche ihm das Wesen der christlichen Freiheit weit klarer geworden sei, als Luther sie kenne und lehre. Nach diesen vorgeblichen Offenbarungen sollte jetzt von ihm ein neues christliches Reich gestiftet werden, in welchem völlige Gleichheit herrsche, und alle Güter gemeinschaftlich seien. Zugleich verwarf er die Kindertaufe, weil er nichts davon in der Bibel fand, und lehrte die Notwendigkeit der Wiedertaufe für die Erwachsenen. Daher ihr Name Wiedertäufer (Anabaptisten). An der Spitze der Bauern, die sich scharenweise um den neuen Propheten zusammenrotteten, zog er verwüstend von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, um dieses abenteuerliche Reich zu gründen. Da endlich vereinigten sich mehrere deutsche Fürsten und zogen mit Heeresmacht gegen die Raubscharen aus. Im Monat Mai 1525 kam es bei Frankenhausen in Thüringen zur Schlacht. Hier wurden die einzelnen Haufen schnell auseinandergetrieben, und Münzer mit dreihundert Anhängern gefangen genommen und hingerichtet. In diesen zwei Bauernkriegen, deren verwüstende Spuren selbst heute noch in manchen Gegenden Deutschlands sichtbar sind, verloren mehr als hunderttausend Menschen das Leben, außerdem aber sind zahllose schöne Bauten und Kunstwerke in denselben zu Grunde gerichtet.

Die Wiedertäufer in Münster (1533 bis 1535). — Die Sekte der Wiedertäufer schien seit dem Tode ihres Stifters ausgerottet zu sein, als einige Jahre später der ganze Greuel einer völlig ausgebildeten Umsturzpartei in Münster, der Hauptstadt Westfalens, sich enthüllte. An die Spitze derselben stellten sich der Tuchhändler Knipperdolling und der Schneider Johann von Leyden. Selbst der Prediger Rothmann, der gerade damals die Reformation in Münster verbreitete und hier einen ähnlichen Sturm gegen die Katholiken, wie damals

Karlstadt in Wittenberg, veranlaßte, schloß sich an die Wiedertäufer. Den Anfang machte wilder Aufruhr mit Plünderung oder Zerstörung der Kirchen, die Verbrennung aller Handschriften und Bücher, mit Ausnahme der lutherischen Bibel, die Ermordung oder Vertreibung aller Andersdenkenden. Sodann wurde Gütergemeinschaft und Vielweiberei eingeführt. Die trüglich verheißene Freiheit endete aber in der Schreckensherrschaft des Johann von Leyden, der nun als Prophet und König auftrat. Täglich wurden die ausgesuchtesten Hinrichtungen wie ein öffentliches Schauspiel aufgeführt. Knipperdolling selbst übernahm hierbei die Stelle des Scharfrichters. Das neue Reich sollte über die ganze Welt durch die Kraft des Wortes und der Waffen sich ausbreiten; allein die zu diesem Zwecke Ausgesandten wurden fast alle von dem Schwerte der Gerechtigkeit erreicht. Endlich erbarmten sich zwei Bürger der unglücklichen Stadt. Einer derselben ermöglichte heimlich in der Nacht dem Belagerungsheere des Bischofs und seiner Verbündeten den Eintritt in die Stadt, und die Aufrührer erlagen nach verzweifelter Gegenwehr. Rothmann fiel im Kampfe; Johann von Leyden, Knipperdolling, sein Scharfrichter, auch Krechting, sein sogenannter Minister, wurden in ihren Verstecken ergriffen und hingerichtet, ihre Leichname aber in eisernen Käfigen an dem höchsten Turme der Stadt aufgehängt. Diese Vorgänge hatten die völlige Unterdrückung der Reformation und die dauerhafte Wiederherstellung des Katholizismus in Münster zur Folge.

Fortgang der Reformation. — Man hätte denken sollen, solch traurige Ereignisse, welche mit den kirchlichen Streitigkeiten enge zusammenhingen, hätten der Ausbreitung der Reformation großen Abbruch gethan. Nichts desto weniger hatte sie ihren Fortgang. Eine Hauptstütze fand sie auch an mehreren Reichsfürsten. Diese wollten schon aus politischen Gründen keineswegs die Rückkehr der früheren Verhältnisse, welchen sie dann auch ihre bereits errungenen Vorteile, sowie die Vergrößerung ihrer Macht und ihrer Besitzungen wieder hätten opfern müssen. — So wurde die kirchliche Trennung immer größer. Die Messe wurde abgeschafft, und der Gottesdienst in deutscher Sprache gehalten,

die Mönche ihrer Gelübde entbunden, und den Geistlichen die Ehe gestattet. Luther selbst vermählte sich mit einer ausgetretenen Nonne, Katharina von Bora. Von den sieben Sakramenten behielt Luther nur zwei bei. Heinrich VIII., der damalige König von England, schrieb deshalb eine Abhandlung gegen ihn, in welcher er die Lehre der katholischen Kirche von den sieben Sakramenten verteidigte. Dafür erhielt er vom Papst den ehrenvollen Titel Defensor fidei, d. i. Verteidiger des Glaubens. Auch der gelehrte Erasmus von Rotterdam, der lange Zeit in unrühmlicher Weise sich keiner Partei mit Entschiedenheit angeschlossen hatte, trat jetzt öffentlich gegen Luther auf und bereuete, dessen Sache durch frühere Schriften befördert zu haben. — Die neue Kirchengemeinde verbreitete sich nach und nach über Sachsen, Thüringen, Preußen, Hessen, Mecklenburg, selbst über Dänemark und Schweden. Mehrere Fürsten führten sie förmlich in ihre Staaten ein, unter anderen der Landgraf Philipp von Hessen, der Herzog Albrecht von Preußen und Johann der Beständige von Sachsen. Nicht unbedeutende äußere Vorteile erwuchsen den Fürsten aus der Einführung der Reformation in ihre Staaten. Die Rechte, welche früher die Bischöfe ausgeübt hatten, erhielten sie jetzt selbst und wurden so immer mehr unumschränkte Herrscher. Auch wurde durch die Aufhebung der vielen reichen Stifter und Klöster ihr Einkommen außerordentlich vermehrt.

Das kaiserliche Haus Habsburg dagegen, welches unter Karl V. mit der Kaiserkrone noch Spanien und die Niederlande verband und eben damals Ungarn erwarb, blieb der katholischen Kirche treu und wurde in seinen Bemühungen zu Gunsten derselben von den mächtigen bayerischen Herzögen unterstützt. Jedoch vermochte der Kaiser bei aller seiner Machtfülle nicht, das Eindringen der neuen Lehre in die österreichischen Erblande zu hindern. Von Wittenberg aus wurde sie durch Schriften und Predigten dahin verbreitet. Der Kaiser war durch viele Kriege und die Sorge für sein weites Reich zu vielfach in Anspruch genommen, als daß er gegen die Ausbreitung derselben durchgreifend hätte auftreten können. — Wir wollen nun zuvor den Faden der äußeren Geschichte seit dem Tode Maximilians I. wieder aufnehmen.

Fünfunddreißigster Abschnitt.

Deutschland unter Kaiser Karl V.

Karls Kriege mit Frankreich unter **Franz I.** — Steigende Religionsgährung; der Reichstag zu Speyer (1529); die Augsburger Konfession (1530); der schmalkaldische Bund (1531). — Karls Züge nach Afrika und fernere Kriege gegen Franz I. — Das Konzil von Trient. — Der schmalkaldische Krieg. Augsburger Religionsfriede (1555). Karls Abdankung und Tod.

Karl V. (1519 bis 1556). — Nach dem Tode des Kaisers Maximilian I. wurde sein Enkel, Karl, zum deutschen Kaiser gewählt. Derselbe ist unter den Kaisern dieses Namens der Fünfte. Er war im Jahre 1500 zu Gent in Flandern geboren und daselbst erzogen. Sein Vater war Philipp der Schöne von Österreich, ein Sohn Maximilians; seine Mutter Johanna, die Tochter Ferdinands von Aragonien und Isabellas von Kastilien. Durch Erbschaft waren ihm bereits die herrlichsten Kronen zugefallen. Von seiner Mutter erbte er die Königreiche Spanien*), Neapel und Sardinien nebst dem jüngst entdeckten goldreichen Amerika; von seinem Vater die österreichischen und burgundischen Stammländer. Dieser mächtige Fürst besaß demnach ein so großes Reich, daß die Sonne in demselben nicht unterging.

Die beiden ersten Kriege mit Franz I. — Keiner war auf ihn eifersüchtiger, als der französische König Franz I. Dieser hatte weder Geld noch Versprechungen gespart, um sich selbst die deutsche Kaiserkrone zu verschaffen. In seinen Erwartungen getäuscht und erbittert, weil sich mehrere französische Grenzländer im Besitz des habsburgischen Kaisers befanden, fiel er jetzt in Italien ein, um wenigstens von diesem Lande Gebiete an sich zu reißen. Hierüber kam es zwischen ihm und dem Kaiser zu vier blutigen Kriegen, die innerhalb zwanzig Jahre geführt wurden. Der erste Krieg begann im Jahre 1521 und dauerte bis zum Jahre 1526. Italien, der Hauptgegenstand des Krieges, war auch dessen Schauplatz. Der König Franz war seinem Gegner nicht gewachsen. Im Jahre 1525 wurde er in der entscheidenden Schlacht bei Pavīa besiegt und gefangen genommen. Er wurde nach Madrid abgeführt, wo er nach elfmonatlicher Gefangenschaft

*) Als König von Spanien hieß er Karl I.

einen Frieden (1526) unterzeichnete, in welchem er sich der Ansprüche auf Neapel, Mailand und Burgund begab. Aber kaum war er wieder frei und nach Frankreich zurückgekehrt, so nahm er die Abtretung Burgunds zurück. — Der Kaiser, entrüstet über solche Treulosigkeit, griff zu einem zweiten Kriege (1527—1529) zu den Waffen. Allein viele seiner Verbündeten, die nur die Demütigung, aber nicht die völlige Unterdrückung der übermütigen Franzosen gewünscht hatten, verließen jetzt des Kaisers Sache und verbanden sich mit Franz. Die Wagschale des Krieges stand seitdem für beide Parteien fast gleich. Die gegenseitige Ermüdung führte endlich, im Jahre 1529, den Frieden von Cambray herbei. Der frühere Vertrag von Madrid wurde in demselben bestätigt; nur Burgund blieb, unbeschadet der kaiserlichen Ansprüche, bei Frankreich.

Reichstag z'u Speyer (1529). — Protestanten. — Nach Beilegung der oben erzählten Kriege war für den Kaiser der erwünschte Augenblick gekommen, auch in Deutschland, das seiner so sehr bedurfte, mit Nachdruck aufzutreten. Um der immer weiteren Ausbreitung der Reformation eine Grenze zu setzen, hatte bereits des Kaisers Bruder, Ferdinand, als Stellvertreter, einen Reichstag nach Speyer berufen (1529). Hier wurde von der Mehrzahl der Reichsstände beschlossen, die Lutheraner sollten sich bis zu einer allgemeinen Kirchenversammlung aller ferneren Neuerungen enthalten. Gegen diesen Beschluß aber legten die lutherisch Gesinnten einen förmlichen Protest oder eine Verwahrung ein. Von diesem Proteste erhielten sie nachher den Namen Protestanten.

Augsburger Konfession (1530). — Im folgenden Jahre kam endlich Kaiser Karl selbst, nach neunjähriger Abwesenheit, nach Deutschland zum großen Reichstage in Augsburg. Hier überreichten die Protestanten ihr von Melanchthon aufgesetztes Glaubensbekenntnis in achtundzwanzig Artikeln — Augsburger Konfession genannt — damit hieraus genau ersehen werden könne, in wiefern die neue Lehre von der katholischen abweiche. Die Katholiken reichten unverweilt eine Widerlegung derselben ein, auf welche die Gegner durch eine Apologie (Ver-

teidigung) antworteten. So wogte der geistige Kampf hin und her, ohne den erwünschten Erfolg zu erreichen. Da gab Karl den Protestanten im November desselben Jahres folgenden Reichstagsabschied: Die volle Aufrechterhaltung der katholischen Lehre solle als einziges Ziel im Auge behalten werden; alle weiteren Neuerungen seien zu vermeiden; der Papst solle ersucht werden, in spätestens sechs Monaten ein allgemeines Konzil zu berufen, welches die streitigen Angelegenheiten zu regeln hätte. — Allein die in jenem Reichstagsabschied enthaltene Forderung der Rückkehr zur kirchlichen Einheit ward wenig befolgt, vielmehr wurden die Bestimmungen der Augsburger Konfession die Grundlage, auf welcher sich das neue Kirchentum immer weiter ausbaute.

Schmalkaldischer Bund (1531). — Die protestantischen Fürsten waren voll Besorgnis, es möge der Kaiser etwa mit Waffengewalt den Kirchenstreit beilegen und sie zur Rückkehr zwingen wollen. Sie traten deshalb behufs gegenseitiger Hilfe zu Schmalkalden (in Hessen) in einen Bund, der hiervon den Namen „schmalkaldischer Bund" erhalten hat, und knüpften sogar mit auswärtigen Mächten, mit Frankreich, England und Dänemark, des Beistandes wegen Unterhandlungen an. Vielleicht wäre es schon jetzt zu blutigem Zusammenstoße gekommen, hätte nicht die nahe Gefahr, welche dem Reiche von Osten her drohte, den Kaiser zur Nachgiebigkeit genötigt. Die Türken machten nämlich unaufhörliche Einfälle in Ungarn und belagerten sogar im Jahre 1529 Wien selbst. Der Kaiser rief die Fürsten zur Hilfe auf; allein die Protestanten weigerten sich, eine Unterstützung zu leisten, wenn er ihnen nicht zuvor freie Religionsübung bewillige. Bei der drängenden Gefahr des Vaterlandes mußte der Kaiser nachgeben und bewilligte ihnen zu Nürnberg 1532 einen vorläufigen Religionsfrieden, in welchem freie Religionsübung bis zu einem allgemeinen, binnen Jahresfrist zu berufenden Konzil zugestanden wurde. — Nun waren auch die Protestanten zur Hilfeleistung bereit. Sobald die Türken erfuhren, daß Deutschland wieder einig sei, traten sie schleunigst den Rückzug an.

Karls V. Züge nach Afrika; fernere Kriege gegen Franz I. — Der Abschluß des Nürnberger Religionsfriedens

setzte den Kaiser in den Stand, nunmehr auch den auswärtigen Angelegenheiten seine Sorge zuzuwenden. Diese wurde besonders durch eine große Bedrängnis wachgerufen, welche den christlichen Mittelmeer-Staaten von Nordafrika her drohete. Hier hausete ein wilder Seeräuberführer Chaireddin, genannt Barbarossa, welcher mit Gewalt Algier und Tunis an sich gerissen hatte und daselbst viele an den Küsten von Spanien und Italien aufgefangene Christen als Sklaven eingesperrt hielt. Darum setzte Karl im Sommer des Jahres 1535 mit einer großen Flotte, die von dem berühmten genuesischen Admiral Andreas Doria befehligt wurde, nach Afrika über, vertrieb Chaireddin aus Tunis, eroberte die Stadt und befreite zweiundzwanzigtausend eingesperrte Christensklaven. Leider mußte Karl seinen Rückzug aus Afrika beschleunigen, weil sein Nebenbuhler, der König Franz, unterdessen alles gegen ihn in Bewegung setzte. Dieser hatte sogar mit dem türkischen Kaiser ein Bündnis geschlossen und ihn aufgemuntert, in Ungarn und Deutschland einzufallen. In Deutschland selbst unterstützte er die Protestanten, obgleich er ihre Glaubensgenossen in seinem eigenen Lande auf das heftigste verfolgte. Dann fing er gegen den Kaiser offen einen dritten Krieg an (1536—1538). Er zog nach Italien, um Mailand zu erobern. Aber rasch flog Karl aus Afrika herbei, fiel in Frankreich ein und war schon bis Marseille siegreich vorgedrungen, als er wegen Mangel an Lebensmitteln und wegen der in seinem Heere ausgebrochenen Krankheiten mit Verlust über die Alpen sich zurückziehen mußte. Durch Vermittelung des Papstes kam 1538 zu Nizza ein zehnjähriger Waffenstillstand zustande.

Nachdem der dritte Krieg mit Frankreich beigelegt war, unternahm Karl (1541) eine zweite Fahrt nach Afrika. Diesmal ging der Zug gegen Algier, um den verwegenen Chaireddin in seinem Schlupfwinkel selbst aufzusuchen. Aber dieses neue Unternehmen endete höchst unglücklich. Karl erreichte zwar Afrika; ein Sturm zerstörte jedoch den größten Teil seiner Flotte, ein furchtbarer Regen und die leicht berittenen Afrikaner ließen die Truppen nicht lagern. Er mußte froh sein, die Trümmer seines Heeres wieder einschiffen zu können.

Kaum hatte der französische König die Kunde dieses Unglücks erlangt, als er treulos den Waffenstillstand brach und zu einem vierten Kriege gegen den Kaiser auszog (1542—1544). Aber auch diesmal entschied das Waffenglück gegen ihn. Karl war zum Frieden bereit, weil wichtige Angelegenheiten seine Rückkehr nach Deutschland erheischten. Er wurde im Jahre 1544 in Crespy geschlossen. Franz behielt das streitige Burgund, Karl Mailand. In vier Kriegen war also nichts erreicht, nur mochte sich der Franzosen-König rühmen, dem mächtigsten Herrscher Europas die Spitze geboten zu haben.

Während all dieser kriegerischen Vorgänge hatten die religiösen Streitigkeiten nicht geruht. Versuche zu einer Wiedervereinigung waren freilich mehrfach gemacht, aber alle waren gescheitert. Da entschlossen sich Papst und Kaiser zu einem letzten entscheidenden Schritte.

Das Konzil von Trient. — Im Dezember 1545 wurde nämlich die Kirchenversammlung zu Trient in Tirol eröffnet, von welcher der Kaiser die Beilegung aller Religionsstreitigkeiten erwartete. Aber die Protestanten weigerten sich, an derselben teilzunehmen, weil der Papst bei jenen Versammlungen den Vorsitz führe. Da machte Karl den letzten Versuch und beschied alle Fürsten zu einem Reichstage nach Regensburg; allein es erschien weder der Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich, noch der Landgraf Philipp von Hessen, die doch die Häupter des schmalkaldischen Bundes waren, und die er insbesondere gebeten hatte, für die gute Sache selbst zu erscheinen. Über solchen Ungehorsam zürnte mit Recht der Kaiser und sprach über beide die Reichsacht aus. Er griff zum Schwerte, erklärte aber dabei feierlich, daß er es nicht gegen Religion und Freiheit führen würde, sondern bloß, um einige widerspenstige Fürsten zu züchtigen, denen die Religion zum Deckmantel strafwürdiger Absichten diene. Kurz vor dem Ausbruche dieses Krieges starb Luther am 18. Februar 1546 in seinem Geburtsorte Eisleben. Die Leiche wurde unter feierlichem Gepränge nach Wittenberg gebracht und in der Schloßkirche daselbst begraben.

Der schmalkaldische Krieg (1547). — Der schmalkaldische Bund hatte sich mittlerweile immer mehr befestigt und schon eine herausfordernde Stellung gegen die Katholiken angenommen. Unter anderen wurde der katholische Herzog von Braunschweig von den Häuptern des Bundes überfallen, in die Flucht getrieben, und nun die Reformation in Braunschweig mit bewaffneter Hand eingeführt. Da endlich kam es zu einem blutigen Zusammenstoße zwischen dem Kaiser und den Gegnern, deren Häupter, der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen, dem Kaiser thatsächlich den Gehorsam gekündigt hatten. — Der Krieg gegen den schmalkaldischen Bund war nicht gar schwer für den Kaiser; denn es herrschte gar keine Einigkeit auf der feindlichen Seite. Während die beiden geächteten Oberhäupter der Protestanten, der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen, dem kaiserlichen Heere nach Bayern entgegen zogen, fiel des Kaisers Verbündeter, der Herzog Moritz von Sachsen, in die kurfürstlichen Länder ein, wodurch sich der Kurfürst, noch ehe man dem Kaiser eine Schlacht geliefert hatte, genötigt sah, seine Tuppen vom Bundesheere zu trennen und in seine Staaten zurückzueilen. Nach seiner Entfernung gab ein Verbündeter nach dem andern die Sache auf. Der Kaiser rückte dem Kurfürsten nach, schlug ihn (1547) bei Mühlberg an der Elbe, nahm ihn selbst gefangen und ließ dann ein strenges Strafgericht über ihn ergehen. Die Kurwürde und die mit ihr verbundenen Länder nahm Karl dem bisherigen Inhaber und schenkte sie seinem Freunde und Bundesgenossen Moritz. Auch Philipp von Hessen, der, von allen verlassen, für sich allein zur Fortsetzung des Krieges zu schwach war, mußte sich ergeben, und wurde als Staatsgefangener abgeführt. So vollständig besiegte Karl den schmalkaldischen Bund.

Moritz von Sachsen und der große Verrat. — Nun stand die Macht des Kaisers auf der höchsten Spitze, und in Spannung erwarteten die Protestanten ihr Schicksal. Aber auch jetzt ließ der Kaiser Milde walten und hoffte noch immer, durch friedlichen Vergleich die Religionsstreitigkeiten beizulegen. Er hielt einen Reichstag zu Augsburg und hatte die Freude, alle Kurfürsten anwesend zu finden. Mehrere zeigten sich sogar bereit,

das Konzil von Trient anzuerkennen, wenn auch ihre Partei dort gehört würde. Weil sich dasselbe aber in die Länge zog, so machte Karl den Vorschlag, daß beide Parteien einige gelehrte und rechtschaffene Männer aus ihrer Mitte wählten, die zur Erhaltung der Ruhe und Einigkeit im Reiche eine einstweilige Glaubensrichtschnur (das **Interim** genannt, weil es nur einstweilen, bis zur Entscheidung des Konzils, gelten sollte) entwerfen möchten. Die Absicht des Kaisers war wenigstens wohlgemeint, deshalb gaben auch alle ihre Beistimmung; und als der Entwurf vorgelesen wurde, wandte keiner etwas dagegen ein, nur Moritz von Sachsen äußerte gewisse Bedenken, die aber der Kaiser bei seinem Freunde nicht zum Bösen deutete. Mit herzlicher Freude reiste er vielmehr nun von Augsburg ab. Aber bei der Einführung des Interims selbst erhob sich dennoch bald Widerstand. Magdeburg insbesondere, die einzige Stadt des schmalkaldischen Bundes, die sich mit dem Kaiser noch nicht ausgesöhnt hatte, fuhr mit Schmähungen gegen das Interim und dessen Verfasser los und verhöhnte selbst den Kaiser in Bildern und Liedern. Da sprach er die Reichsacht über sie aus und schickte den Kurfürsten Moritz mit einem Heere ab, sie zu vollziehen. Allein in der Seele des neuen Kurfürsten waren böse Pläne reif geworden. Aus Ehrgeiz, und um die verlorene Gunst seiner protestantischen Glaubensgenossen wiederzugewinnen, wurde er ein Verräter an dem Kaiser, seinem Freunde und Wohlthäter, und traf heimlich Vorkehrungen zu dessen Verderben. Während der Belagerung Magdeburgs, die Moritz höchst nachlässig betrieb, schloß er, in Verbindung mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen, dem ältesten Sohne des gefangenen Philipp, und mit dem Markgrafen Johann Albrecht von Brandenburg ein geheimes Bündnis mit Heinrich II., dem Könige von Frankreich, der mit dem Throne auch den Haß seines Vaters, Franz I., gegen den Kaiser geerbt hatte. Zur Befestigung dieses Bündnisses trat Moritz sogar die deutschen Reichsstädte Metz, Toul und Verdun an Frankreich ab, als wenn sie sein Eigentum gewesen wären. Und als nun auch von Osten her die Türken verheerend in Ungarn einfielen, da warf er völlig die Heuchlermaske ab. Mit Sturmeseile flog er herbei, so daß er den Kaiser, der zu Innsbruck krank danieder lag, fast gefangen genommen hätte. Karl, überrascht und

betroffen, entkam, in einer Sänfte getragen, nur mit genauer Not nach Villach in Kärnten.

Augsburger Religionsfrieden (1555). — Moritz begab sich jetzt nach Passau und erzwang hier (1552) von dem Könige Ferdinand, dem Bruder des Kaisers, einen Vertrag unter folgenden Bedingungen: „die Protestanten sollten, bis auf einem Reichstage die Religionsstreitigkeiten ausgeglichen wären, Religionsfreiheit und gleiche Rechte mit den Katholiken, der gefangene Landgraf, — denn der Kurfürst Johann Friedrich war schon vorher wieder auf freien Fuß gesetzt, — sollte gleichfalls seine Freiheit erhalten.“ Mit schwerem Herzen unterzeichnete auch der Kaiser diesen Passauer Vertrag.

Krank und tief gebeugt unternahm Karl dann einen fünften Krieg gegen Frankreich, von 1552 an, um die von dem Könige Heinrich II. besetzten deutschen Städte wieder zu erobern. Allein alle Anstrengungen blieben fruchtlos. Während dieses Krieges kam der zu Passau verabredete Religionsfriede in Augsburg (1555) zustande. In diesem wurde den Protestanten freie Religionsübung und Beibehaltung der eingezogenen kirchlichen Güter gestattet, jedoch mit dem Vorbehalte, daß geistliche Reichsstände, wenn sie fortab zur neuen Lehre übergingen, ihr Amt und dessen Einkünfte verlieren sollten. Die Reformierten, also die Anhänger Calvins, waren in diesen Frieden nicht mit einbegriffen. — Derjenige aber, welcher diesen Religionsfrieden durch die Gewalt der Waffen herbeigeführt hatte, der Kurfürst Moritz, erlebte ihn nicht. In einem Kriege gegen seinen früheren Bundesgenossen, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, fiel er bei Sievershausen, einem hannoverschen Dorfe, von einer feindlichen Kugel getroffen, im Jahre 1553.

Karls V. Abdankung und Tod. — Nach so vielen getäuschten Wünschen und Hoffnungen, nach so vielen schmerzlichen Erfahrungen wurde der Kaiser gleichgültig gegen die trügerischen Reize irdischer Macht und Hoheit. Er sehnte sich nach Ruhe, welche er während der ganzen Dauer seiner Regierung nicht genossen hatte, um endlich jetzt, am Abende seines Lebens, fern vom Ge-

tümmel dieser Welt, in stiller Einsamkeit zum Übertritte in eine bessere Welt sich vorzubereiten. Darum bezog er, nachdem er seinem Sohne Philipp Mailand, Neapel, die Niederlande und die Krone Spaniens abgetreten und zu Gunsten seines Bruders Ferdinand*) auf die Kaiserkrone verzichtet hatte, als Privatmann eine kleine einfache Wohnung neben dem Hieronymiterkloster St. Juste, in der spanischen Provinz Estremadura (1556). Hier teilte er seine Zeit zwischen frommen Andachtsübungen und Anfertigung künstlicher Maschinen. Um sich mit dem Tode, den er nicht mehr fern glaubte, vertraut zu machen, ließ er sogar, nach der Erzählung einiger Schriftsteller, sein Leichenbegängnis während seines Lebens halten. Die ganze Kirche war schwarz ausgeschlagen. Er selbst legte sich, in ein Leichengewand gehüllt, in den Sarg, während die Mönche am Sarge unter Begleitung einer Trauermusik die üblichen Totengesänge und Gebete verrichteten. Allein dieses Vorspiel ging bald in Wirklichkeit über. Schon am Tage nach dieser Zeremonie wurde er von einem hitzigen Fieber befallen, welches bald seinem Leben ein Ende machte. Er starb 1558, achtundfünfzig Jahre alt. Unter keinem Kaiser, weder vor, noch nach ihm, stand das Haus Habsburg auf einer so hohen Stufe der Macht und des Ansehens.

Stiftung des Jesuitenordens (1540). Mitten unter den Stürmen des Kirchenstreites bildete sich ein neuer katholischer Orden, der Orden der Gesellschaft Jesu, der den Fortschritten der Reformation einen kräftigen Damm entgegenstellte. Der Stifter desselben war ein spanischer Edelmann, Ignatius von Loyola, so genannt von seinem Stammschlosse Loyola im Biskayischen. Dieser Orden stellte sich zur Aufgabe, durch Nachfolge Christi, durch christliche Jugenderziehung und namentlich auch durch Verkündigung des Wortes Gottes die katholische Kirche zu fördern und deren Gegner mit den Waffen der Gelehrsamkeit zu bekämpfen. „Alles zur höheren Ehre Gottes!" ist der Wahlspruch desselben. Eine Hauptthätigkeit war die Bildung und Erziehung der Jugend; und die Jesuitenschulen standen bald in ganz Europa in hohem Ansehen. Großartig waren auch die inneren und äußeren Missionen des Ordens, und schon bald nach seiner Gründung haben hervorragende und heilige Mitglieder desselben ganze ferne Ländergebiete dem

*) Diesem hatte er bereits im Jahre 1552 die deutschen Erbländer Österreichs abgetreten, und das Haus Habsburg schied sich nun in eine spanische und in eine deutsche Linie.

Christentume gewonnen. Mit außerordentlicher Schnelligkeit verbreitete sich dieser Orden. Obschon in alle Welt zerstreut, sind die Jesuiten dennoch wie Glieder Eines Körpers auf das engste miteinander verbunden. Ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt finden sie in ihrem Vorsteher, General genannt, der seinen Sitz in Rom hat und von dort her den vereinten Kräften aller Zweige die zweckmäßigste Richtung gibt. Im Jahre 1773 wurde dieser Orden auf das Andringen mehrerer europäischen Höfe vom Papste Clemens XIV., der sich lange, aber vergebens, gesträubt hatte, aufgehoben, jedoch im Jahre 1814 vom Papste Pius VII. wieder erneuert.

Sechsunddreißigster Abschnitt.

Deutschland unter Karls V. nächsten Nachfolgern.

Ferdinand I. (1556—1564). — **Maximilian II.** (1564—1576). — **Rudolf II.** (1576—1612); Bildung der protestantischen Union (1608) und der katholischen Liga (1609); der Majestätsbrief. — **Matthias** (1612—1619); am Ende seiner Regierung bricht der dreißigjährige Krieg aus.

Ferdinand I. (1556 bis 1564). — Weniger durchgreifend, als sein Bruder Karl V., suchte er durch Milde und Nachgiebigkeit die aufgeregten Gemüter zu beschwichtigen. Unter ihm wurde das tridentinische Konzil, welches durch Moritzens rasches Erscheinen in Tirol auseinandergesprengt worden war, wieder eröffnet und am Ende des darauf folgenden Jahres, 1563, geschlossen. Dieses Konzil schied die Katholiken und Protestanten nur noch schärfer von einander ab; denn eben die Lehren der katholischen Kirche, welche die Protestanten angefochten hatten, mußte das Konzil in ihrem ganzen Umfange bestätigen. So schwand vorläufig alle Hoffnung, daß beide Parteien sich wieder vereinigen würden; die Kluft wurde immer größer. Aber auch unter den Protestanten selbst bildeten sich wieder Parteien, von denen die eine den gemäßigteren Ansichten Melanchthons zugethan war, die andere hingegen streng an Luthers Lehre hielt. Beide Parteien verfolgten sich lieblos untereinander und gaben so den Katholiken die Waffen gegen sie selbst in die Hand. Darum sagte auch der Kaiser Ferdinand von den Protestanten damaliger Zeit: „Da sie gar nicht einig noch einhellig sind, sondern vielmehr uneinig und getrennt, wie kann es denn recht oder gut sein, was sie glauben!" — Auf Ferdinand folgte sein Sohn

Maximilian II. (1564 bis 1576). — Obgleich er mit ganzer Seele dem katholischen Glauben ergeben war, so beobachtete er doch gegen die Protestanten dieselbe Milde und Duldsamkeit, durch welche auch sein Vater den Frieden erhalten hatte. Gleich im Beginne seiner Regierung drohte wieder eine große Türkengefahr. Der Sultan Solyman stellte sich jetzt selbst an die Spitze eines großen Heeres und brach in Ungarn ein. Sein Hauptplan war auf Wien gerichtet. Die Eroberung dieser schönen Residenzstadt sollte den Abend seines Lebens krönen. Aber der Himmel hatte es anders bestimmt. Der Sultan starb (1566) im Lager vor der ungarischen Festung Szigeth. Diese ward von dem Grafen Nicolaus Zrini, Ban von Kroatien und Slavonien, auf das heldenmütigste verteidigt. Endlich, als nichts mehr zu retten war, da stürzte Zrini, ein zweiter Leonidas, mit sechshundert seiner Gefährten hinaus aus den Trümmern, hinein in die Feinde und starb den Tod für das Vaterland. Und als nun die Türken in Szigeth eindringen, da plötzlich faßt der Pulverturm Feuer. In voller Flamme fliegt er auseinander und vernichtet ganze Haufen der eingedrungenen Feinde. Die großen Verluste, welche die Türken hier erlitten, vor allem aber der Tod des Sultans selbst, erleichterten den Abschluß zunächst eines Waffenstillstandes, dann eines Friedens mit dem nachfolgenden Sultan. Desungeachtet setzten die Türken die Feindseligkeiten fort, deren Ende der Kaiser nicht erlebte; er starb am 12. Oktober 1576. Rudolf, sein ältester Sohn, war sein Nachfolger.

Rudolf II. (1576 bis 1612). — Mit vielen wissenschaftlichen Kenntnissen ausgerüstet, bestieg dieser den Kaiserthron; aber er täuschte die Hoffnungen, die man in ihn gesetzt hatte. Es fehlte ihm an Kraft und Neigung, das Ruder des Staates zu führen. Angebliche Goldmacher, Sterndeuter und Leute ähnlichen Schlages nahmen seine Zeit in Anspruch, trotzdem die Zeitlage so ernst war und einen ganzen Mann erforderte. Unter seiner Regierung wurden nämlich die kaum beruhigten Gemüter wieder aufgeregt, und bedenkliche Vorfälle und aufrührerische Bewegungen ereigneten sich in vielen Teilen des Reiches. Die Protestanten traten im Jahre 1608 von neuem in eine bewaffnete Verbindung, Union genannt,

an deren Spitze der Kurfürst Friedrich von der Pfalz stand. Die Katholiken klagten, daß durch die Union der Augsburger Religionsfriede gebrochen sei. Zu ihrer eigenen Sicherheit schlossen dann im Jahre 1609 auch sie unter sich ein Bündnis, die sogenannte Liga, und wählten den Herzog Maximilian von Bayern zum Oberhaupte. So standen die beiden Parteien schlagfertig gegeneinander, und der Augenblick nahete heran, wo der vaterländische Boden mit dem Blute seiner eigenen Söhne sollte getränkt werden. Rudolf blieb bei allen diesen Ereignissen gleichgültig. Da bildete Matthias, des kinderlosen Kaisers Bruder, aus den österreichischen Protestanten, die er durch große Versprechungen gewonnen hatte, sich einen mächtigen Anhang und zwang seinen Bruder, ihm die Regierung in Österreich und Ungarn abzutreten. Auch die Protestanten in Böhmen suchten Vorteile zu ziehen aus der mißlichen Lage, in welcher damals der Kaiser war. Sie forderten von ihm dieselbe Religionsfreiheit, die sein Bruder den Protestanten in Österreich bewilligt hatte. Aus Furcht, auch Böhmen zu verlieren, gestattete der Kaiser in dem sogenannten Majestätsbriefe (1609) den protestantischen Ständen eine ausgedehnte Religionsfreiheit. Dennoch verlor er auch Böhmen nebst Schlesien an seinen Bruder, als er, aus Abneigung gegen diesen, dem Erzherzoge Leopold die Thronfolge in diesen Ländern zuwenden wollte. Vielleicht wäre dem Rudolf auch die Kaiserkrone entrissen worden, hätte ihn nicht der Tod dieser letzten Demütigung überhoben. Er starb im Januar 1612, und Matthias erhielt nun auch die Kaiserkrone.

Matthias (1612 bis 1619). — Er zeigte den besten Willen, die beiden Glaubensparteien in Deutschland mit gleichem Wohlwollen zu behandeln; allein die Spaltung hatte bereits eine solche Tiefe erreicht, daß selbst der thätigste und einsichtsvollste Kaiser sie vielleicht nicht mehr hätte schließen können. Unter Matthias' Regierung kam denn endlich das Ungewitter, welches so lange am Himmel Deutschlands drohend gestanden hatte, zum verheerenden Ausbruche; der dreißigjährige Krieg nahm seinen Anfang. Bevor wir aber den Vorhang zu diesem

großen Trauerspiele aufziehen, wollen wir die gleichzeitigen Begebenheiten aus der Geschichte der übrigen europäischen Völker bis dahin nachholen.

Siebenunddreißigster Abschnitt.

Die Religionskriege in Frankreich. Heinrich IV.

Frankreich; Religionskriege daselbst; die Bartholomäusnacht im Jahre 1572. — **König Heinrich IV.** und sein Minister **Sully** wirken thätig für die innere Wohlfahrt des Landes. Durch das Edikt von Nantes (1598) erhalten die Reformierten freie Religionsübung. — Ermordung Heinrichs durch **Ravaillac** (1610).

a. Religionskriege. — Die Reformation hatte sich unterdessen auch in Frankreich verbreitet, wo Calvin viele Anhänger fand. Die Protestanten, hier Hugenotten genannt, wurden schon unter Franz I. und noch mehr unter seinem Sohne Heinrich II. verfolgt, obgleich beide Könige die Protestanten in Deutschland unterstützten, wie wir früher gehört haben. Heinrich starb 1559, und ihm folgten seine drei Söhne, Franz II., Karl IX. und Heinrich III., nach einander in der Regierung. Der erste starb schon nach einem Jahre, und da sein Bruder noch minderjährig war, so führte seine Mutter, Katharina von Medici, die Regierung. Jetzt kam die Eifersucht zwischen den beiden ersten Häusern des Reiches, den Guisen und Bourbonen, die beide mit dem Königshause verwandt waren, zum vollen Ausbruche und machte Frankreich eine Reihe von Jahren hindurch zum Schauplatz blutiger Kriege. Die Verschiedenheit der Religion erhöhte die Erbitterung der Parteien; denn die Guisen bekannten sich zur katholischen, die Bourbonen zur reformierten Kirche. An der Spitze der Katholiken stand der Herzog von Guise, an der Spitze der Protestanten der Admiral Coligny nebst den beiden Prinzen Condé und Heinrich von Navarra. Als die Königin-Mutter sah, daß die Hugenotten mit Gewalt nicht zu unterdrücken seien, schlug sie, der Greuel des langen Bürgerkrieges müde, den Weg der Versöhnung ein. Sie gab ihre Tochter, Margaretha von Valois, dem hugenottischen Prinzen Heinrich von Navarra zur Gemahlin. Die Vermählung und mit ihr das Versöhnungsfest wurde am 18. August 1572

zu Paris gefeiert. Der Prinz von Condé und der Admiral Coligny nebst einer großen Menge ihrer Glaubensgenossen wohnten dem Feste bei.

Die Bartholomäusnacht oder Pariser Bluthochzeit (1572). — Allein auch diese Verbindung führte nicht die Aussöhnung der Parteien herbei, die gegenseitige Erbitterung steigerte sich sogar noch mehr. Und als nun Coligny der Königin-Mutter Vorwürfe machte über den großen Einfluß, den sie über den längst mündig gewordenen König und dessen Regierung ausübe, da schwur sie im stillen dem Coligny und allen Hugenotten blutige Rache. Der Versuch, sich seiner durch Meuchelmord zu entledigen, gelang nicht; dagegen wußte sie mit ihrer Partei dem Könige den Verdacht einer Verschwörung Colignys beizubringen, deren Ausbruche nur durch die Ermordung aller Hugenotten vorgebeugt werden könne. Nach langem Zögern gab der König die Einwilligung zu dem entsetzlichen Mordplane, welcher in der Bartholomäusnacht vom 24. auf den 25. August 1572 in Paris zur Ausführung kam. Der Admiral Coligny fiel als erstes Opfer, dem dann zahlreiche andere durch blutigen Mord folgten.

Dieses schauderhafte Gewürge, welches man auch die Pariser Bluthochzeit nennt, weil nur wenige Tage zuvor Heinrichs von Navarra Hochzeit zu Paris gefeiert worden war, erfüllte ganz Europa, als man zur Kenntnis des wahren Sachverhaltes gekommen war, mit Schauder und Entsetzen. Katholiken sowohl als Protestanten verabscheuten die Urheber der Greuelthat. Diese ernteten auch nicht einmal die Früchte derselben; denn die dem Blutbade entronnenen Hugenotten, deren Kräfte die Verzweiflung stählte, sammelten sich wieder in den ihnen schon früher eingeräumten festen Plätzen und rüsteten sich zur Gegenwehr. Seitdem wüteten Jahrzehnte lang in Frankreich die s. g. Hugenotten-Kriege, die nur hin und wieder durch Friedenspausen unterbrochen wurden.

Nach dem elenden Tode Karls IX. kam die Regierung an dessen Bruder Heinrich III. Die Wut der Parteien währte fort. Die Guisen, welche die Katholiken zu einem Bunde, der

heiligen Ligue, vereinigten, strengten alle Kräfte an, den französischen Thron an ihr Haus zu bringen, sobald Heinrich III. sterben würde. Deshalb entstand ein neuer Religionskrieg, der bis 1598 mit der größten Erbitterung geführt wurde. Paris erklärte sich gegen den König. Dieser ließ, um sich zu retten, die Häupter der Guisen umbringen. Dafür wurde er von der Ligue des Thrones für verlustig erklärt und aus Paris vertrieben. Nun verband er sich mit den Hugenotten und belagerte Paris, wurde aber von einem jungen schwärmerischen Dominikanermönch, mit Namen Jakob Clement, (1589) ermordet. Mit Heinrich III. erlosch das Haus Valois, und die Regierung ging an die Seitenlinie, an das Haus Bourbon, über. Das Haupt derselben war der früher erwähnte Heinrich von Navarra, der jetzt als Heinrich IV. die Reihe der bourbonischen Könige eröffnete.

b. Heinrich IV. (1589 bis 1610). — Heinrich hatte beim Antritte seiner Regierung mit großen Hindernissen zu kämpfen. Es traten verschiedene Mitbewerber um die Krone auf, welche den Umstand, daß er Protestant war, benutzten, um ihm die Herzen der Katholiken abwendig zu machen. Auch Paris erklärte sich gegen ihn. Fünf Jahre lang focht der König ritterlich gegen seine Feinde; dennoch führten seine Siege keine bleibenden Erfolge herbei. Endlich gewann er die Überzeugung, daß die Annahme des katholischen Glaubens das einzige Mittel sei, den Thron sich zu sichern und Frankreich zu beruhigen. Es ließ sich deshalb in demselben unterrichten und trat feierlich über. Um aber auch seine früheren Glaubensgenossen, die Hugenotten, zu beruhigen, gab er ihnen 1598 das Edikt von Nantes, durch welches ihnen völlige Religionsfreiheit zugesichert wurde. Jetzt endlich waren die Parteien versöhnt, und der König konnte im ruhigen Besitze des Reiches seine Aufmerksamkeit auf die innere Wohlfahrt desselben richten. Er ermunterte den Ackerbau, gründete neue Fabriken und Manufakturen und suchte den Handel durch Anlegung von Kanälen und Kunststraßen, wie auch durch Herabsetzung der Zölle auf alle mögliche Weise zu heben. Insbesondere nahm er sich des unterdrückten Landmannes an. Er erließ ihm eine große Summe rückständiger Steuern und äußerte, nicht eher würde er zufrieden

sein, als bis er es dahin gebracht hätte, daß jeder Bauer des Sonntags ein Huhn im Topfe habe. Noch jetzt erinnern sich gern die französischen Landleute dieses königlichen Wortes. Einen treuen Gehilfen in allen seinen Staatsverbesserungen hatte der König an seinem gewandten Finanzminister, dem Herzoge Sully.

Kaum waren so die Wunden des Staates einigermaßen geheilt, als der König sich mit dem Plane beschäftigte, einen ewigen Frieden in Europa zu stiften. Aber nur Ehrgeiz hatte ihm diesen abenteuerlichen Plan eingegeben; Österreich sollte von seiner Höhe gestürzt werden. Er wollte ganz Europa in einen einzigen christlichen Staatenbund von fünfzehn möglichst gleichen Staaten verwandeln, in welchem alle vorkommenden Streitigkeiten nach Urteil und Recht unter dem Vorsitze Frankreichs entschieden würden. Durch die Zerstückelung des großen Österreichs sollten die kleinen Staaten ihren Zuwachs erhalten. Schon waren alle Anstalten zum Kriege gegen Österreich getroffen; schon wollte er, des Sieges gewiß, zum Heere abziehen; da vereitelte das Messer eines Bösewichtes diesen Plan des Ehrgeizes und rettete Deutschland aus der neuen Gefahr eines großen Krieges. Heinrich wurde von einem geisteskranken Menschen, mit Namen Ravaillac, (1610) plötzlich ermordet.

Achtunddreißigster Abschnitt.

Der Religionswechsel in England. Das Haus Tudor.

England unter Königen aus dem Hause Tudor (1485 bis 1603). **Heinrich VII.**; **Heinrich VIII.**; gewaltsame Einführung der Reformation. — **Eduard VI.**; **Maria**; **Elisabeth**; diese stiftet die bischöfliche Kirche in England, läßt die Königin von Schottland, **Maria Stuart**, hinrichten und wird Schöpferin der großen englischen Seemacht.

Bei keinem Volke sind die kirchlichen Neuerungen in einer solch unwürdigen Weise herbeigeführt, als bei den Engländern. Jahrzehnte hindurch wechselte hier mit den aufeinander folgenden Herrschern auch das kirchliche Bekenntnis, und das Volk war gezwungen, aber und abermals seine Religion wie ein Gewand nach dem Willen der Regierung zu ändern.

Heinrich VIII. (1509 bis 1547). — Auf Heinrich VII., den Stifter des Hauses Tudor (siehe Seite 234), folgte sein Sohn Heinrich VIII., der von 1509 bis 1547 regierte. Dieser Fürst nahm an den Ereignissen seiner Zeit lebhaften Anteil und verschaffte seinem Reiche einen auswärtigen Einfluß. Obschon er sich anfangs als ein eifriger Verteidiger der katholischen Kirche zeigte und sogar eine Abhandlung gegen Luther schrieb, so wurde er doch bald ein heftiger Gegner des Papstes, weil dieser sich weigerte, des Königs rechtmäßige Ehe mit der spanischen Infantin Katharina zu trennen. In der Erregung der Leidenschaft erklärte der König sich selbst zum Oberhaupte der englischen Kirche, trennte sich aus eigner Macht von seiner Gemahlin und vermählte sich mit einer ihrer Hofdamen, Anna Boleyn. Eine Neuerung folgte nun der anderen. Um seinen Schatz zu vermehren, zog er alle Klöster und Stifter ein. Auch führte er den Supremat-Eid ein, durch welchen jeder, der in ein Amt trat, sich verpflichten mußte, ihn als Oberhaupt der Kirche anzuerkennen. Wo nur der geringste Widerstand sich zeigte, gebrauchte er schonungslos Gewalt. Unter vielen anderen wurde auch der edle Kanzler Thomas Morus hingerichtet, weil er weder des Königs zweite Ehe als gültig, noch ihn als Oberhaupt der Kirche anerkennen konnte. Katholiken und Protestanten verfolgte Heinrich mit gleicher Wut. Er machte sich eine Religion nach eigenem Gutdünken und wollte, daß alle seine Unterthanen eben so schnell, wie er, ihren alten Glauben verleugnen und zu den von ihm willkürlich geschaffenen neuen kirchlichen Einrichtungen sich bekennen sollten.

In seiner neuen Ehe lebte Heinrich nicht glücklich; bald ward er der Anna Boleyn wieder überdrüssig, ließ sie unter einem nichtigen Vorwande ins Gefängnis werfen und darauf hinrichten. Gleich am folgenden Tage verband er sich mit einer andern Hofdame, Johanna Seymour; und als diese im nächsten Jahre starb, mit Anna, der Tochter des Herzoges von Kleve. Auch diese verstieß er wieder und verheiratete sich mit einer jungen Engländerin, Katharina Howard, welche er aber, weil sie höchst leichtsinnig war, bald nachher enthaupten ließ. Ungeachtet alles Unglücks mit seinen Frauen schritt er zur sechsten Ehe und verband sich mit Katharina

Parr. Diese endlich wußte sich zu behaupten, obgleich nicht viel fehlte, daß auch sie das Schicksal ihrer unglücklichen Vorgängerinnen hätte teilen müssen. Nach einem solch unwürdigen und gewaltthätigen Leben starb Heinrich VIII. im Jahre 1547, und ihm folgte sein Sohn

Eduard VI. (1547 bis 1553). — Weil dieser erst neun Jahre alt war, so übernahm sein Oheim, der Graf Herfort, unter dem Namen „Protektor (Schutzherr) von England", die vormundschaftliche Regierung. Unter ihm entstanden viele Unordnungen und Parteiungen; das reformierte Glaubensbekenntnis wurde mit Gewalt ausgebreitet. Nach Eduards frühzeitigem Tode, 1553, gelangte Maria, Heinrichs Tochter von seiner ersten Gemahlin, zur Regierung. Sie war eine eifrige Katholikin und suchte die katholische Religion wieder zur herrschenden in England zu machen. Mit Strenge verfolgte sie deshalb die Gegner derselben. Dieses, und ihre vom Volke verabscheute Ehe mit dem stolzen Philipp II. von Spanien, und endlich der Verlust von Calais, welches die Franzosen mitten im Winter überrumpelten, erbitterten das Volk gegen sie. Die Trauer über den Verlust von Calais, der letzten Besitzung Englands in Frankreich, beschleunigte ihren Tod (1558). Ihr folgte in der Regierung ihre Halbschwester Elisabeth, die Tochter Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn.

Elisabeth (1558 bis 1603). — Unter der langjährigen Regierung dieser Königin schwang sich England, welches früher nur einer der untergeordneten Staaten Europas gewesen war, zu einem der ersten desselben empor. Elisabeth war eine Frau von großem Verstande und nicht geringer Gelehrsamkeit; in jeder Lage bewies sie Klugheit und Standhaftigkeit, doch war sie bei solchen Vorzügen auch von argen Mängeln nicht frei, besonders nicht von Selbstgefälligkeit und großer Eitelkeit. Eine ihrer ersten Bemühungen galt der Kirchenreformation. Unter der Regierung ihrer Schwester hatte sie sich zur katholischen Religion bekannt; gleich nach ihrem eigenen Regierungsantritte aber verbot sie auf das strengste den katholischen Gottesdienst, erklärte sich selbst für das Oberhaupt der Kirche, führte den Supremat-Eid wieder ein und setzte eigenmächtig überhaupt die Religion in England auf

die noch jetzt herrschende Weise fest. Die von ihr so neugeordnete Kirche wird die englische oder bischöfliche, auch die hohe Kirche genannt und weicht in manchen Punkten von der evangelischen Kirche ab. — Ein Hauptgrund zu ihren Religionsneuerungen war der Umstand, weil die Katholiken des Inselreiches ihr das Recht der Thronfolge absprachen, da ja die Ehe ihrer Eltern, Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn, ungültig war. Alle, welche sich ihren Neuerungen nicht fügen wollten, wurden von ihren Posten verjagt, oder mit Gefängnis und Verbannung bestraft. Allmählich legte sich der Widerstand vor der unerbittlichen und mit den Jahren noch gesteigerten Strenge der Königin, und die meisten änderten nun schon zum dritten Male ihre Religion nach dem Machtgebote ihrer Gebieter.

Maria Stuarts Hinrichtung (1587). — Der schwärzeste Punkt im Leben Elisabeths ist das Verfahren gegen ihre unglückliche Verwandte, Maria Stuart, Königin von Schottland. Diese war erst acht Tage alt, als ihr Vater, Jakob V., starb und ihr, als seiner einzigen Erbin, den schottischen Thron hinterließ. Wegen der schottischen Unruhen führte die Mutter sie nach Frankreich, wo sie am Hofe der Königin Katharina von Medici erzogen wurde. Herrlich entfaltete sich hier der schönste Keim, und sie war bald wegen ihrer Schönheit und Herzensgüte ein Gegenstand allgemeiner Liebe und Verehrung. Kaum sechzehn Jahre alt, wurde sie mit dem französischen Dauphin, dem nachmaligen Könige Franz II., vermählt. Leider starb dieser schon nach achtzehn Monaten, und als die junge Witwe kurz darauf auch ihre Mutter verlor, entschloß sie sich zur Rückkehr nach ihrem Geburtslande. Über diese Nachricht erschrak die Königin Elisabeth. Sie wußte, daß Maria Ansprüche machte auf den englischen Thron als ein ihr zukommendes Erbe, und fürchtete, daß die Katholiken im Lande sich zu Gunsten der schottischen Königin erheben würden; denn diese war katholisch. Sie ließ deshalb alle Küsten sorgfältig überwachen, um sie einzufangen. Maria indes entging ihren Nachstellungen. Sie landete glücklich in Schottland und wurde mit Jubel empfangen. Aber nur von kurzer Dauer war dieser Jubel. In Schottland hatte bereits früher Johann Knox, ein schwär-

merischer Anhänger Calvins, durch heftige Predigten das Volk zu solcher Glaubenswut entflammt, daß es die katholischen Kirchen plünderte und die Priester mißhandelte. Das ganze Land wurde nach und nach reformiert. Sobald nun die Schotten sahen, daß ihre Königin dem katholischen Glauben anhing, wurden sie argwöhnisch und mißtrauisch. Insbesondere wiegelte jener Johann Knox das Volk gegen seine rechtmäßige Königin auf und tadelte sie sogar in öffentlichen Predigten. Und doch mußte sie des heftigen Mannes schonen, wegen des großen Einflusses, den er auf das Volk hatte.

Um unter diesen wilden Stürmen ihres Landes einen Halt zu haben, hatte sich Maria mit dem Grafen Darnley vermählt. Diese Vermählung war die Vorläuferin harter Schicksale. Sie erfuhr bald, daß das Äußere dieses Mannes sie geblendet habe, daß er im höchsten Grade eigensinnig und launenhaft sei. Sie schenkte deshalb ihr Zutrauen dem Grafen Bothwell. Aber auch dieser war ein nichtswürdiger Mensch, der sich nur durch seine Verstellungskünste das Zutrauen der jungen Fürstin erschlichen hatte. In einer Nacht, in welcher sie gerade ihren Gemahl verlassen hatte, um dem Vermählungsfeste einer ihrer Kammerfrauen beizuwohnen, flog der Palast, in welchem Darnley war, krachend in die Luft. Der Verdacht dieser Frevelthat fiel auf Bothwell. Und doch beging Maria die Unbesonnenheit, schon einige Monate nach der Ermordung ihres Gemahls sich mit diesem Menschen zu verbinden und so das Volk in dem Argwohn zu bestärken, als sei sie selbst eine Mitschuldige des Verbrechens. Hierüber kam der allgemeine Unwille zum gewaltsamen Ausbruche. Sie ward ins Gefängnis geworfen und gezwungen, zu Gunsten ihres Sohnes Jakob auf den Thron zu verzichten.

Bei vielen jedoch erregte das Schicksal der jungen Fürstin innige Teilnahme. Ihnen gelang es endlich, sie heimlich aus dem Kerker zu befreien. Nun floh sie nach England, um bei der Königin Elisabeth Schutz zu suchen. Diese aber ließ ihre frühere Nebenbuhlerin in den Kerker werfen. Jedoch auch in England fand die unglückliche Königin Freunde, besonders an ihren Glaubensgenossen, den Katholiken. Wiederholt wurden Versuche ihrer Be-

freiung gemacht. Allein alle Versuche scheiterten und machten die Lage der gefangenen Königin nur noch trostloser. Elisabeth, die aus nichtigen Gründen und sogar auf gefälschte Zeugnisse hin vorgab, das Leben ihrer königlichen Verwandten sei mit ihrer eigenen Sicherheit unverträglich, beschloß deren Untergang und ließ sie am 8. Februar 1587, nach achtzehnjähriger Gefangenschaft, rechtswidrig enthaupten.

Elisabeths fernere Regierung. — Als Elisabeth durch eine solche Greuelthat sich ihrer Gegnerin entledigt hatte, wandte sie wieder ihre ganze Sorgfalt auf die Regierung des Landes, und der glänzendste Erfolg krönte alle ihre Unternehmungen. Sie belebte den Handel und das Seewesen und sie ist als die Schöpferin der großen englischen Seemacht zu betrachten. Unter ihrer Regierung unternahm Franz Drake nach Magelhäens die erste Reise um die Welt und brachte aus Amerika die so nützlichen Kartoffeln*) nach Europa herüber. Auch wurde der Handel nach Rußland, Persien, der Levante und Ostindien eröffnet, und im Jahre 1600 die ostindische Handelsgesellschaft gestiftet. Selbst in Amerika wurden Kolonieen angelegt. Einer ihrer Seeleute, Walter Raleigh, gründete 1584 eine Kolonie in dem nördlichen Teile von Amerika und nannte sie zur Ehre seiner unverheirateten Königin Virginien, d. i. Jungfrauenland. Auch erlebte sie den Triumph, jene unüberwindliche Flotte, mit welcher der spanische König, Philipp II., England zu erobern gedachte, durch Stürme und durch die Tapferkeit ihrer eigenen Flotte zerstört zu sehen, wie wir dies im folgenden Abschnitte umständlicher hören werden.

Elisabeth starb im Jahre 1603, im siebzigsten ihres Alters. Mit ihr erlosch das Haus Tudor; an dessen Stelle trat nun das Haus Stuart. Der Sohn der unglücklichen Maria Stuart und des Darnley, Jakob VI., König von Schottland, wurde auf den englischen Thron erhoben. Dieser nahm im Jahre 1604 den

*) Im Jahre 1586 kamen sie nach England und von da nach Frankreich, wo sie 1616 als eine große Seltenheit auf die königliche Tafel gebracht wurden. In Deutschland wurden sie erst 1650 und zwar zunächst in Obersachsen, in Niedersachsen dagegen erst um das Jahr 1740 und noch später in Ostpreußen angepflanzt.

Titel: König von Großbritannien an, den seine Nachfolger bis auf unsere Zeiten beibehalten haben.

Neununddreißigster Abschnitt.

Spaniens Grossmacht und Verfall.

Spanien unter **Philipp II.** — Abfall der Niederlande. — Zerstörung der spanischen Armada 1588. — Vereinigung Portugals mit Spanien 1580. — Spanien sinkt unter der Regierung seiner nächsten Thronfolger, **Philipp III.** und **Philipp IV.**, immer tiefer. Unter dem letzteren erhält auch Portugal seine Selbständigkeit wieder.

Philipp II. (1556 bis 1598). — In der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts war unter allen europäischen Herrschern Philipp II., der Sohn Karls V., bei weitem der mächtigste; denn er hatte, mit Ausschluß der österreichischen Staaten, alle Länder seines Vaters geerbt und nannte so unermeßliche Gebiete der alten und der neuen Welt sein eigen. Mit manchen trefflichen Anlagen des Geistes und des Herzens verband der König eine große Thätigkeit, aber auch einen Stolz und eine Härte, die keinen Widerstand duldete. Für eine seiner ersten und hauptsächlichsten Pflichten erachtete er es, wo immer sich Gelegenheit fand, der katholischen Kirche Beistand zu leisten und der Ausbreitung der neuen Lehren entgegenzutreten. In diesem Sinne wirkte er zunächst in seinen eigenen Staaten, unterstützte dann aber auch die Sache der Katholiken in Frankreich, England und in anderen Staaten. Auch den Erbfeind der Christenheit, die Türken, suchte er niederzuwerfen und besiegte deren Flotte durch den glänzenden Seesieg bei Lepanto im Jahre 1571. In einem seiner reichsten Länder aber stießen seine Bemühungen auf den heftigsten Widerstand, in den Niederlanden nämlich, und er mußte es erleben, daß seine strengen Maßregeln ihn bei aller Machtfülle um diese schönste Perle in seiner Krone brachten.

Abfall der Niederlande. — Die Niederlande bestanden damals, als Philipp die Regierung antrat, aus siebzehn blühenden Provinzen. Kunst und Natur hatten hier zusammengewirkt, diese nach allen Seiten von schiffbaren Flüssen und Kanälen durchschnittenen und zum Teil dem Meere erst abgewonnenen Länder

zwischen der Maas, der Schelde und dem Rheine bis zur Ems hin zum Lieblingssitze des Handels und Gewerbes zu machen. Sie waren im Besitze großer Freiheiten und Rechte, die sie auf das eifersüchtigste überwachten und stets zu erweitern suchten. Philipp ernannte seine Halbschwester, die Herzogin Margaretha von Parma, zur Oberstatthalterin. Sie war eine Frau von hohem, kräftigem Geiste und paarte Gerechtigkeit mit Milde. Auch deswegen war sie bei den Niederländern beliebt, weil sie in ihrem Lande geboren und erzogen war. Es erregte aber in diesem Lande, in welchem die kirchlichen Neuerungen vielfach Eingang gefunden hatten, gleich anfangs Unwillen, daß Philipp der Oberstatthalterin den Granvella, Bischof von Arras, zur Seite setzte und eine spanische Besatzung im Lande ließ. Die Mißstimmung stieg, als ohne Zuziehung der Stände neue Bistümer gegründet und größtenteils mit Fremden besetzt wurden. Bei dem Unwillen im Lande gegen den übergroßen Einfluß des Granvella, der bereits zum Kardinal ernannt war, hielt Margaretha es für ratsam, auf seine Abberufung anzutragen. Dieser kam Granvella selbst zuvor; er verließ freiwillig das Land. Allein die Gährung im Lande blieb. Sie wurde noch gesteigert, als Philipp zur Bekämpfung der Glaubensneuerungen die Einführung der Beschlüsse des tridentiner Konzils verlangte und deshalb die erforderlichen Religionsedikte erließ. Dieses galt für eine neue Verletzung der ständischen Rechte und führte zu neuen, noch lauteren Klagen. Und alsbald schloß der mißvergnügte Adel einen Bund, Kompromiß genannt, und entwarf eine besondere Bittschrift an die Oberstatthalterin in Brüssel um Aufhebung der Religionsedikte.

Es war am 5. April 1566, als drei- bis vierhundert Adlige in einem feierlichen Aufzuge, immer vier und vier, unter großem Zulaufe der Volksmenge nach dem Palaste der Oberstatthalterin zogen, um die Bittschrift zu überreichen. Margaretha ward nicht wenig bestürzt über den ungewöhnlichen Aufzug. Einer ihrer Räte aber, der Graf Barlaimont, flüsterte ihr zu, sie möchte sich doch vor diesem Bettelgesindel (Gueux) nicht fürchten. Das kam auch den Abgeordneten zu Ohren. Sie machten sich aber aus diesem Schimpfnamen einen Ehrennamen, nannten ihre ganze Partei

Geusen (Bettler) und trugen auf der Brust eine Denkmünze mit dem Bilde des Königs und der Aufschrift: „Treu bis zum Bettelsacke.“

Die Oberstatthalterin versprach den Abgeordneten, sie wolle sich für sie beim Könige verwenden und ließ die Ausführung seiner Verordnungen bis dahin beruhen. Das hielten die Calvinisten für einen Sieg ihrer Partei, und an mehreren Orten rottete sich der Pöbel zusammen und verübte die größten Greuel an katholischen Kirchen und Priestern. Durch solche Thaten zogen sich die Calvinisten den gerechten Zorn des Königs und ihrer katholischen Mitbürger zu. Sofort fanden sich die katholischen Mitglieder des Bundes bewogen, von einer Verbindung zurückzutreten, die sie nunmehr als eine Verschwörung gegen ihre Religion betrachteten. Der König sah wohl ein, daß seine Schwester zu schwach sei, um in so bewegter Zeit das landesherrliche Ansehen gehörig zu behaupten; denn auch hier verwuchsen die religiösen und politischen Fragen zu einem unzertrennbaren Ganzen. Als aber Philipp im Jahre 1567 seinen in den Waffen ergrauten Feldherrn, den Herzog Alba, an der Spitze einer bewaffneten Macht nach den Niederlanden schickte, nahm Margaretha ihre Entlassung. Schon vor der Ankunft dieses gefürchteten Mannes verließ ein großer Teil des Adels, mit ihm der Prinz Wilhelm von Oranien, und viele Tausende vom Volke das stürmische Vaterland; nur die Grafen Egmond und Horn, zwei der edelsten und angesehensten Männer, ließen sich nicht warnen und blieben. Alba ließ diese als angebliche Hauptanstifter des Aufruhrs nebst vielen anderen Verdächtigen und Unzufriedenen zu Brüssel öffentlich hinrichten und erklärte den Prinzen Wilhelm und dessen Bruder Ludwig in die Acht. Vor des Herzogs Macht schwand aller Widerstand; neue noch schärfere Befehle kamen zu den früheren hinzu. Durch ein solches Verfahren sahen sich die Stände in ihren kostbarsten Rechten verletzt. Eine dumpfe Gährung ging durch das ganze Land.

Unterdessen hatte der Prinz von Oranien die flüchtigen Niederländer gesammelt und auch in Deutschland Truppen geworben. Mit einem fast aus allen Nationen zusammengesetzten Heere machte er wiederholte Einfälle in die Niederlande; doch wurde dieses Heer durch Niederlagen und Mangel an Geld bald aufgelöst.

Glücklicher waren die sogenannten Wassergeusen, d. i. die niederländischen Freibeuter, welche an den Küsten umherschwärmten und Schiffahrt und Handel der Spanier durch Kapereien störten. Es gelang ihnen sogar, sich des Hafens von Briel an der Mündung der Maas zu bemächtigen. Das Glück erhöhte den Mut; sie eroberten eine Stadt nach der andern und wählten bald den Prinzen von Oranien zu ihrem Anführer. Dieser führte überall, wohin er kam, den reformierten Gottesdienst wieder ein.

Als Philipp sah, daß Albas Gewaltmaßregeln nicht zu dem erwünschten Ziele führten, rief er auch ihn nach einer sechsjährigen Oberstatthalterschaft wieder zurück. Unter Albas Nachfolgern wurde mit wechselndem Glücke fortgekämpft. Viele kriegslustige Deutsche, Franzosen und Engländer fochten mit in den Reihen der Niederländer. Im Jahre 1579 traten in Utrecht die sieben nördlichen Provinzen: Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Oberyssel, Gröningen und Friesland in eine Verbindung, die Utrechter Union genannt. Zum Oberhaupte derselben wurde der Prinz von Oranien ernannt. Als aber der König Philipp im Jahre 1581 diesen ächtete und einen hohen Preis auf seinen Kopf setzte, sagten die sieben Provinzen, ermutigt durch das Glück ihrer Waffen, sich ganz von Spanien los und gründeten eine Republik.

Zerstörung der spanischen Armada (1588). — Unterdessen war auch die früher erwähnte Königin Elisabeth von England auf die Seite der Niederländer getreten. Nicht genug, daß sie früher des Königs Antrag um ihre Hand zurückgewiesen hatte, schickte sie jetzt den Empörern ein Heer zu Hilfe, dessen Anführer sogar den Titel und die Macht eines Oberstatthalters der vereinigten Provinzen annahm. Um solche Schmach zu rächen, rüstete Philipp eine ungeheure Flotte (Armada) aus, die er selbst die unüberwindliche Armāda nannte, und gab dem Herzoge von Medina Sidonia den Oberbefehl. Im Sommer 1588 erschien das furchtbare Geschwader. Selten hatte das Meer eine stolzere Flotte getragen. Triumphierend segelte sie durch den Kanal längs Englands Küsten hin. Aber Sturm und Ungewitter kämpften für Elisabeth. Die Flotte zerstob vor den empörten Meereswellen, und was diese nicht verschlangen, wurde von den

Engländern unter Anführung ihrer Seehelden angegriffen und besiegt. Nur klägliche Trümmer kamen von dieser unseligen Fahrt nach Spanien zurück.

Philipp vernahm jedoch die Kunde seines Unglückes mit Ruhe und Ergebenheit. „Nicht gegen den Himmel, sondern gegen Menschen hatte ich meine Flotte abgeschickt; der Name des Herrn sei gebenedeit!“ erwiderte er ruhig. Der Krieg wurde zwar fortgesetzt, doch nutzlos für Spanien. Philipp erlebte das Ende desselben nicht. Er starb 1598 und hinterließ bei allen Schätzen Mexicos und Perus eine große Schuldenlast. Noch lange nach seinem Tode dauerte der Kampf gegen die Niederländer fort, ohne zu dem beabsichtigten Zwecke zu führen. Im westfälischen Frieden endlich, 1648, wurden die früher genannten sieben Provinzen förmlich als eine Republik anerkannt. Die südlichen, katholischen Provinzen dagegen blieben unter spanischer, nachmals österreichischer Herrschaft.

Verbindung Portugals mit Spanien. — Philipp II., der alle Versuche, England zu demütigen und die Niederlande wieder zu unterwerfen, an der verzweifelten Gegenwehr dieser Völker hatte scheitern sehen, empfand doch den Trost, seiner Krone eine andere schöne Perle, das reiche Portugal, gewonnen zu haben. Hier war das Königshaus ausgestorben, und unter mehreren Kronbewerbern gewann er durch Albas Siege den Thron. Sechzig Jahre hindurch, von 1580 bis 1640, blieb Portugal mit Spanien vereint, aber beide Staaten verfielen durch unglückliche Kriege und schlechte Verwaltung immer mehr.

Auch in seinem häuslichen Leben war Philipp II. nicht glücklich. Von seiner ersten Frau, Maria von Portugal, war ihm ein Sohn, Don*) Karlos, geboren, der ihm vielen Kummer bereitete. Dieser war sehr kränklich und schwächlich, dabei von einer äußerst reizbaren Gemütsart, die sich bei ihm mit zunehmenden Jahren, oft bis zum Wahnsinne steigerte. Keiner war dann vor den Ausbrüchen seiner Wut sicher. Selbst gegen seinen Vater brütete er hochverräterische Pläne. Es war deshalb nötig, die strengste Überwachung eintreten zu lassen, und er wurde gefänglich

*) Don, eigentlich Dom, von dem lateinischen Worte Dominus, d. i. Herr.

eingezogen. Allein Ruhe fand der Ruhelose auch in den stillen Mauern seines Gewahrsams nicht, vielmehr erschöpfte er seine letzten Kräfte durch fortgesetztes Toben. Er starb hier schon nach sechs Monaten, erst 23 Jahre alt.

Die nächsten Thronfolger Philipps II. — Ihre Regierung ist nur durch Unglück gekennzeichnet, und die alte Herrlichkeit des Landes schwand immer mehr. Der erste, Philipp III., schwächte dadurch, daß er die Moriskos oder Nachkommen der Mauren, welche seine gewerbsamsten Unterthanen waren, im Jahre 1610 vertrieb, das Reich sehr und hemmte den Kunstfleiß. Das größte Unglück jedoch erlitten die Spanier unter Philipps II. Enkel Philipp IV. Unter seiner schwachen Regierung warfen auch die Portugiesen (1640) das spanische Joch wieder ab und wählten den Herzog Johann von Braganza zu ihrem Könige, dessen Haus das Regentenhaus blieb. Auch von den überseeischen Besitzungen gingen die meisten nach und nach verloren, und von den vielen Schlägen erholte sich das Land nie wieder.

Vierzigster Abschnitt.

Der dreißigjährige Krieg (1618 bis 1648).

Der dreißigjährige Krieg fällt in die Regierungszeit der Kaiser: Matthias (1612—1619), Ferdinand II. (1619—1637) und Ferdinand III. (1637—1657). Der Gesamtkrieg setzt sich aus vier aufeinander folgenden Einzelkriegen zusammen und zerfällt daher in folgende Unterabteilungen: 1) der böhmisch-pfälzische Krieg von 1618—1623; 2) der niedersächsisch-dänische Krieg von 1625—1629; 3) der schwedisch-deutsche Krieg von 1630 bis 1635; 4) der schwedisch-französisch-deutsche Krieg von 1635 bis 1648. **Hauptereignisse:** Schlacht am weißen Berge (1620); Schlacht bei Stadtlohn (1623). — Die Schlachten bei Lutter am Barenberge und bei der Dessauer Brücke (1626); das Restitutionsedikt und der Lübecker Friede (1629). — Die Eroberung Magdeburgs und die Schlacht von Breitenfeld (1631); die Schlacht von Lützen; Gustav Adolfs Tod (1632). Wallensteins Ermordung; Schlacht bei Nördlingen (1634); der Prager Friede (1635). — Die Schlachten bei Wittstock (1636); bei Breitenfeld (1642); bei Jankow (1645). **Der westfälische Friede** (1648).

Dieser Krieg, der so unsägliches Elend über ganz Deutschland brachte, und in welchen die meisten Staaten Europas verflochten wurden, nahm unter der Regierung des Kaisers Matthias in Böhmen seinen Anfang.

1. Der böhmisch-pfälzische Krieg von 1618 bis 1623. — Die protestantischen Unterthanen des Erzbischofes von Prag und jene des Abtes zu Braunau hatten in dem böhmischen Städtchen Klostergrab und zu Braunau gegen den Willen ihrer Gutsherren zwei Kirchen erbaut und beriefen sich dabei auf den vom Kaiser Rudolf II. erteilten Majestätsbrief. Da aber der Majestätsbrief ein solches Recht nur den protestantischen Ständen, nicht aber den protestantischen Unterthanen katholischer Gutsherren bewilligte, so wurde die Kirche zu Klostergrab niedergerissen, die zu Braunau geschlossen. Die Protestanten wandten sich mit Beschwerden an den Kaiser, wurden aber abschlägig beschieden und zur Ruhe verwiesen. Da kam es zum Aufstande. Der Graf Thurn stellte sich an die Spitze der böhmischen Aufrührer und drang am 23. Mai 1618 in die Kanzlei zu Prag, weil es hieß, nicht der Kaiser, sondern seine Statthalter in Prag hätten jenen harten Bescheid gegen die Protestanten erlassen. Zwei der in der Kanzlei versammelten kaiserlichen Statthalter, Martinitz und Slawata, welche für Hauptfeinde der Protestanten galten, wurden nebst ihrem Geheimschreiber Fabrizius aus dem Fenster hinabgestürzt. Durch diese Gewaltthat wurde das Schauspiel eines dreißigjährigen Krieges eröffnet. Denn obgleich die Hinabgestürzten trotz der Höhe von dreißig Ellen wunderbarer Weise keinen Schaden genommen hatten, so ließ sich doch voraussehen, daß der Kaiser die Mißhandlung seiner Statthalter nicht ungestraft lassen würde. Die Böhmen trafen deshalb zu ihrer Sicherheit die nötigen Vorkehrungen. Sie sammelten schnell ein Heer, gaben dem Grafen Thurn den Oberbefehl und wählten dreißig Männer zur Verwaltung des Landes. Auch die Union schickte ein Hilfsheer unter dem Grafen Ernst von Mansfeld. Hoch loderte die Flamme des Aufruhrs.

Matthias geriet über diese Unruhen in nicht geringe Verlegenheit. Er war bereits alt und kränklich und sehnte sich nach Ruhe. Darum suchte er, wenngleich unter heftigem Widerspruche seines Vetters und Thronfolgers, Ferdinand, mit den Aufrührern zu unterhandeln. Doch diese trauten den Versicherungen des Kaisers nicht; auch glaubten sie, bereits bedeutende Vorteile in

Händen zu haben. Es zerschlugen sich deshalb die Unterhandlungen, und ein Krieg brach los, der, wie damals gewiß niemand ahnte, erst nach dreißig Jahren enden sollte. Kurz nach dem Ausbruche der ersten Feindseligkeiten starb der Kaiser Matthias, im Frühling des Jahres 1619. Ihm folgte

Kaiser Ferdinand II. (1619 bis 1637). — Schon im Jahre 1617 war er als König von Böhmen anerkannt und gekrönt worden; jetzt aber wurde er von den Rebellen der böhmischen Krone für verlustig erklärt, und dieselbe dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, dem Haupte der Union, angetragen. Dieser nahm rechtswidrig das gefährliche Geschenk an, und die Krönung wurde zu Prag mit großer Pracht vollzogen. Auch Schlesien, Mähren und die Lausitz huldigten ihm.

Aber nur von kurzer Dauer war seine Herrlichkeit. Er war der Macht des Kaisers und dessen Verbündeten nicht gewachsen. Dazu war er fahrlässig und dem Wohlleben ergeben. Mit dem Kaiser verband sich die Liga; auch Spanien schickte Hilfstruppen. Maximilian von Bayern, das Haupt der Liga, und sein ausgezeichneter Feldherr, Tilly, eilten schnell nach Böhmen und erfochten im November 1620 auf dem weißen Berge vor Prag einen glänzenden Sieg über das Heer des Königs Friedrich. Dieser ließ, als er vom Walle der Stadt her die grauenvolle Flucht und Niederlage der Seinigen sah, voll Angst Heer, Reich und Krone im Stich und floh über Schlesien nach Holland. Nur einen Winter hatte seine Herrschaft gewährt, weshalb man ihn spöttisch den Winterkönig nannte. Gleich am Tage nach der Schlacht ergab sich Prag. Dem Beispiele der Hauptstadt folgte das ganze Land. Nun hielt der Kaiser strenges Gericht. Friedrich wurde als Hochverräter in die Reichsacht erklärt, und die Pfalz nebst der Kurwürde einige Zeit darauf dem Herzoge Maximilian für die dem Kaiser geleisteten treuen Dienste zuerkannt. Der Kurfürst von Sachsen hatte Schlesien und die Lausitz unterworfen und erhielt zur Belohnung vom Kaiser das letzte Land zum Geschenke. Siebenundzwanzig der Haupturheber des Aufstandes in Böhmen wurden hingerichtet. Dann fing der Kaiser die Gegenreformation an. Er vernichtete den Majestätsbrief, verwies die

Protestanten aus dem Lande und rief die früher von den Aufrührern vertriebenen Jesuiten zurück. Das ganze Land beugte sich vor dem strengen Sieger.

Der geächtete Kurfürst Friedrich V., welcher seinen Schwiegervater, den König von England, vergebens um Hilfe angefleht hatte, fand einen mutigen Verteidiger an dem Grafen von Mansfeld. Dieser sammelte ein Heer, verband sich mit dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden und spottete mit seinen Scharen, die nur vom Raube lebten, der Macht des Kaisers. Aber der tapfere Tilly holte die Abenteurer ein und schlug sie völlig. Der entmutigte Markgraf zog sich nun vom Schauplatze des Krieges zurück. Mansfeld aber setzte unverzagt den Krieg fort und fand einen anderen Waffengenossen an dem jungen Christian von Braunschweig, dem Bruder des regierenden Herzogs. Fürchterlich hausten ihre Raubscharen in allen Gegenden Deutschlands. Selbst Paris zitterte vor ihnen, als sie den Hugenotten Hilfe versprachen. Auf seinen Verwüstungszügen drang Christian bis an den Main und hatte bereits die ganze Gegend um Frankfurt verheert, als ihn Tilly bei Höchst ereilte und dergestalt schlug, daß er kaum mit der Hälfte seiner Truppen entkam. Mit dieser stieß der Geschlagene zu Mansfeld, und beide setzten das Kriegshandwerk mit verwegener Kühnheit fort. Tilly zog ihnen überall nach und erreichte den Herzog Christian endlich bei Stadtlohn in Westfalen. Hier wurde im August 1623 der größte Teil des Raubgesindels durch eine zweitägige blutige Schlacht aufgerieben. Die truppenlosen Anführer retteten sich durch schmähliche Flucht nach dem benachbarten Holland.

2. Der niedersächsisch-dänische Krieg von 1625—1629. — So waren nun alle für Friedrich geworbenen Truppen teils aufgerieben, teils zerstreut, und der Kaiser waltete mit unumschränkter Obmacht. Allein die Gährung währte fort. Aus Furcht vor etwaigen Gewaltmaßregeln, die jetzt der Sieger ergreifen könne, rüsteten sich die niedersächsischen Fürsten zur Gegenwehr und wählten den König Christian IV. von Dänemark zum Anführer des Bundesheeres. Auch der König von England, der vergebens die Wiedereinsetzung seines Schwiegersohnes gehofft

hatte, unterstützte das Bundesheer. Und sogleich eilten auch jene beiden furchtbaren Abenteurer, Mansfeld und Christian von Braunschweig, aus Holland wieder herbei. So war denn am Ende des Jahres 1625 die Lage der Dinge dieselbe, wie beim Anfange des Krieges in Böhmen; nur wurde jetzt das nördliche Deutschland der Kriegsschauplatz.

Wallenstein, Herzog von Friedland. — In dieser verhängnisvollen Zeit machte ein kaiserlicher Oberst seinem Herrn den überraschenden Vorschlag, er wolle unentgeltlich ein Heer von vierzigtausend Mann stellen, falls der Kaiser ihm den unumschränkten Oberbefehl über dasselbe erteile. — Dieser merkwürdige Mann war Albrecht von Wallenstein (eigentlich Waldstein). Er war aus freiherrlichem Geschlechte von lutherischen Eltern geboren, später aber zur katholischen Religion übergetreten. In seiner Jugend hatte er eine sorgfältige Bildung genossen. Zu Padua hatte ihm der berühmte Sterndeuter Seni die Versicherung gegeben, er habe in den Sternen gelesen, daß Wallenstein zu hohen Ehren bestimmt sei; und seit der Zeit war Seni sein treuester Freund, und Ehrgeiz seine heftigste Leidenschaft. Die Bürgschaft in seiner eignen Brust, zu etwas Außerordentlichem bestimmt zu sein, schienen ihm von nun an auch die Sterne, welche er in nächtlicher Stille beobachtete, zu bestätigen. Bald nahm er im kaiserlichen Heere Dienste und focht in allen Schlachten mit Auszeichnung. Er war mit einer reichen Witwe vermählt, deren früher Tod ihn zum Erben eines fürstlichen Vermögens machte. Zum Ersatze des Schadens an seinen Gütern, die beim Ausbruche der böhmischen Unruhen zu Grunde gerichtet waren, hatte ihm der Kaiser die Herrschaft Friedland in Böhmen mit dem Titel eines Grafen geschenkt und ihn später für seine ausgezeichneten Dienste sogar zum Fürsten ernannt. Mit ungeduldigem Ehrgeize hatte Wallenstein bisher den Feldherrnstab in den Händen Tillys, eines fremden Führers, gesehen; er war deshalb hoch erfreut, als der Kaiser seinen Antrag annahm und ihm so den Weg zu einer ausgezeichneten Laufbahn eröffnete.

Jetzt ließ der Friedländer — so nannte man ihn gewöhnlich — die Werbetrommel rühren, und von allen Seiten

strömten kriegslustige Männer, gelockt durch den Ruf seines Namens und die Aussicht auf Beute, unter seine Fahnen. Zum Erstaunen aller war in kurzer Zeit ein Heer von fünfundzwanzigtausend Mann gesammelt, das auf seinem ersten Zuge nach der Elbe hin schon zu dreißigtausend anwuchs. Bei Dessau (1626) schlug er den Grafen Mansfeld und verfolgte ihn bis tief in Ungarn. Bald darauf starb der wilde Abenteurer; kurz vor ihm war auch Christian von Braunschweig gestorben, erst 27 Jahre alt.

Unterdessen hatte Tilly mit seinem gewohnten Waffenglücke sich gegen den Dänenkönig gewandt, ihn in der blutigen Schlacht bei Lutter am Barenberge, einem Städtchen im Braunschweigischen, im August 1626 völlig besiegt und bis zur Elbe verfolgt. Kurz hierauf kam auch der Friedländer von Ungarns Grenzen zum neuen Kampfe herangezogen und fiel mit Tilly in Holstein ein. Weit und breit wurden die nördlichen deutschen Länder durch Wallensteins zuchtlose Truppen bedrückt und ausgesogen. Traurig erging es auch den mecklenburgischen Ländern, die schrecklich verwüstet und deren Herzöge als Bundesgenossen Christians verjagt wurden Mit dem erledigten Herzogtume belehnte der Kaiser seinen Feldherrn Wallenstein. Dieser faßte damals einen neuen, bedeutsamen Plan. Er gedachte die Küstenländer der Ostsee zu besetzen und auf diesem Meere eine neue deutsche Seemacht zu begründen. Viele Plätze fielen in seine Hände, nur das feste Stralsund, welches zur See mit Lebensmitteln unterstützt wurde, konnte Wallenstein nicht erobern, obschon er gedroht hatte: „er würde die Festung nehmen, und wenn sie auch mit Ketten am Himmel hinge!" — Kurze Zeit später kam im Jahre 1629 unvermutet mit dem Dänenkönige der sehr glimpfliche Frieden von Lübeck zustande. Der bisherige Gegner mußte nur versprechen, sich nicht weiter in die deutschen Händel einmischen zu wollen, dann erhielt er, selbst ohne Kriegskosten zu zahlen, alle seine verlorenen Provinzen zurück. — Bei dieser siegreichen Lage der Sache des Kaisers schien auch der günstige Zeitpunkt gekommen, die Protestanten zur Wiedererstattung der seit dem Religionsfrieden widerrechtlich eingezogenen geistlichen

Güter anzuhalten, und es folgte im März 1629 das Restitutionsedikt (Wiedererstattungsbefehl). Diesem gemäß sollten die Protestanten alle seit dem Passauer Vertrage (1552) eingezogenen geistlichen Güter den Katholiken zurückgeben. Dieses Edikt war ein harter Schlag für die Protestanten. Vergebens machten die Fürsten Vorstellungen beim Kaiser; Aufschub auf ein Jahr war alles, was sie von ihm erhalten konnten. Aber innerhalb dieser Frist hatte sich die Lage der Dinge sehr geändert.

Im Januar 1630 wurde ein Reichstag zu Regensburg gehalten, auf welchem die Fürsten dem Kaiser die dringendsten Vorstellungen machten über den bejammernswerten Zustand Deutschlands und einstimmig die Entlassung Wallensteins und seiner verwegenen Raubscharen verlangten. Das arglistige Frankreich hatte auch hierbei auf die deutschen Fürsten besonders einzuwirken gesucht. Denn die Schwächung der kaiserlichen Macht stellte ja auch eine Bereicherung Frankreichs mit deutschen Provinzen in lachende Aussicht. Mit schwerem Herzen willigte endlich der Kaiser in den Willen der Fürsten und entließ Wallenstein. Dieser zog sich mit scheinbarer Gleichgültigkeit auf seine mährischen Güter zurück und schien wegen seiner Entlassung den Kaiser nur zu bedauern.

3. Der schwedisch-deutsche Krieg von 1630—1635. — Gustav Adolf in Deutschland (1630 bis 1632). — Um dieselbe Zeit, als der Kaiser seine kräftigste Stütze, Wallenstein mit seinen Truppen, entließ, war gegen ihn ein auswärtiger König mit Heeresmacht bereits in vollem Anzuge — Gustav Adolf, König von Schweden. Dieser, einer der unternehmendsten Herrscher seiner Zeit, landete am 24. Juni 1630 mit fünfzehntausend Schweden an der deutschen Küste der Ostsee, um den Kampf gegen den Kaiser zu beginnen, und, wie er hoffte, Schweden groß und stark zu machen. Er fühlte sich auch gekränkt, daß der Kaiser seine Verwendung für seine vertriebenen Schwestersöhne, die Herzöge von Mecklenburg, abgewiesen und den König Sigismund von Polen, mit dem er im Kriege lag, zur Fortsetzung desselben ermuntert hatte. Am meisten aber war er aufgereizt worden durch

die Versprechungen Frankreichs, welchem jegliches Mittel recht war, wenn es galt, das Übergewicht des Hauses Österreich zu schwächen. Gustav Adolf vertrieb schnell die wenigen kaiserlichen Truppen aus Pommern und Mecklenburg, setzte seine Schwestersöhne wieder in ihre Herzogtümer ein und wandte sich dann nach Brandenburg. Man hätte denken können, die protestantischen Fürsten Deutschlands würden ihn mit Jubel empfangen haben, und sicher rechnete der schwedische König darauf. Statt dessen aber verhielten sich fast alle ablehnend; sie wollten sich nicht mit ihm verbinden, sei es aus Furcht vor dem Kaiser, oder aus gerechtem Unmute darüber, daß ein fremder König mit Heeresmacht ins deutsche Vaterland einbrach. Selbst der Kurfürst von Brandenburg, der doch des Königs Schwager war, konnte sich lange nicht entschließen, sich zu ihm zu gesellen. Sachsen schlug die Verbindung mit ihm ganz aus. Nur der Landgraf von Hessen und der Herzog von Sachsen-Weimar schickten ihm Hilfe, während die übrigen protestantischen Fürsten zu Leipzig unter dem Vorsitze des Kurfürsten von Sachsen eine Konvention (Bündnis) zur Erhaltung ihrer Selbständigkeit sowohl gegen Schweden als auch gegen den Kaiser schlossen. Während Gustav Adolf auf solche Weise in seinem Vorrücken von den Protestanten selbst aufgehalten wurde, schloß Tilly Magdeburg ein, welches sich weigerte, seinen neuen Erzbischof aufzunehmen, und sogar mit Schweden in Verbindung getreten war. Er eroberte am 20. Mai 1631 die widerspenstige Stadt mit Sturm, bei welchem der größte Teil derselben, sei es durch die Schuld des schwedischen Befehlshabers in der Stadt, sei es durch die verbrecherische That einiger Bürger, ein Raub der Flammen wurde. Der Untergang dieser Stadt war ein großer Verlust für den Sieger selbst, der alles aufgeboten hatte, die Bürgerschaft zur Nachgiebigkeit zu bestimmen und der nun statt eines gehofften festen Waffenplatzes und Stützpunktes an der Elbe einen wüsten Trümmerhaufen vor sich sah.

Tilly zog hierauf nach Sachsen, um den Kurfürsten wegen des Leipziger Bündnisses zu strafen und ihn zu zwingen, auf des Kaisers Seite zu treten. In der Angst verband jener sich schnell mit dem Schwedenkönige und trat ihm für den Schutz, welchen

er von ihm erwartete, die Leitung der protestantischen Angelegenheiten ab. Jetzt nahm die Sache eine plötzliche Wendung. Tilly hatte sich eben der Stadt Leipzig bemächtigt, als das sächsische und schwedische Bundesheer gegen ihn anzog. Bei dem Dorfe Breitenfeld, unweit Leipzig, kam es im September 1631 zu einer mörderischen Schlacht, in welcher Tilly zum ersten Mal geschlagen wurde. Die Sachsen zogen durch die Lausitz und eroberten Prag; Gustav Adolf zog wie ein Herr und Gebieter deutscher Länder durch die Maingegend zum Rheine. Nach Verlauf des Winters brach der Schwedenkönig mit seinem Heere von Mainz aus in Süddeutschland vor. Erst am Lechflusse, bei Rain, hielt Tilly stand und verteidigte den Übergang. Vergebens! Das liguistische Heer wurde vertrieben, Tilly selbst, der sich zu weit vorgewagt hatte, schwer verwundet. Er starb einige Tage nachher und hinterließ den Ruhm eines der besten und edelsten Kriegshelden, der in sechsunddreißig Schlachten gesiegt hatte und stets strenger gegen sich, als gegen andere gewesen war. Bei seinen Truppen, die ihm mit ganzer Seele ergeben waren, hieß der später so sehr mit Unrecht gelästerte Feldherr gewöhnlich „der deutsche Josua.“ Gustav Adolf zog im Mai 1632, in Begleitung des geächteten Kurfürsten von der Pfalz, als Sieger in München ein. Bayern wurde schrecklich verheert. Im deutschen Reiche schaltete jetzt ein auswärtiger Fürst mit mehr Gewalt, als je der Kaiser selbst, und das Ende der Dinge war nicht abzusehen, da kein kaiserliches Heer vorhanden war, um den Fortschritten des noch jüngst verhöhnten Schneekönigs Einhalt zu thun. Fast überall ließ er sich als Landesherrn huldigen, in Würzburg sogar eine schwedische Landesregierung einrichten. Selbst dem geächteten Pfalzgrafen Friedrich gab er die wiedergewonnene Pfalz nicht zurück. — Bei dem Andrange so ungeheurer Gefahr des Vaterlandes sollte Wallenstein abermals der Retter werden.

Während jener Vorfälle hatte Wallenstein in Zurückgezogenheit auf seinen Gütern gelebt und von fern dem Kriegsspiele mit scheinbarer Gleichgult zugesehen. An seinem Hofe herrschte kaiserliche Pracht, ein Fest drängte das andere. Er sah es gern, wenn alle um ihn her sich der Fröhlichkeit überließen,

während er selbst ernst blieb und sich in geheimnisvolles Schweigen hüllte. Schon die äußere Erscheinung des Feldherrn war seltsam. Er trug gewöhnlich einen Reiterkoller von Elenshaut, eine rote Leibbinde und einen scharlachenen Mantel, auf dem Kopfe einen hochgestutzten Hut mit einer herabwallenden roten Straußfeder, an den Füßen große Stulpstiefel. Mit geheimem Grauen blickten die Wachen auf, wenn der verschlossene Mann schweigend an ihnen vorüber ging.

An ihn nun schickte der Kaiser bei der Gefahr des Reiches Gesandte, die seinen gekränkten Stolz versöhnen und ihn bewegen sollten, ein neues Heer für den Kaiser zu werben. Wallenstein empfing die Gesandten mit scheinbarer Kälte. „Ich bin nicht gesonnen," sprach er, „mir eine undankbare Arbeit aufzubürden; ich lebe als Privatmann zufrieden und wünsche, meine Tage in Ruhe zu enden." Als aber die Gesandten mit den dringendsten Bitten und Vorstellungen ihm zusetzten, versprach er endlich, innerhalb dreier Monate ein Heer für den Kaiser zu werben.

Schlacht bei Lützen (1632). — Kaum war es bekannt, daß der Friedländer wieder werbe, so strömten Tausende herbei, und innerhalb der bestimmten Frist war das Heer gerüstet. „Das Heer ist da, nun schicket einen Führer!" schrieb er nach Wien. Und noch einmal mußte der Kaiser, der wohl einsah, daß das Heer nur unter dem dienen würde, der es geworben hatte, den stolzen Mann bitten, den Oberbefehl selbst zu führen. Endlich ließ er sich dazu bewegen, jedoch nur unter der Bedingung, daß ihm unumschränkte Macht in Kriegs- und Friedens-Angelegenheiten eingeräumt würde. Das geschah auch. Jetzt brach der versöhnte Held auf und rückte zuerst gegen die Sachsen in Böhmen. Überall trieb er sie flüchtig vor sich her, eroberte Prag und jagte den Kurfürsten in sein Land zurück. Hierauf wandte er sich nach Bayern, um dieses von den Schweden zu befreien, und bezog ein festes Lager bei Nürnberg, wo Gustav sich verschanzt hatte. Dieser wagte es nicht, das feste Lager Wallensteins anzugreifen, und Wallenstein sah voraus, daß Mangel an Lebensmitteln den Gegner sicherer vernichten würde, als eine Schlacht. Wirklich erreichte die Not den höchsten Grad, und Gustav schritt zum Angriffe. Aber

dieser wurde mit großer Einbuße der Schweden zurückgewiesen. Gustav blieb noch vierzehn Tage kampfgerüstet in der Nähe stehen; allein Wallenstein wich nicht und wankte nicht. Da endlich sah sich der Schwede gezwungen, den schrecklichen Ort des Hungers zu verlassen. Während er südwärts zog, rückte Wallenstein nordwärts, nach Sachsen, um den Kurfürsten zum Frieden mit dem Kaiser zu zwingen und dann dem geschwächten Schwedenkönige in den Rücken zu fallen. Sachsen ward auf eine furchtbare Weise verheert. Auf inständiges Bitten des Kurfürsten eilte Gustav Adolf schnell zur Hilfe herbei, und es kam am 16. November 1632 bei Lützen zu einer mörderischen Schlacht, in welcher die Schweden zwar siegten, aber ihren König verloren. Von zwei Kugeln durchbohrt sank Gustav Adolf mit dem Seufzer: „Mein Gott! Mein Gott!" vom Pferde, und Roß und Reiter setzten über ihn hin. Erst am folgenden Tage fanden die Schweden seinen Leichnam, der kaum kenntlich vor Blut und Wunden und von den Hufen der Rosse zertreten war. Er wurde nach Weißenfels und von da weiter, von der trostlosen Gattin begleitet, nach Stockholm in die Gruft seiner Väter gebracht. Für Deutschland wurde durch Gustav Adolfs Tod die Gefahr gemindert, die Beute eines ehrgeizigen und siegreichen fremdländischen Eroberers zu werden.

Wallensteins Ermordung (1634). — Obgleich Wallenstein nicht der Besiegte sein wollte, so leistete er doch auf Sachsen Verzicht und trat den Rückzug nach Böhmen an. Die Angelegenheiten der Schweden in Deutschland leitete von nun an der schwedische Kanzler Oxenstjerna; den Oberbefehl über das Heer übertrug dieser dem Herzoge Bernhard von Weimar. Die Schweden, welche seit Gustav Adolfs Tode immer zuchtloser wurden, verheerten ganz Deutschland und verübten die unerhörtesten Grausamkeiten,*) ohne daß Wallenstein ihnen Einhalt that. Er hielt sich meist unthätig in Böhmen, beobachtete und unterhandelte.

---

*) In Franken wird noch ein Sprüchlein als Schreckenswort gegen diesen rohen, unmenschlichen Feind gehört:

‚Bet', Kindle, bet',
Jetztund kommt der Schwed'!
Jetztund kommt der Oxenstjern,
Wird die Kindle beten lehr'n!"

Frankreich hatte ihn mit der Krone von Böhmen gelockt, wenn er vom Kaiser abfalle. Das Benehmen dieses ehrsüchtigen Kriegshelden wurde immer zweideutiger, der Verdacht immer dringender und lauter. Und dieser Verdacht war nicht unbegründet. Wegen der Krone Böhmens war er wirklich mit Frankreich in Unterhandlung getreten. Zu Pilsen versammelte er seine vertrautesten Obersten und Generale um sich, klagte über nachlässige Behandlung seitens des kaiserlichen Hofes und erklärte sich geneigt, das Kommando niederzulegen. Hierüber entstand eine stürmische Bewegung. Das ganze Korps der hohen Offiziere verlangte von ihm, er solle sie nicht verlassen. Er versprach das, wenn sie sich auch gegen ihn verbindlich machen wollten, ihn nicht zu verlassen, und ließ sich schriftliche Zeugnisse ihrer Treue zu ihm ausstellen. Als der Kaiser von diesen Vorgängen Nachricht erhielt, unterzeichnete er am 24. Januar 1634 einen Erlaß, wodurch er dem Wallenstein den Oberbefehl entzog und denselben dem Grafen Gallas übertrug. Allein bevor dieser Erlaß zur Ausführung kam, hatte den Wallenstein bereits sein Los ereilt. Dieser war nämlich auf die Kunde von dem kaiserlichen Erlaß mit drei ihm treugebliebenen Regimentern von Pilsen nach Eger geeilt, um hinter den Mauern dieser Festung Schutz zu suchen. Hier aber wurde er, auf Veranlassung des seinem Kaiser treu ergebenen Obersten Buttler, der aus eigenem Antriebe die schreckliche That ausführte, ermordet. Die dazu ausersehenen Soldaten drangen des Nachts in sein Schlafgemach, und Wallenstein sprang schnell aus dem Bette auf. Da schrie der Hauptmann Deveroux ihn an: „Bist du der Schelm, der dem Kaiser die Krone vom Haupte reißen will?" und stieß ihm seine Hellebarde tief in die Brust, am 25. Februar 1634.

Fortsetzung des Krieges. — Nach Wallensteins Ermordung bekam des Kaisers Sohn, der König Ferdinand von Ungarn, den Oberbefehl. Gallas wurde ihm zur Seite gegeben. Er drängte die Schweden aus der Oberpfalz, eroberte Regensburg und Donauwörth und trieb das feindliche Heer bis nach Nördlingen in Schwaben. Hier kam es im September 1634 zu einer großen Schlacht, in welcher das schwedische Heer fast ganz

aufgerieben wurde. Bald nach der Schlacht trennten sich auch die Sachsen von den Schweden und schlossen mit dem Kaiser den Prager Frieden (1635). Auch die übrigen Fürsten Deutschlands, mit Ausschluß von Hessen, gaben die Sache der Schweden auf und verglichen sich, der eine nach dem anderen, mit dem Kaiser.

Jetzt, da alle feindlichen Parteien fast bis zur Ohnmacht erschöpft waren, sah alles mit Sehnsucht dem Ende eines Krieges entgegen, der beinahe ganz Deutschland zu einer Wüste gemacht hatte. Und doch sollte derselbe noch vierzehn Jahre fortwüten. Frankreich war es, welches die Flamme des Krieges in unserem unglücklichen Vaterlande von neuem anfachte.

4. Der schwedisch-französisch-deutsche Krieg von 1635 bis 1648. — Damals herrschte in Frankreich Ludwig XIII., ein schwacher Fürst, der aber einen Minister hatte, welcher mit großem Scharfblick, aber mit noch größerer Rücksichtslosigkeit gegen die Nachbarvölker und besonders gegen Deutschland die Staatsangelegenheiten lenkte. Das war der Kardinal Richelieu. Dessen ganzes Streben ging dahin, die Übermacht Österreichs zu schwächen und Frankreich mit deutschen Provinzen, insbesondere mit dem schönen Elsaß, zu bereichern. Bisher hatte er die Schweden nur schwach unterstützt; bei dem neuen Glückswechsel aber erneuerte er sogleich das Bündnis mit ihnen und versprach reichliche Beihilfe an Geld und Mannschaft. Auch Bernhard von Weimar ward zum Kriege aufgemuntert. So wurde der gesunkene Mut plötzlich wieder aufgerichtet, und der Krieg mit großer Wut erneuert. Während Bernhard von Weimar, von den Franzosen unterstützt, im Elsaß kämpfte, rückten die Schweden aus Pommern vor und erfochten unter Anführung Banérs einen glänzenden Sieg über das österreichische und sächsische Heer bei Wittstock im Oktober 1636. Das unglückliche Sachsen mußte für sein Bündnis mit dem Kaiser tief die Rache der Sieger fühlen. Der Kaiser erlebte das Ende des unseligen Krieges nicht. Er starb am 15. Februar 1637. Ihm folgte sein Sohn

Kaiser Ferdinand III. (1637 bis 1657). — Dieser wandte seine Hauptmacht gegen die Schweden. In kurzer Zeit wurde

Banér aus Sachsen nach Pommern vertrieben, welches die Schweden nach dem Tode des letzten Herzogs, Boleslaw XIV., widerrechtlich besetzten und es siegreich gegen die kaiserlichen Truppen verteidigten. Diese wurden endlich nach Böhmen zurückgeschlagen, und das Land furchtbar verheert, bis der Erzherzog Leopold und Piccolomini im Jahre 1640 die Feinde wieder vertrieben. Unterdessen siegte Bernhard am Rhein und eroberte Elsaß. Als er aber im Jahre 1639 mitten auf seiner Siegeslaufbahn starb, nahm der verschlagene Richelieu die Truppen dieses Heerführers für seinen König in Dienst und Bernhards Eroberung in Besitz.

Nach den vielen Drangsalen des langwierigen Krieges wurde die Sehnsucht nach Frieden in Deutschland immer lauter. Der Kaiser berief deshalb im Jahre 1640 einen Reichstag nach Regensburg; allein auch dieser führte nicht zum Ziele. An die religiösen Beweggründe, welche einst vornehmlich den Krieg herbeigeführt hatten, dachte schon längst keiner mehr. Es galt nur noch die Kriegsbeute, besonders für die Ausländer, Franzosen und Schweden. Nach Banérs Tode kam Torstenson mit Geld und frischen Truppen aus Schweden. Der Kurfürst von Brandenburg, des Kaisers Verbündeter, schloß alsbald mit den Schweden einen Waffenstillstand ab. Torstenson drang nunmehr im raschen Siegeszuge bis nahe vor die Thore Wiens. Er mußte sich zwar bis Leipzig zurückziehen, gewann aber bei Breitenfeld, auf Gustav Adolfs Siegesfelde, im November 1642 einen großen Sieg über die Kaiserlichen. Hierdurch ermutigt, wollte er neuerdings in das Herz von Österreich dringen, als die Nachricht, daß Dänemark vom Kaiser gewonnen sei und nun diesem helfen wolle, die Schweden aus Deutschland zu vertreiben, ihn zur Rückkehr nötigte. Da wandte er sich zuerst gegen die Dänen. Er besiegte und zwang sie zu einem nachteiligen Frieden. Dann wandte er sich wieder gegen die Kaiserlichen und gewann über sie bei Jankow in Böhmen im März 1645 einen zweiten Sieg. Der Kurfürst von Sachsen gab jetzt der Not nach und schloß Waffenstillstand; auch der Kurfürst von Bayern folgte bald darauf seinem Beispiele; und der Kaiser stand seitdem allein einem überlegenen Feinde gegenüber.

Dennoch verlor er den Mut nicht. Er selbst stellte sich an die Spitze des Heeres und hemmte die Fortschritte der Schweden. Bald ließ auch der Kurfürst von Bayern seine Truppen wieder zu den Kaiserlichen stoßen. Und sogleich verbanden sich die Franzosen unter dem General Turenne mit den Schweden und nahmen an Bayern fürchterliche Rache. Während dessen eroberte der schwedische General Königsmark im Jahre 1648 die Kleinseite von Prag. Schon war das ganze schwedische Heer dahin im Anzuge, um den Rest der Stadt zu erstürmen; da endlich, nach so vieljährigen, so namenlosen Leiden und Drangsalen, erscholl plötzlich, wie eine Stimme vom Himmel, der Ruf: Friede! In Prag hatte der Krieg begonnen, in Prag erlosch die verheerende Flamme.

Der westfälische Friede (1648). — Dieser wurde verhandelt und unterzeichnet in zwei westfälischen Städten, und zwar zu Münster mit den Franzosen und zu Osnabrück mit den Schweden. In diesem Friedensschlusse wurden zwei Staaten, die Schweiz und Holland, die sich thatsächlich schon längst vom deutschen Reiche getrennt hatten, als selbständig anerkannt. — Außerdem aber wurden schöne Grenzländer vom Vaterlande abgerissen und den Fremden ausgeliefert. Frankreich erhielt Elsaß, so weit es österreichisch war, ferner den Sundgau, die Festungen Breisach und Philippsburg und die Bestätigung der Landeshoheit über die früher geraubten lothringischen Bistümer Metz, Toul und Verdun. — Schweden erhielt Vorpommern nebst der Insel Rügen und der Festung Stettin, ferner Wismar, Bremen und Verden als Reichslehen und wurde somit Reichsstand; außerdem bekam es fünfzehn Millionen Mark als Kriegskosten. Bis diese Summe von dem erschöpften Deutschland aufgebracht war, hielten die Schweden mehrere deutsche Festungen besetzt. — Auch deutsche Fürsten erhielten in diesem Frieden Landentschädigungen. — Brandenburg bekam Hinterpommern nebst Kamin und die aufgehobenen Stifter Minden, Halberstadt und Magdeburg. — Mecklenburg erhielt Schwerin und Ratzeburg als Fürstentümer; — Hessen-Kassel die Abtei Hersfeld nebst 600 000 Thalern. — Bayern erhielt die Oberpfalz nebst der Kurwürde; aus der Unter- und Rheinpfalz wurde ein achtes

Kurgebiet errichtet und dem Sohne des geächteten Kurfürsten, Friedrich V., gegeben. — So glich unser unglückliches Vaterland einer großen Beute, in welche sich die inländischen Fürsten mit den ausländischen teilten. Den sämtlichen deutschen Fürsten wurden die längst geübten Landeshoheitsrechte gesetzmäßig zugesprochen.

In Hinsicht der Religion wurden den Lutherischen und Reformierten gleiche Rechte mit den Katholiken eingeräumt, und zugleich festgestellt, daß jeder Teil die Kirchen und Kirchengüter behalten sollte, welche er schon im Jahre 1624 besaß. Dieses Jahr bekam deshalb den Namen Normaljahr, d. i. Bestimmungsjahr. — Das sind einige der Hauptbestimmungen des westfälischen Friedens, bei dem es das Schmählichste für uns Deutsche war, daß die Ausländer, Schweden und Franzosen, auch die Gewährleistung der Friedensbedingungen übernahmen und dadurch Gelegenheit behielten, auch ferner in die deutschen Angelegenheiten sich einzumischen.

So endete der dreißigjährige Krieg, der unglücklichste, den Deutschland je geführt hat. Unser sonst so blühendes Vaterland bot einen erschütternden Anblick dar. Weit und breit war das Land verwüstet und verödet; wo einstens die Wohnsitze glücklicher Menschen gewesen waren, hausten in wildem Gestrüpp zahllose Wölfe und andere Raubtiere. Tausende von Dörfern, Flecken und Städten lagen in Schutt und Asche, und heimatlos irrten ihre ehemaligen Bewohner umher. Fast die Hälfte der Einwohner war durch Pest, Hunger und Krieg untergegangen. Und was ließ sich von der während des Krieges in Not und Elend aufgewachsenen Jugend erwarten, die des Friedens Segnungen nicht kannte! Roheit und eine schreckliche Verwilderung der Sitten hatte sich eines großen Teiles der Einwohner bemächtigt. So war das einst so beglückte und gefeierte Deutschland eine Stätte des Jammers geworden und ein Spott der auswärtigen Völker. Von so vielem Elend konnte sich unser Vaterland nur allmählich erholen.

Einundvierzigster Abschnitt.

England unter dem Hause Stuart (1603 bis 1688). Oliver Cromwell.

König **Jakob I.**; die Pulververschwörung (1605). — König **Karl I.**; Hinrichtung desselben (1649). — England eine Republik und **Cromwell** Protektor derselben; das Rumpf-Parlament. — Wiedererneuerung des Königtumes unter **Karl II.**; die Test-Akte (1673) und die Habeas-Corpus-Akte (1679); Tories und Whigs. — **Jakob II.**, er wird vertrieben, und der Statthalter der Niederlande, **Wilhelm III.**, auf den Thron erhoben.

Jakob I. (1603 bis 1625). — Während Deutschland der Schauplatz so blutiger Kriege war, herrschten auch in England große Unruhen, die ebenfalls in dem Religionszwiespalte daselbst ihren hauptsächlichsten Grund hatten. Hier waren bereits die Katholiken die unterdrückte Partei. Als aber der schottische König, Jakob VI., der Sohn der unglücklichen katholischen Maria Stuart, als Jakob I. auch den Thron von England bestieg (s. S. 292), da hofften die Katholiken, er würde ihnen freie Religionsübung gewähren. Und in der That war der König, obgleich er sich zur neuen Religion bekannte, den Katholiken nicht abgeneigt. Allein selbst die kleinsten Vergünstigungen, die er ihnen erwies, erregten die Eifersucht und den Unwillen der Reformierten. Bald war er der Gegenstand der Abneigung beider Parteien, der Katholiken, weil er ihnen weniger gewährte, als sie gehofft hatten, und selbst das Wenige in der Folge wieder entzog; der Reformierten, weil sie ihn, wenn auch nicht für einen geheimen Anhänger der Katholiken, doch für deren Begünstiger hielten. Wohin aber irregeleiteter Religionseifer den Menschen bringen kann, das zeigt ein gräßlicher Vorfall unter Jakobs Regierung.

Die Pulververschwörung (1605). — Robert Catesby, aus einer reichen katholischen Familie Englands, war zur reformierten Kirche übergetreten, hatte aber einige Jahre später diese wieder verlassen und war zur katholischen Kirche zurückgekehrt. Seit der Zeit glühete er vor Eifer, seine Glaubensgenossen von dem Joche zu befreien, unter welchem sie seufzten. Mit elf anderen

erbitterten Gesinnungsgenossen verband er sich zu dem verbrecherischen Plane, das Parlamentsgebäude während der Versammlung in die Luft zu sprengen, und so den König, die Lords und Gemeinen, die Urheber und Vollstrecker der harten Strafgesetze gegen die englischen Katholiken, unter den Trümmern des Gebäudes zu begraben, in welchem jene Gesetze ersonnen und erlassen worden waren. Zu dem Ende wurde der gewölbte Keller unter dem Parlamentsgebäude gemietet, heimlich in der Nacht mehrere Fässer Pulver hineingebracht, sorgfältig verdeckt, und der 5. November zur Ausführung des schwarzen Planes festgesetzt. Mit unverbrüchlichem Stillschweigen erwarteten die Verschworenen den Tag, wo die Mitglieder des Parlamentes diesen zu ihrem Verderben bereiteten Vulkan betreten würden.

Einer der Mitverschworenen aber wünschte seinen Schwager, den Lord Mounteagle, zu retten. Er schickte ihm deshalb einige Tage vor der Eröffnung des Parlamentes einen Brief ohne Namensunterschrift, mit der Warnung, am 5. November im Parlamente zu erscheinen: „weil es einen fürchterlichen Schlag erhalten und doch nicht sehen würde, woher er käme.“ Der Lord machte sogleich dem Könige hiervon Anzeige. Die Sache wurde alsbald an Ort und Stelle untersucht, und einer der Verschworenen, in dessen Taschen sich drei Lunten vorfanden, im Keller ertappt. Die übrigen ergriffen eiligst die Flucht, wurden aber wieder eingeholt und fanden den wohlverdienten Tod.

Nach der Pulververschwörung regierte Jakob noch zwanzig Jahre. Er war nicht der Mann, der in so stürmischer Zeit das Ruder des Staates zu führen vermochte. Unter seiner schwachen Regierung riß das Parlament immer größere Rechte und Freiheiten an sich. Er starb 1625.

Karl I. (1625 bis 1649). — Seine ganze Regierung war fast ein ununterbrochener Kampf gegen das Parlament, das die königliche Gewalt immer mehr zu schmälern, seine eigene zu erweitern strebte. In diesem Kampfe überschritt aber auch der König, der nach größerer Unabhängigkeit der Krone strebte, nicht

selten den Kreis seiner Rechte; und es kam hierüber zu den traurigsten Auftritten. — Gleich im Anfange seiner Regierung löste er zweimal nach einander das Parlament auf, welches ihm die erforderliche Geldunterstützung zu einem Kriege mit Spanien und Frankreich verweigerte. Die Not zwang ihn endlich, ein drittes Parlament zu berufen. Dieses zeigte sich noch übermütiger und wurde wieder aufgehoben. Um fortan der Unterstützung der Nation entbehren zu können, endigte er, ohne den geringsten Vorteil zu gewinnen, jenen Krieg und regierte von 1629 ab elf Jahre ohne Parlament, also unumschränkt. In Staatssachen zog er bloß den Grafen von Strafford, in geistlichen Angelegenheiten den Erzbischof von Canterbury, Laud, zu Rate. Durch diesen wollte er die prunkvolle englische Liturgie (Gottesdienst) auch in Schottland einführen, um durch die Vereinigung der beiden Kirchen eine Annäherung beider Völker zu bewirken. Da aber erhob sich die ganze schottische Nation und trat für die Aufrechterhaltung ihrer verfassungsmäßigen Kirchenfreiheit unter Waffen. Der König wollte nun gegen sie die Waffen ergreifen und hoffte, die Engländer würden ihn hierbei wohl unterstützen. Er berief deshalb (1640) das vierte Parlament, welches aber die alten Beschwerden gleich im Anfange wiederholte. Und als der König in seinem Unmute auch dieses auflöste, drangen die Schotten sogar in England ein und nötigten den König zu einem Waffenstillstande und zu einer neuen Versammlung des englischen Parlamentes, unter dessen Vermittlung sie einen Vergleich mit dem Könige schließen wollten. Dieses Parlament, welches acht Jahre, von 1640 bis 1648, zusammenblieb, und deshalb den Namen des langen Parlamentes erhielt, war höchst ungestüm und gewaltthätig. Der Minister des Königs, der Graf Strafford, wurde aus Rache zum Tode verurteilt und hingerichtet, ohne daß der König es hindern konnte. Auch der hochbejahrte Erzbischof Laud, der Verfasser der Liturgie, mußte das Blutgerüst besteigen. Des Königs Ansehen war dahin. Um sich aus den Händen seiner wütendsten Feinde zu befreien, floh er von London nach den nördlichen Provinzen, wo er noch viele Anhänger hatte. Von hier aus erklärte er das Parlament und alle Anhänger für Verräter und rüstete sich, um sie mit dem Schwerte zum Gehorsam zurück-

zuführen. Das Parlament rüstete ein Heer dagegen, und nun kam es zum Bürgerkriege. Anfangs stand die Wagschale des Glückes ziemlich gleich; als er aber im Jahre 1645 die Schlacht bei Naseby verlor, sah er kein anderes Rettungsmittel, als sich den Schotten in die Arme zu werfen, denen er zutraute, daß sie noch einige Liebe zu dem alten Stamme ihrer Könige haben würden. Er hatte aber große Ursache, diesen Schritt zu bereuen. Die Schotten lieferten ihn an das Parlament aus, welches ihn am 30. Januar 1649 als einen gemeinen Verbrecher hinrichten ließ; — das erste schreckliche Beispiel in der Geschichte, daß ein König von seinem eigenen Volke auf das Blutgerüst geführt wurde.

England eine Republik (1649 bis 1660). — Cromwell. Jetzt wurde England zu einer Republik erklärt, und dem siegreichen Anführer des Parlamentsheeres, Cromwell, unter dem Titel eines Protektors, d. i. Schutzherrn, die höchste Gewalt erteilt. Aus dem Parlamente, welches aus zwei Abteilungen, dem Ober- und Unterhause, bestand, waren schon früher diejenigen Mitglieder des Unterhauses, welche sich der Absetzung des Königs widersetzt hatten, ausgestoßen, weshalb es das Rumpf-Parlament genannt wurde. Jetzt wurde auch das Oberhaus ganz aufgehoben. Mit rücksichtsloser Entschiedenheit benahm sich Cromwell auf seinem neuen Posten. Dieser hochbegabte, aber leidenschaftliche und herrschsüchtige Mann arbeitete aber dabei unablässig an der inneren Wohlfahrt des Landes, gab treffliche Gesetze und hob in kurzer Zeit Englands Macht zu einer der größten und furchtbarsten von ganz Europa. Überall wurde sein Name mit Ruhm genannt. In England bot das neue Parlament dem gefeierten Helden sogar den Königstitel an, den er aber ablehnte, vielleicht aus Furcht vor Cäsars Schicksal. Im Jahre 1658 rief ihn der Tod von einer Laufbahn ab, deren letzten Teil wiederholte Verschwörungen und Mordpläne gegen das Leben des Gewalthabers mit unheimlicher Furcht verbittert hatten.

Erneuerung des Königtums unter Karl II. (1660). — Nach Oliver Cromwell wurde dessen Sohn zum Protektor ernannt; aber

schon nach acht Monaten legte dieser unfähige Mann die lästige Bürde nieder. Von nun an herrschte völlige Anarchie oder gesetzlose Willkür. Der besser gesinnte Teil der Nation sehnte sich, der vielen Greuel müde, nach der Wiederherstellung der königlichen Regierung. Da eilte der Statthalter von Schottland, der General Monk, an der Spitze seines treuen Heeres herbei, jagte das Rumpf-Parlament auseinander und errichtete aus gemäßigten, königlich gesinnten Mitgliedern ein neues Parlament mit zwei Kammern. Auf den Beschluß desselben wurde der nach Frankreich geflüchtete Sohn des ermordeten Königs als Karl II. zum Könige ernannt und im Mai 1660 mit außerordentlichem Jubel in London eingeholt. Ihm wurde vom Parlament ein gewisses Einkommen (Civilliste) festgesetzt. — Karl fing mit dem sogenannten Cabal-Ministerium*), einem Rate von fünf Mitgliedern, allmählich unumschränkt zu regieren an. Dieses erregte allgemeines Mißvergnügen. Dazu fürchtete man, es möchte die katholische Religion, zu welcher sein Bruder Jakob, der künftige Thronfolger, öffentlich übertrat, wieder die Oberhand gewinnen. Zu dem Ende führte das Parlament im Jahre 1673 die sogenannte Test-Akte ein, durch welche die Katholiken von allen öffentlichen Ämtern ausgeschlossen wurden; und gegen willkürliche Verhaftungen wurde die Habeas-Corpus-Akte (1679) aufgestellt, nach welcher jeder verhaftete Brite binnen vierundzwanzig Stunden verhört und gegen Stellung eines Bürgen freigelassen werden muß, wenn der Anklagepunkt kein Hauptverbrechen betrifft. Bald bildeten sich im Reiche zwei Parteien, die Hof- und die Volkspartei; die erstere bekam später den Namen Tories, die andere Whigs.

Karl starb im Jahre 1685 und hatte seinen katholisch gewordenen Bruder, Jakob II., zum Nachfolger. Dieser regierte bis 1688. Er hob die Test-Akte auf und wollte seine Glaubensgenossen wieder in gleiche Rechte mit den Reformierten setzen. Da rief die Partei der Whigs den Schwiegersohn des Königs,

*) Dieses Wort soll aus den Anfangsbuchstaben der Namen der fünf Mitglieder Clifford, Arlington, Buckingham, Ashley und Lauderdale entstanden sein.

Wilhelm III., den Statthalter der Niederlande, zur Verteidigung der Vorrechte der Reformierten herüber. Dieser erschien 1688 an der Spitze eines niederländischen Heeres, an welches sich die englischen Truppen anschlossen. Der König entfloh nach Frankreich, und Wilhelm wurde nun von den Engländern und Schotten zum Könige ausgerufen. Das katholische Irland aber mußte durch die Gewalt der Waffen zur Anerkennung des neuen Herrschers gebracht werden. Wilhelm III. regierte bis 1702 mit Mut und Kraft und vereitelte alle Versuche seines Gegners zur Wiedereroberung des Thrones. Sein Hauptstreben ging, wie wir später hören werden, auf die Schwächung der Macht des übermütigen Frankreichs.

Zweite Unterabteilung der Geschichte der neueren Zeit

(vom westfälischen Frieden (1648) bis zur großen französischen Revolution (1789).)

Zweiundvierzigster Abschnitt.

Das Zeitalter Ludwigs XIV.

a. Frankreichs Machtentfaltung.

Ludwig XIV. (1643—1715), welcher in Frankreich die Macht der Großen und des Volkes zu Gunsten der Krone immer mehr unterdrückte, machte auch nach außen durch eine Reihe gewaltthätiger Kriege die Bedeutung Frankreichs immer mehr geltend. Von diesen Kriegen werden hier zunächst erwähnt: 1) Der erste Raubkrieg (1666—1668). 2) Der zweite Raubkrieg (1672—1678). 3) Die räuberischen Reunionen (1680—1684).

Ludwig XIV. (1643 bis 1715). — Nach der Ermordung des französischen Königs Heinrichs IV. kam sein Sohn, Ludwig XIII., zur Regierung. Unter diesem unbedeutenden Herrscher wäre das Reich der Schwäche verfallen, hätte nicht der Kardinal Richelieu, Frankreichs mächtigster Staatsmann, das Ruder der Regierung ergriffen und es mit Kraft und Schlauheit geführt. Sein Streben ging dahin, im Innern die Macht des Königtums zu heben und nach außen hin Frankreich einen Vorrang vor den übrigen Nationen zu verschaffen. So ebnete er durch seine staatliche Thätigkeit nach innen und außen die Wege, auf denen der Sohn und Nachfolger Ludwigs XIII. Frankreich zum Range der ersten Macht Europas erheben sollte. Dieser merkwürdigste König Frankreichs, der durch seinen Glanz Europa blendete, war Ludwig XIV. Er regierte zweiundsiebzig Jahre von 1643 bis 1715. Manche geistige und körperliche Vorzüge zierten den jungen Fürsten, der fest gewillt war, seinem Lande vor den anderen Ansehen und Macht zu verschaffen, der aber zugleich auch gefallsüchtig und rücksichtslos sein eigen Volk sich gegenüber in die Bande knechtischer

Schmeichelei schlug und freventlich die Rechte der Nachbarstaaten mißachtete. — Selten lebten in Frankreich so viele bedeutende Männer zusammen, deren Verdienste auf den König zurückstrahlten, selten entwickelte Frankreich eine so furchtbare Kraft. Das stehende Heer, welches Richelieu gebildet, und welches unter Ludwig durch die großen Helden, welche für seine Regierung geboren waren, zu einer furchtbaren Kriegsmacht umgeschaffen wurde, verbreitete Glanz und Schrecken um den jungen König. Zwei gleichgesinnte Nachfolger des Richelieu, zuerst der Kardinal Mazarin, und nach seinem Tode der berühmte Staatsminister Colbert förderten, der eine die Macht des Königtums, der andere den Wohlstand des Landes. Namentlich Colbert eröffnete dem Staate viele Quellen des Wohlstandes. Zur Belebung des Handels ließ er auch den großen Süd- oder languedokschen Kanal graben, der die Garonne und also auch das atlantische Meer mit dem mittelländischen verbindet. Auch die Wissenschaften gediehen unter Ludwig zu einer seltenen Blüte. Er ehrte und beförderte sie, wie sie ihn ehren und feiern sollten. Ausgezeichnete Schriftsteller dieser Zeit, wie Fenelon, der sinnreiche Verfasser des Telemach, Bossuet, Massilon, Pascal, Racine, Corneille, Molière, Boileau, Lafontaine und mehrere andere, werden noch jetzt von den Franzosen hoch bewundert. Ja, Ludwigs Regierung wird in Hinsicht auf Künste und Wissenschaften von den Franzosen das goldene Zeitalter genannt. Bald galt Paris als Mittelpunkt der europäischen Kultur, der feineren und höheren Lebensbildung, denn wie viel Schlechtigkeit und Sittenlosigkeit unter dieser glänzenden Hülle wucherte, wurde leider oft übersehen, bald sogar nachgeahmt. Die meisten europäischen Fürsten beeiferten sich, einen Ludwig XIV. im kleinen darzustellen, und die Völker Europas richteten sich in Sprache, Lebensart und Kleidung nach französischer Mode. Die französische Sprache wurde nicht nur Umgangssprache der höheren Stände, sondern auch Hof- und Staatssprache der europäischen Mächte. Selbst die unteren Volksklassen blieben dem ernsten und biederen Sinne ihrer Vorfahren nicht immer treu, auch sie verloren vielfach vaterländische Sitten und Gebräuche durch die fremde französische Ansteckung.

Bei all diesem Bemühen Ludwigs, um seine eigene Person und um sein Land Schimmer und Glanz zu verbreiten, war er im übrigen ein eigenmächtiger Alleinherrscher, dessen Wille allein entscheiden sollte. Die höchsten Staatsämter wurden eine ganze Zeitlang nicht besetzt, die Stände des Volkes wurden nicht mehr berufen, um über die Geschicke des Landes mitzuberaten und zu beschließen. Auch in religiöser Beziehung zeigte der König einen rücksichtslosen Eigenwillen, weshalb er das Edikt von Nantes, welches einst sein Großvater zur Herstellung des Religionsfriedens erlassen hatte, im Jahre 1685 aufhob. Viele tausend betriebsamer und wohlhabender hugenottischer Familien verließen deshalb Frankreich, um sich in anderen Ländern, viele in Deutschland, niederzulassen.

Rücksichtlich seiner Stellung zu den auswärtigen Staaten ging Ludwigs stolzer Plan dahin, der erste und mächtigste Fürst seiner Zeit zu sein. Jedes Mittel, selbst das ungerechteste, wenn es nur zum Ziele führte, war ihm willkommen. Wir haben schon früher gesehen, wie er die schöne Provinz am Rhein, Elsaß, von Deutschland abriß und im westfälischen Frieden behielt. Elf Jahre später schloß er mit seinem Schwiegervater, Philipp IV., König von Spanien, den pyrenäischen Frieden, durch welchen er neue Besitzungen an den Ostpyrenäen erhielt. Nicht lange nach diesen ländersüchtigen Vorspielen begann Ludwig XIV. eine Reihe von Kriegen, welche ihrem Anlasse nach so ungerecht und in ihrer Durchführung oft so unmenschlich gewesen sind, daß man sie mit dem Namen Raubkriege gebrandmarkt hat.

Von diesen drei Kriegen dauerte der erste Raubkrieg von 1666 bis 1668. — Nach dem Tode des spanischen Königs fiel nämlich Ludwig, im Vertrauen auf seine Macht, in die spanischen Niederlande ein, um einen großen Teil dieser reichen Lande an sich zu reißen. Wohl fochten seine Feldherren Turenne und Condé siegreich; doch wurde er durch den Drei-Mächte-Bund (Tripelallianz), welchen Holland, England und Schweden gegen ihn schlossen, zu dem Achener Frieden (1668) gezwungen, in welchem er sich mit zwölf bereits eroberten Festungen begnügen mußte.

Ludwig war besonders voll Groll gegen Holland, dem er zumeist das Scheitern seines ersten Raubversuches zuschrieb. Er wußte durch die verschiedensten Mittel die Tripelallianz zu trennen und rüstete sich zu einem zweiten Raubkriege (1672 bis 1678) gegen die Holländer, welche als Urheber jenes ihm so hinderlichen Bundes nun büßen sollten. Es gelang ihm, den König von England, Karl II., für sich zu gewinnen. Selbst zwei deutsche Fürsten, der kriegerische Bischof von Münster, Bernhard von Galen, und der Kurfürst von Köln, verbanden sich mit ihm gegen die Holländer. Dagegen unterstützte diese der große Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, einer der bedeutendsten und ruhmvollsten Fürsten jener Zeit; seinem Beispiele folgte der Kaiser. Selbst Spanien trat später dem Bunde gegen Frankreich bei. Die beiden letzteren verbündeten Mächte betrieben anfangs den Krieg mit geringem Ernste; desto größer aber war der Eifer des Kurfürsten von Brandenburg. Um sich dieses gefürchteten Feindes zu entledigen, reizte Ludwig die Schweden zu einem Einfalle in die Mark Brandenburg. Aber mit Blitzesschnelle eilte der Kurfürst in sein Land zurück und schlug (1675) bei Fehrbellin in der Mark die seit dem dreißigjährigen Kriege für unüberwindlich gehaltenen Schweden so vollständig aufs Haupt, daß die Trümmer ihres Heeres entsetzt nach Pommern zurückflohen; aber auch dahin folgte ihnen der große Kurfürst und vertrieb sie auch aus diesem Lande. Unterdessen führte Ludwig selbst nach dem Tode seines berühmten Feldherrn Turenne, der 1675 bei dem Dorfe Saßbach in Baden gefallen war, den Krieg mit großer Heeresmacht fort. Es gelang ihm, seine Gegner zu trennen und mit jedem besondere Verträge zu schließen, die den gemeinschaftlichen Namen des Nymweger Friedens (1678) führen. — (Nimm weg! sagte man damals mit großer Erbitterung). — Hierin erhielt er von Spanien außer vierzehn festen Plätzen der spanischen Niederlande die ganze Franche Comté, die jetzt vom deutschen Reiche getrennt wurde, zu welchem sie früher als Bestandteil des burgundischen Landes gehört hatte; vom deutschen Kaiser erhielt er Freiburg im Breisgau. Nur Holland, das zuerst den Frieden einging, verlor nichts. Seit diesem Frieden stand Frankreich auf dem Gipfel seiner Macht. Auch der große Kurfürst,

der wohl den Mut, aber nicht die ausreichende Macht hatte, um Frankreichs Übermut die Stirn zu bieten, mußte sich in einem aufgedrungenen Frieden zürnend den Forderungen des Gegners fügen.

Die räuberischen Reunionen (1680—1684). — Die übergroße Macht verblendete den französischen König und verleitete ihn zum Übermut und zu einer Tyrannei, die allmählich sein und des Landes Glück untergruben. Am ungerechtesten waren seine Reunionen oder Ländereinverleibungen, die er auf folgende nichtige Gründe stützte. — In den vier letzten Friedensschlüssen, welche Ludwig eingegangen war, hatte man nach allgemein üblichem urkundlichen Ausdrucke bei dem Abzutretenden auch der s. g. Dependenzen (Anhängsel) erwähnt. Offenbar war mit dem Zusatze Dependenzen nichts anderes gemeint gewesen, als diejenigen Bezirke, welche zur Zeit der Übergabe zum Abgetretenen gehörten. Der König aber dehnte diesen Ausdruck auf alle Länder aus, welche selbst in der ältesten Zeit in irgend einem Verbande mit den an ihn jetzt abgetretenen Landstrichen oder Städten gestanden hatten, und verlangte sie für Frankreich. Besonders verhängnisvoll sollte das für den Elsaß werden, dessen schöne Stadt Straßburg damals uns Deutschen gleichfalls so schmachvoll entrissen wurde. Als der Kaiser Leopold, Ferdinands III. Nachfolger, gegen diese und andere Räubereien Vorstellungen machte, stellte sich Ludwig höchst verwundert, daß noch jemand an seinem guten Rechte zu zweifeln wage. Der Kaiser konnte gegen den übermütigen Franzosen die Waffen nicht ergreifen, weil eben die Türken, von Ludwig aufgehetzt, im feindlichen Anzuge gegen Wien waren. Er schloß deshalb mit ihm einen Vertrag auf zwanzig Jahre ab, durch welchen Ludwig im Besitze aller gemachten Reunionen blieb.

Jener auf zwanzig Jahre geschlossene Vertrag währte indes nur vier Jahre, und Deutschland hatte alle seine Opfer zur Erhaltung des Friedens vergebens gebracht; denn der ländersüchtige Ludwig fand schon wieder einen Vorwand zum Kriege. Das war der dritte Raubkrieg von 1688—1697. Seine Veranlassung war folgende. Der Kurfürst Karl von der Pfalz, dessen Schwester an einen Bruder Ludwigs XIV. verheiratet war, war damals ohne Kinder gestorben. Im Namen jener Schwägerin, der Herzogin

der Herzogin von Orleans, machte Ludwig nun Ansprüche auf die meisten Länder der Kurpfalz. Da der Kaiser aber nicht in sein Begehren einwilligte, ließ der französische König fast die ganze Pfalz am Rhein unmenschlich verwüsten und verbrennen, um, wie er sagte, durch eine Wüste die östliche Grenze seines Reiches zu decken. Zahlreiche deutsche Burgen und Städte, unter ihnen das alte Speyer mit seinem Kaiserdom, sind damals in Asche gesunken. Es schien fast, als wäre Attila mit seinen Hunnen wiedergekehrt. Diese Greuel hatten die Kriegserklärung von halb Europa zur Folge. Ludwig focht fast gegen alle seine Feinde siegreich; dennoch gab er, als endlich im Jahre 1697 zu Ryswick, auf einem Schlosse bei Haag, der Friede zustande kam, fast alle früher reunierten Orte bis auf die im Elsaß wieder heraus.

Bald zeigte es sich, warum er bei diesem Friedensschlusse zur Verwunderung aller so großmütig gewesen war. Der kinderlose König von Spanien, Karl II., war nämlich dem Tode nahe, und mit ihm ging die dort herrschende Linie Habsburg, welche Philipp, Karls V. Sohn, gegründet hatte, zu Ende. Auf diesen Thron und alle davon abhangenden Reiche wollte Ludwig seine vermeintlichen Erbschaftsansprüche geltend machen und hierzu früh genug die nötigen Vorkehrungen treffen. Und in der That kam es schon im vierten Jahre nach dem Ryswicker Frieden wegen jener beanspruchten reichen Erbschaft zu einem höchst blutigen Kriege, dem s. g. spanischen Erbfolgekriege, auf welchen wir in der folgenden Darstellung, worin von der Geschichte Deutschlands im Zeitalter Ludwigs XIV. die Rede sein soll, eingehend zurückkommen werden.

---

b. Deutschland unter den zeitgenössischen Kaisern: Leopold I. (1658—1705). — Joseph I. (1705—1711).

Zur gleichen Zeit, als Deutschland westwärts durch Frankreich in eine Reihe unglücklicher Kriege verwickelt wurde, errang es im Osten über die **Türken** herrliche Siege. — Durch den großen **spanischen Erbfolgekrieg** wurden schließlich die Hauptmächte Europas in einen langen und blutigen Kampf verwickelt.

Leopold I. (1658 bis 1705). — Auf Ferdinand III. folgte sein Sohn Leopold I., ein frommer und gutmütiger Fürst, allein es fehlte ihm die einem Herrscher notwendige Selbständigkeit und

Kraft zur Leitung der Staatsverwaltung in einer so bewegten Zeit. Denn zur gleichen Zeit, als Frankreich an den Westgrenzen des deutschen Reiches einen Raubkrieg nach dem andern führte, suchte auch im fernen Osten der Sultan Mohammed IV. seine Grenzen über kaiserliche Erbstaaten auszudehnen. Den nächsten Anlaß zu einem solchen neuen Türkenkriege gaben die Verhältnisse in Ungarn, wo damals allerhand Streitigkeiten mit den Regierungsbehörden bestanden. An der Spitze der Mißvergnügten stand Graf Emmerich von Tökely, der endlich gar die Türken zu Hilfe rief. Dieser Ruf kam diesen äußerst willkommen; denn das uneinige, durch langwierige Kriege erschöpfte Deutschland schien ihnen eine leichte Beute zu werden. Der Großwesir Kara Mustapha hatte schon in seinem stolzen Sinne das schöne Wien sich zu seiner Residenz erkoren und drang im Frühlinge des Jahres 1683 an der Spitze von mehr als zweimalhunderttausend Mann gerades Weges auf die Kaiserstadt los. Die Bestürzung derselben war grenzenlos. Schnell wurden die deutschen Fürsten aufgerufen. Auch der tapfere König von Polen, Johann Sobiesky, versprach, mit seinem Heere zu Hilfe zu ziehen. Nachdem der Kaiser dem Grafen Rüdiger von Starhemberg die Verteidigung der Stadt übertragen und die Bürgerschaft zur Tapferkeit ermahnt hatte, zog er selbst mit seinem ganzen Hofe nach Linz.

Die Türken vor Wien (1683). — Unterdessen rückten die Türken so schnell heran, daß der Erzherzog Karl kaum Zeit hatte, zwölftausend Mann zur Verstärkung der Bürgerbesatzung in die Stadt zu werfen. Schon Mitte Juli langten die Türken vor den Thoren an und schlugen ihr Lager auf. In einem Umkreise von sechs Stunden stand Zelt an Zelt, so daß die ganze Gegend wie ein wogendes Meer erschien. Anfangs September begann der Sturm und wurde mehrere Tage hintereinander mit einer Wut und Erbitterung fortgesetzt, welcher die Belagerten doch am Ende hätten unterliegen müssen, wäre der Entsatz nicht so nahe gewesen. Am 11. September, abends 4 Uhr, zeigten sich endlich auf den Höhen des Kahlenberges die ersten befreundeten Truppen, und einige Kanonenschüsse verkündeten den Bedrängten die nahe Rettung. Ein Augenblick trug die Freudenpost von Mund zu Mund.

Ein Augenblick verwandelte die allgemeine Verzweiflung in lauten Jubel. Der Großwesir aber knirschte vor Wuth, warf sich zur Erde, zerraufte Haar und Bart, verfluchte den Tag seiner Geburt und ließ die meisten Christensklaven seines Lagers, Greise, Weiber und Kinder nicht ausgenommen, bei dreißigtausend an der Zahl, unmenschlich niederhauen. Aber der Tag der Vergeltung nahte.

Am 12. September, mit den ersten Strahlen der Morgensonne, stieg das christliche Heer in geordneten Zügen mit wehenden Fahnen und klingendem Spiele von den waldigen Höhen des Gebirges in die Ebene hinab. Sogleich begann der Angriff. Allen voran focht der König von Polen, der mit ritterlichem Mute sich mitten unter die Feinde stürzte und alles vor sich niederwarf. Entsetzen kam über die Barbaren. Sie wichen bestürzt zurück, bald löste sich ihr Heer in grauenvolle Flucht auf. Unzählige wurden erschlagen, das ganze Lager erbeutet. Frohlockend eilten die Wiener Bürger in das Lager hinaus, und das Gedränge um den tapferen Polenkönig, vor Entzücken seine Hand, seine Stiefel, seinen Mantel zu küssen, wurde beinahe lebensgefährlich. Unter dem feierlichen Geläute der Glocken und dem Zujauchzen der freudetrunkenen Volksmenge wurden die Sieger eingeholt. — Ganz Europa nahm warmen Anteil an der Rettung Wiens; nur der Franzosenkönig grollte.

Jedoch war mit dieser Niederlage der Türkenkrieg noch nicht beendigt. Er dauerte noch fünfzehn Jahre fort. Die beiden gefeierten Helden, Prinz Eugen von Savoyen und Prinz Ludwig von Baden, standen an der Spitze des kaiserlichen Heeres und führten es zu glänzenden Siegen. Im Jahre 1699 kam endlich zu Carlowitz in Slavonien der Friede zustande, durch welchen Siebenbürgen und Slavonien an Österreich, Moreä und Dalmatien an Venedig, den Bundesgenossen Österreichs, kamen; nachdem Ungarn, das bis dahin ein Wahlreich gewesen, schon 1687 auf dem Reichstage zu Preßburg als ein Erbreich für immer dem habsburgisch-österreichischen Hause zugesprochen worden war. So ruhmvoll ging Österreich aus einem Kampfe hervor, der so gefahrdrohend begonnen hatte. Seit dem Frieden zu Carlowitz hörten die Türken nach und nach auf, ein Schrecken der christlichen Völker zu sein.

Der spanische Erbfolgekrieg (1701 bis 1714). — Jetzt richtete der Kaiser seine Aufmerksamkeit auf den Westen Europas, um bei der nahen Erledigung des spanischen Thrones seine Ansprüche gegen seine übrigen Mitbewerber geltend zu machen. Mehrere Fürsten betonten nämlich ihre vermeintlichen Anrechte auf dieses reiche Land und dessen Nebenländer. Zunächst König Ludwig XIV., der mit der älteren Schwester des kinderlosen Karls II. von Spanien vermählt war, die aber bei der Vermählung feierlich auf den spanischen Thron Verzicht geleistet hatte. Ludwig bestritt die Rechtmäßigkeit dieser Verzichtleistung und forderte den Thron, jedoch nicht für sich, sondern für seinen zweiten Enkel, Philipp von Anjou, um so der Eifersucht der übrigen Mächte auszuweichen. — Der Kaiser Leopold, das Haupt der anderen habsburgischen Linie, hatte Karls jüngere Schwester zur Gemahlin, die auf den Thron nicht verzichtet hatte; er forderte deshalb den Thron für seinen zweiten Sohn, den Erzherzog Karl. Ein dritter Bewerber endlich war der Kurprinz von Bayern, welcher als Enkel des Kaisers mütterlicherseits von der jüngeren Schwester des letzten spanischen Königs abstammte. Unterdessen entwarfen die Seemächte, Frankreich, England und Holland, einen Teilungsplan, nach welchem der Kurprinz Spanien und Indien, der französische Prinz Neapel und Sizilien, der Sohn des Kaisers aber die spanischen Niederlande nebst Mailand erben sollte. Der König Karl aber wollte, daß sein Reich ungeteilt bliebe, und wurde nicht wenig entrüstet, als er hörte, daß Fremde sich unterfangen hätten, über dasselbe hinter seinem Rücken das Loos zu werfen. Um ihre Absichten zu vereiteln, setzte er den bayerischen Kurprinzen zum alleinigen Erben ein. Der junge Prinz starb aber noch vor Karl, und nun wäre Kaiser Leopold der rechtmäßige Erbe gewesen. Jedoch die Seemächte entwarfen alsbald einen neuen Teilungsplan, während der verschmitzte Ludwig durch seine Gesandten am Madrider Hofe den kranken König für die Einsetzung seines Enkels zum alleinigen Erben zu bearbeiten suchte.

Am 1. November 1700 starb König Karl II. von Spanien, und nun kam zu aller Erstaunen sein letzter Wille zum Vorschein, von welchem niemand etwas wußte, als die, welche dazu geholfen

hatten. Philipp von Anjou war hierin zum alleinigen Erben eingesetzt. „Nun giebt es keine Pyrenäen für Frankreich mehr!“ rief Ludwig frohlockend aus und schickte sofort seinen Enkel mit einem Heere nach Spanien, wo er als König Philipp V. feierlich empfangen wurde. Leopold aber erklärte das Testament für unterschoben und schickte alsbald ein Heer unter dem Prinzen Eugen nach Italien, um vor der Hand wenigstens die erledigten Reichslehen zu besetzen. Es gelang ihm, noch vor dem Ende des Jahres mehrere Herzogtümer in seine Gewalt zu bringen. Bald aber ward der Krieg allgemein. England und Holland, welche Frankreichs Übergewicht fürchteten, Preußen, das deutsche Reich, Portugal und Savoyen traten auf des Kaisers Seite und erklärten den Krieg an Frankreich und Spanien. Die Kurfürsten von Bayern und Köln hingegen ergriffen die französische Partei.

Der Kurfürst von Bayern drang, während der französische General Villars Bayern deckte, in Tirol ein. Der Plan war, nach Italien vorzugehen, dort den unter Vendôme heranziehenden Franzosen die Hand zu bieten, und alsdann vereinigt auf Wien zu rücken. Schon war Innsbruck in der Gewalt der Bayern, schon wollten diese über den Brenner ziehen; da standen die ihrem Kaiserhause stets getreuen Tiroler in Masse auf, überfielen von schroffen Höhen und in Gebirgsschluchten den Kurfürsten und nötigten ihn, sich unter großen Gefahren nach Bayern zurückzuziehen. Dahin brach nun auch der englische General Marlborough aus den Niederlanden auf, wo er unterdessen eine Festung nach der anderen erobert hatte. Er vereinigte sich im Juli 1704 bei Ulm mit dem Prinzen Ludwig von Baden und erstürmte das feste Lager der Franzosen und Bayern am Schellenberg, welches den Donauübergang hindern sollte. Durch dieses Unglück nachgiebiger gemacht, war der Kurfürst schon im Begriffe auf die ihm angebotenen Friedensbedingungen einzugehen, als die Nachricht, der französische General Tallard sei mit einem Hilfsheere in vollem Anzuge, ihn plötzlich umstimmte. Tallard kam wirklich, aber zugleich mit ihm der Prinz Eugen, um mit Marlborough sich zu vereinigen. Eine Hauptschlacht mußte jetzt entscheiden. Sie fiel vor im August 1704 bei Höchstädt, unweit

Blendheim, einem benachbarten Dorfe, und endigte mit der völligen Niederlage der Franzosen und Bayern. Tallard selbst nebst seinen beiden Söhnen wurde gefangen. Während der Kurfürst mit den Trümmern des verbündeten Heeres über den Rhein floh, besetzten die Österreicher Bayern.

Dieser glorreiche Sieg erfüllte den alten Kaiser, der bisher nur Unglück und Demütigung von seinem stolzen Gegner Ludwig erlitten hatte, mit unaussprechlicher Wonne. Er starb nicht lange nachher, im Mai 1705, und hinterließ den Thron seinem ältesten Sohne

Joseph I. (1705 bis 1711). — Der Kaiser Joseph setzte den Krieg zu Gunsten seines Bruders mit gleichem Nachdrucke fort. Nach dem Siege bei Höchstädt war Eugen nach Italien, Marlborough nach den Niederlanden zurückgekehrt. Gleich nach ihrer Entfernung brach in Bayern ein Aufstand gegen die Österreicher aus. Dieser wurde aber mit Gewalt unterdrückt, der Kurfürst, als vorgeblicher Urheber desselben, in die Reichsacht erklärt, und dieselbe auch auf seinen Bruder, den Kurfürsten von Köln, ausgedehnt. Unterdessen erfocht Marlborough im Mai 1706 auf der Ebene von Ramillies, nicht weit von Waterloo, einen glänzenden Sieg über die Franzosen unter dem General Villeroi. Infolge dieses Sieges wurden Brabant und Flandern unterworfen, und sie mußten dem Erzherzoge Karl, als ihrem rechtmäßigen Könige, Karl III., huldigen. Nur wenige Wochen später führte auch der Prinz Eugen eine der kühnsten und glänzendsten Waffenthaten in Italien aus. Er eilte hundert Stunden weit, unter unsäglichen Schwierigkeiten über Berge und Ströme, der Residenz des Herzogs von Savoyen, Turin, die von den Franzosen hart belagert wurde, zu Hilfe und brachte hier den Franzosen eine große Niederlage bei. Infolge dieser schloß Frankreich die sogenannte Generalkapitulation, einen Vertrag, dem gemäß es ganz Italien räumte. Nur in Spanien war Ludwig glücklicher, doch eroberten auch dort die Engländer die Felsenfestung Gibraltar (1704), welche sie bis auf den heutigen Tag noch besitzen.

Ludwig, durch all diese Niederlagen schwer getroffen, wünschte Frieden und war bereit, ihn mit großen Opfern zu erkaufen. In der Hoffnung aber, den stolzen Machthaber noch tiefer zu demütigen,

wurden von den Verbündeten seine Friedensanträge abgewiesen. Nun traf ihn Schlag auf Schlag. In den Niederlanden erfochten Eugen und Marlborough bei Oudenarde im Juli 1708 einen vollkommenen Sieg über die Franzosen unter Vendôme, und gleich darauf eroberte Eugen die für unüberwindlich gehaltene Festung Lille. Der bedrängte König von Frankreich bot, und zwar unter noch glänzenderen Bedingungen für die Verbündeten, abermals Frieden an: „Gern wollte er auf Spanien, Italien, Mailand und die Niederlande verzichten, wenn Philipp nur Neapel und Sizilien behalte.“ Aber sie antworteten stolz: „Auch nicht ein Dorf dürfe von der spanischen Monarchie dem Hause Habsburg entzogen werden.“ Auch dieses und noch mehr gestand Ludwig zu. Als man aber von ihm forderte, er solle selbst seinen Enkel absetzen und aus Spanien vertreiben helfen, da zog er einer so tiefen Demütigung die Fortsetzung des Krieges vor. Dieser wurde jedoch nicht glücklicher, als früher, weitergeführt. Denn Eugen und Marlborough schlugen die Franzosen in der mörderischen Schlacht bei Malplaquet, unweit Mons, im September 1709.

Aufs äußerste gebracht bot Ludwig von neuem Frieden und versprach sogar, Hilfsgelder zur Vertreibung seines Enkels zu zahlen; nur könne er selbst nicht gegen ihn ziehen. Allein auch hiermit war man nicht zufrieden, und der Krieg hatte wieder seinen Fortgang. Bald traf auch aus Spanien die Nachricht ein, Philipps Heer sei geschlagen, und Karl III. als Sieger und König in Madrid eingezogen. Da endlich war das Maß des Unglücks voll, und die Rettung nahe. Zwei unerwartete Ereignisse trafen zusammen und richteten auf einmal den niedergebeugten französischen König wieder auf.

Friede zu Utrecht und Rastadt. — Jene Ereignisse, welche einen so plötzlichen Umschwung der Verhältnisse hervorriefen, waren folgende. — Kaiser Joseph starb im Jahre 1711, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen. Sein Bruder, der Erzherzog Karl, derselbe, welcher als König Karl III. in Madrid eingezogen war, gelangte nun zur Kaiserwürde (Karl VI.) und erbte die ganze österreichische Monarchie. Nunmehr konnte das europäische Gleichgewicht es nicht leiden, daß derselbe Prinz auch

die ganze spanische Monarchie erhalte. Hierzu kam auch in England ein Umschwung der Dinge. Marlborough war nämlich bei seiner Königin Anna in Ungnade gefallen und wurde abberufen. Die Königin neigte sich zum Frieden und trat mit Frankreich in Unterhandlungen. Diese führten zu einem Ziele. Der Friede kam im April 1713 zu Utrecht zwischen Frankreich und den übrigen Mächten, mit Ausschluß jedoch des Kaisers und Reiches, zustande. Philipp V. erhielt Spanien und dessen außereuropäische Besitzungen, jedoch mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß die beiden Königreiche Frankreich und Spanien nie sollten vereinigt werden. England behielt Gibraltar nebst der Insel Minorka, und Neufoundland, Neuschottland und die Hudsonsbai in Amerika. Der Herzog von Savoyen bekam Sizilien nebst dem königlichen Titel (sieben Jahre später wurde diese Insel gegen Sardinien vertauscht); die Holländer erhielten eine Reihe kleiner Festungen längs der französischen Grenze. Das Übrige der spanischen Monarchie, nämlich die Niederlande, Neapel, Mailand und Sardinien, sollte der Kaiser Karl VI. erhalten. Dieser aber war damit nicht zufrieden und führte deshalb den Krieg weiter: jedoch ohne Erfolg. Da trat auch er im März 1714 zu Rastadt dem Utrechter Frieden bei, und im September desselben Jahres zu Baden im Aargau auch das deutsche Reich. Die Kurfürsten von Bayern und Köln wurden wieder eingesetzt. So war also durch dreizehnjähriges Blutvergießen nicht mehr erreicht worden, als man vor demselben durch eine Teilung beabsichtigt hatte.

Ludwig XIV. überlebte diesen Frieden nur ein Jahr. Die späteren Lebensabschnitte dieses Herrschers, dessen glänzende und prunkvolle Regierung wir früher besprochen, waren nicht ohne vielfaches Mißgeschick. Die Prinzen seines Hauses mußte der alternde Regent sämtlich vor sich sterben sehen, bis auf seinen einen Urenkel, den späteren König Ludwig XV. Durch die endlosen Kriege und deren blutige Schlachten war eine große Menge der Bevölkerung dahin gerafft, dazu drückten ungeheure Abgaben und Schulden immer schwerer auf das verarmende Land. So hat all der äußere Schimmer des s. g. goldnen Zeitalters Ludwigs XIV.

nicht vorgehalten, und die durch seine Regierung vielfach hervorgerufenen Übelstände haben nicht wenig dazu beigetragen, zwei Menschenalter später die schreckliche französische Revolution zum Ausbruch zu bringen.

Dreiundvierzigster Abschnitt.
Kaiser Karl VI., der letzte Habsburger (1711—1740).

Karl VI., der letzte männliche Sproß des Hauses Habsburg, beendete den spanischen Erbfolgekrieg und wurde auch gegen die Türken in blutige Kriege verwickelt. Höchst wichtig ist die Aufrichtung der pragmatischen Sanktion, wodurch er seiner Tochter Maria Theresia das österreichische Erbe zu sichern suchte.

Wenige Jahrzehnte später, als das spanisch-habsburgische Haus erloschen war, starb auch in Deutschland der letzte männliche Sproß dieser hochberühmten Familie. Das war Kaiser Karl VI., welcher von 1711 bis 1740 regierte. Wir haben bereits früher gehört, wie der lange spanische Erbfolgekrieg unter ihm beendet wurde, und in den Friedensschlüssen das Haus Österreich die europäischen Nebenländer Spaniens in den Niederlanden und Italien erhielt. Kurz nach diesem Frieden fingen auch die Türken wieder den Krieg an, zuerst mit den Venetianern, seit 1716 auch mit dem Kaiser. Der Prinz Eugen, der noch heute im Volksliede als „der edle Ritter" gefeiert wird, erwarb sich in demselben neue Lorbeeren und nötigte die Türken zu dem Frieden von Passarowitz (1718). In diesem mußten sie die Walachei bis an das rechte Ufer des Altflusses, das Temesvarer Banat, die Festung Belgrad, einen Teil Serbiens und einen Landstrich in Bosnien an Österreich abtreten. — Allein die meisten Früchte der früheren Siege wurden dem Kaiser wieder entrissen im Frieden von Belgrad, 1739. Dieser beendete einen neuen Türkenkrieg, an welchem Karl VI. teilgenommen hatte. Prinz Eugen erlebte diesen traurigen Frieden nicht. Der gefeierte Held war bereits im Jahre 1736 zu Wien in einem Alter von zweiundsiebzig Jahren gestorben.

Die pragmatische Sanktion (1723). — Durch den spanischen Erbfolgekrieg hatte der Kaiser erfahren, welches Unglück

für Fürsten und Völker eine unbestimmte Thronfolge haben kann. Da er nun ohne männliche Erben war, so ging sein Streben dahin, die österreichische Monarchie vor Zersplitterung zu sichern und die Erbfolge seiner ältesten Tochter Maria Theresia, die er an den Herzog Franz Stephan von Lothringen vermählen wollte, zuzuwenden. Er sorgte deshalb frühzeitig für das Schicksal seiner Stammländer durch die Anordnung eines Hausgesetzes, durch die sogenannte pragmatische Sanktion (gesetzliche Anordnung). Dieser gemäß sollten alle österreichischen Länder ungeteilt und untrennbar nach dem Rechte der Erstgeburt und in Ermangelung männlicher Nachkommen auf die Tochter vererben. Es lag ihm alles daran, diesem Hausgesetze die Anerkennung der europäischen Mächte zu verschaffen, und er brachte deshalb große Opfer. Die habsburgischen Länder selbst, Österreich, Schlesien, Ungarn, Siebenbürgen, Böhmen und die Niederlande, waren bald für die pragmatische Sanktion gewonnen; aber erst nach und nach gelang es, die auswärtigen Mächte dafür zu gewinnen oder gar zu erkaufen. Das deutsche Reich trat bei, mit Ausnahme Sachsens und Bayerns. Um die Zustimmung des ihm verwandten Hauses Sachsen zu gewinnen, unterstützte Karl VI. dasselbe bei der Bewerbung um die Krone Polens, geriet aber dadurch mit mehreren auswärtigen Mächten in einen Krieg, der ihm neue große Opfer kostete. Im Jahre 1733 starb nämlich der Kurfürst von Sachsen, August II., der auch König von Polen war. Über die Wahl seines Nachfolgers kam es auf dem polnischen Reichstage zu keiner Einigung. Eine Partei wollte ihren entthronten König Stanislaus Lesczinsky, für welchen sich besonders sein Schwiegersohn, der König Ludwig XV. von Frankreich, verwendete, wieder auf den Thron erheben; die andere war für des Kurfürsten Sohn, August III. In dem hierüber ausbrechenden polnischen Erbfolgekrieg (1733 bis 1738) nahm der Kaiser in Verbindung mit Holland Partei für August III. Ludwig dagegen und die ihm verwandten Könige von Spanien und Sardinien für Stanislaus und erklärten dem Kaiser den Krieg. Der Schauplatz desselben war Italien und der Oberrhein. Nach langen Unterhandlungen kam der Friede zu Wien, 1738, zustande. In diesem wurde zwar August als König von Polen anerkannt; dagegen trat der Kaiser,

um sich die Anerkennung der pragmatischen Sanktion zu sichern, nicht nur die Herzogtümer Lothringen und Bar an Stanislaus und im Todesfalle desselben an Frankreich ab, sondern überließ auch Neapel und Sizilien dem spanischen Prinzen Don Karlos gegen Abtretung von Parma und Piacenza. Sein Schwiegersohn Franz Stephan erhielt zur Entschädigung für Lothringen das durch Aussterben des Hauses Medizi (1737) damals erledigte Großherzogtum Toscana. Diese und andere Opfer brachte Karl VI., und wirklich erkannten nun fast alle Staaten seine pragmatische Sanktion an.

Karl VI. starb 1740; mit ihm erlosch der habsburgische Mannesstamm, nachdem er seit König Rudolf von Habsburg länger als fünftehalb Jahrhundert segensreich über Österreich geherrscht hatte. Karls Tochter, Maria Theresia, die Gemahlin des Großherzogs Franz Stephan von Toscana, war nunmehr die rechtmäßige Erbin der österreichischen Länder.

Vierundvierzigster Abschnitt.

Rußland unter Peter dem Großen und seinen nächsten Thronfolgern.

Durch Peter den Großen wird Rußland in den Kreis der europäischen Großmächte eingeführt. Er begründet in seinem Reiche höhere Kultur und verschafft ihm nach außen, besonders durch den glücklichen Ausgang des **großen nordischen Krieges** (1700—1721) gegen Karl XII. von Schweden, eine ansehnliche Machtstellung. — Seine nächsten Thronfolger: Katharina I., Peter II., Anna.

1. **Peter der Große** (1689 bis 1725). — In früherer Zeit, vor der Regierung dieses Kaisers, war Rußland noch wenig bekannt in Europa. Die Bewohner desselben galten im ganzen mehr für Asiaten. Und wirklich schlossen sie sich diesen auch durch Kleidung, Sitten und Gebräuche enger an. Die einzelnen Völker dieses großen nordischen Landes standen unter Fürsten, die wegen ihrer häufigen Streitigkeiten und Kriege es zu keinem Aufschwung der Nation kommen ließen. Erst gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts wurde ein Umschwung herbeigeführt. Damals herrschte Iwan der Große, welcher die einzelnen Teilfürstentümer vereinigte und in den so begründeten russischen Staat die

höhere Gesittung des christlichen Abendlandes einführte. Er nannte sich auch zuerst Zar, d. i. Kaiser. Nach ihm aber trat für lange Zeit ein Stillstand in der Förderung des Reiches ein, bis Peter, ein Zar aus dem Hause Romanow, den Thron bestieg. Unter ihm wurde Rußland eine europäische Großmacht.

Peter war der jüngste von drei Söhnen, die der Zar Alexei hinterließ. Der älteste, Feodor, starb schon früh und hatte, da er selbst keinen Erben hinterließ, auf dem Todesbette seinen talentvollen Halbbruder Peter, mit Ausschließung seines schwächlichen Bruders Iwan, zum Nachfolger ernannt. Allein die herrschsüchtige Schwester des Prinzen, Sophia, brachte es durch einen Aufruhr der Leibwache, Strelitzen genannt, dahin, daß beide als Zare ausgerufen wurden. Während der Minderjährigkeit derselben führte sie selbst die Reichsverwaltung. Der junge Peter wuchs unterdessen in einem Dorfe bei Moskau unter der Leitung eines Schweizers, Le Fort, zu einem vielversprechenden Jünglinge heran. Er errichtete sich dort eine kleine Kriegerschar von fünfzig Jünglingen seines Alters, die er Poteschni oder Kameraden nannte. Le Fort war der Hauptmann und richtete sie ganz auf europäischem Fuß ab. Peter selbst diente als Gemeiner. Diese kleine Schar war die Pflanzschule der russischen Garde, welche die Strelitzen stürzte, Sophiens Übermut beugte und Rußlands Kriegesruhm gründete.

Anfangs hatte Sophie diese Kriegsübungen als ein harmloses Kinderspiel angesehen. Bald aber schöpfte sie Verdacht und sie entwarf sogar einen Plan zur Ermordung des Prinzen. Allein das Vorhaben ward verraten und Sophie in ein Kloster geschickt. Um diese Zeit, 1689, starb auch Iwan, und Peter ward nun Alleinherrscher. Nachdem er eine neue Verschwörung seiner Schwester Sophie vereitelt hatte, machte er eine Reise ins Ausland, in der Absicht, die Einrichtungen und Verhältnisse der gebildeten europäischen Völker durch eigene Anschauung kennen zu lernen und treffliche Anordnungen des Auslandes später nachahmen zu können. Über Deutschland reiste er nach Holland. Amsterdam war ihm eine neue Welt. Das Gewühl der Kaufleute, der Schiffer und Matrosen; die Schleusen, Dämme, Maschinen, alles erfüllte

den jungen Zar mit freudigem Erstaunen. Um weniger erkannt zu werden, trug er die Kleidung eines holländischen Schiffszimmermannes und war vom frühen Morgen bis zum späten Abend beschäftigt, mit allen Merkwürdigkeiten der Stadt sich bekannt zu machen. Von Amsterdam setzte er nach dem nahegelegenen Dorfe Zaandam über, dem Sitze des holländischen Schiffbaues. Hier erschien er als gemeiner Russe und ließ sich unter dem Namen Peter Michaelow in die Liste der Werkleute eintragen. Noch jetzt zeigt man zu Zaandam eine Hütte, die er bewohnte. Seine Mitgesellen nannten ihn nicht anders als Peter Baas, d. i. Meister Peter. Als solcher kam er jeden Morgen mit dem Beile in der Hand auf die Schiffswerfte und half arbeiten. Nach siebenwöchentlichem Aufenthalte kehrte er nach Amsterdam zurück und reiste dann nach England. Hier sowohl als in Holland besuchte er fleißig die Werkstätten der Künstler und Handwerker. Mehrere tüchtige Männer, besonders erfahrene Seeleute, nahm er in seine Dienste und schickte sie nach Rußland. Dann reiste er über Dresden nach Wien; und eben wollte er sich weiter nach Italien begeben, als er die Nachricht von einem neuen Aufstande der Strelitzen erhielt. Ergrimmt eilte er durch Polen nach Moskau zurück, fand aber bei seiner Ankunft die Ruhe bereits hergestellt. Der Verdacht der Anstiftung dieser Empörung fiel wieder auf seine Schwester Sophie. Peter ließ zu einer furchtbaren Warnung achtundzwanzig Galgen vor ihrem Kloster aufrichten und hundertfünfzig der Hauptempörer vor ihren Augen aufknüpfen. Fast zweitausend fielen als Opfer seiner Wut. Die empörungssüchtige Schar der Strelitzen ward aufgehoben.

Nicht lange nachher starb Le Fort. Der Tod dieses edlen Mannes versetzte den Kaiser in tiefe Trauer. An seine Stelle trat Menzikow, der Sohn eines armen Landmannes. Le Fort hatte diesen zu seinem Diener angenommen, dann aber, als er ausgezeichnete Talente verriet, ihn zum Staatsdienste herangebildet. Dieser neue Günstling des Glückes unterstützte den Kaiser bei seiner rastlosen Thätigkeit, alle in der Fremde gesammelten Erfahrungen in sein Reich zu verpflanzen. Mit dem Äußeren wurde der Anfang gemacht, und das Tragen der langen Gewänder und

Bärte verboten. Für die Erlaubnis, einen Bart zu tragen, mußte eine jährliche Abgabe entrichtet werden; nur die Geistlichen und Bauern waren hiervon ausgenommen. Sobald letztere aber in die Stadt kamen, mußten auch sie am Thore einen Zoll für den Bart zahlen. Früher durfte keine russische Frau in die Gesellschaft der Männer kommen; Peter aber brachte die Gewohnheit auf, daß jede Russin freien Zutritt in dieselbe hatte, sobald sie ausländische Kleidung trug, und legte so den Grund zu der Annäherung der beiden Geschlechter und zur Einführung eines feineren geselligen Tones. Auch legte er Schulen und Buchdruckereien an, rief viele gebildete Fremde in sein Reich und ermunterte seine Unterthanen, zu ihrer Bildung das Ausland zu besuchen. Diese und ähnliche Neuerungen waren vielen Russen anfangs ein großer Anstoß; allein die immer zunehmende Verbesserung des Volkszustandes siegte am Ende, wie in anderen Staaten, so auch hier, über verjährte Vorurteile.

Der nordische Krieg gegen Karl XII. von Schweden (1700 bis 1721). — Ein Hauptgegenstand von Peters Sorge war der Seehandel; denn nur dieser konnte seinem weitläufigen Reiche durch Ausfuhr und Einfuhr die zum Wohlstande nötigen Mittel verschaffen. Da aber die zwischen der Ostsee und Rußland gelegenen Länder im Besitze der Schweden waren, so faßte er den Entschluß, die seinem Reiche zunächst gelegenen Küstenländer an sich zu reißen und alsdann Häfen und Flotten zu erbauen. Der damalige Augenblick schien ihm zur Ausführung seines Planes ganz geeignet; denn der neue König von Schweden, Karl XII., war erst fünfzehn Jahre alt und schien wenig zu versprechen. Peter schloß deshalb mit dem Könige von Dänemark und dem Könige von Polen ein Bündnis, durch welches sie in leichter Weise zum Besitze der Länder des jungen und unerfahrenen Königs zu gelangen hofften. Aber wie täuschte man sich in dem jungen Herrscher! Karl brach sogleich nach Dänemark auf, landete auf der Insel Seeland, bedrohte die Hauptstadt Kopenhagen und jagte dem Könige einen solchen Schrecken ein, daß er noch in demselben Jahre (1700) Frieden schloß. Nachdem er den ersten Feind zur Ruhe gebracht hatte, ging er rasch auf den zweiten, die Russen,

los, welche, vierzigtausend Mann stark, die Festung Narva in Ingermanland belagerten. Obschon Karls Heer nur aus achttausend Mann bestand, so griff er dennoch im November 1700 den fünfmal stärkeren Feind an und schlug ihn völlig in die Flucht. Nun sollte die Reihe an den dritten, an den Kurfürsten von Sachsen, August II., kommen, der, wie früher bemerkt wurde, auch König von Polen war. Karl ging auf ihn los, schlug ihn wiederholt und brachte die Polen dahin, daß sie einen anderen König, den Stanislaus Lesczinsky, wählten (1704). August floh nach seinem Lande zurück; aber auch dahin folgte Karl und trieb ihn so in die Enge, daß er um Frieden bat. Dieser wurde geschlossen 1706 zu Altranstädt bei Leipzig. August mußte auf die polnische Krone verzichten und seinen Gegner Stanislaus als König anerkennen.

Erbauung Petersburgs (1703). — Unterdessen hatte Peter Ingermanland erobert und beschlossen, am Einflusse der Newa in den finnischen Meerbusen eine neue Stadt zu bauen, die nach ihm Petersburg heißen sollte. Im Jahre 1703 legte er den Grund zu derselben, indem er auf der Insel der Newa eine Festung anlegte. Vierzigtausend Menschen waren fortwährend an der Arbeit. In zehn Jahren standen schon mehrere tausend große und kleine Häuser. Um die Stadt zu bevölkern, mußten alle Städte und Orte des Reiches Kaufleute, Künstler und Handwerker mit ihren Familien abschicken, um sich in Petersburg niederzulassen. Mehrere hundert adelige Familien aus Moskau mußten den Winter in der neuen Residenz zubringen. So erweiterte und verschönerte sie sich immer mehr, und jetzt ist sie eine der bedeutendsten und schönsten Städte des Erdkreises.

Fortsetzung und Ende des nordischen Krieges. — Während Peter mit dem Baue seiner neuen Residenz auf das eifrigste beschäftigt war, erhielt er die Nachricht, Karl habe mit dem Kurfürsten von Sachsen Frieden geschlossen und sei nun mit seinem siegreichen Heere gegen ihn selbst im Anzuge. Peter erbot sich zum Frieden; Karl aber, stolz auf sein Glück, ließ ihm die Antwort überbringen, nur in Moskau werde er ihm die Bedingungen vorschreiben. — Allein die Vorsehung hatte es anders

beschlossen. Karl verband sich mit den aufrührerischen Kosaken in der Ukraine und belagerte die wichtige russische Festung Pultāwa. Mit einem Heere von fünfzigtausend Mann eilte Peter zum Entsatze herbei und schlug im Juli 1709*) unter den Mauern der Stadt das aus fünfzehntausend Mann bestehende Heer der Schweden so vollständig, daß der verwundete König sich nur mit genauer Not auf das türkische Gebiet nach Bender rettete. Durch diese Schlacht gingen alle Früchte seiner früheren Siege verloren. Der Kurfürst von Sachsen nahm sogleich sein Königreich Polen wieder in Besitz.

Der Sultan empfing den Flüchtling gastfreundlich und erklärte nach langem Drängen Karls und auf dessen Anstiften dem russischen Zar den Krieg. Peter wurde am Pruth von den Türken eingeschlossen und war in Gefahr, mit seinem Heere gefangen zu werden; allein seine Freundin, die nachmalige Kaiserin Katharina, rettete ihn. Sie bestach den Großwesir, daß er die Russen abziehen ließ. Im Jahre 1711 kam ein Friedensschluß zustande, und nun erhielt Karl vom Sultan bald darauf den Befehl, das türkische Gebiet zu verlassen. Allein er kehrte sich nicht an den Befehl und blieb. Der Sultan drohete; vergebens. Da trug er dem Pascha von Bender auf, sich des trotzigen Königs mit Gewalt zu bemächtigen. Der Pascha ließ ganze Haufen Janitscharen mit schwerem Geschütze gegen ihn anziehen. Karl aber schlug sich mit hundertfünfzig Schweden durch die Tausende der Feinde nach seinem hölzernen Hause Warnitza durch, trieb die Türken, welche es besetzt hielten, hinaus, verrammte die Thür und verteidigte sich mit fünfzig Mann sieben Stunden hindurch auf das heldenmütigste. Endlich, als das Dach abgeschossen war, und schon die brennenden Sparren auf ihn herabfielen, stürzte er, in der einen Hand den Degen, in der anderen die Pistole, aus dem Hause, fiel aber über seine Sporen und ward nun schnell ergriffen. Die über solchen Mut hocherstaunten Türken nannten diesen Kampf Kalabalik oder Löwenjagd und brachten ihren hohen Gefangenen nach Bender und von dort nach Demotika in Verwahrung. Hier ver-

*) In demselben Jahre siegten Eugen und Marlborough bei Malplaquet.

nahm Karl, daß die schwedische Reichsversammlung einen Frieden mit Rußland und Polen unterhandle. Um diesen zu hintertreiben, entschloß er sich gleich zur Abreise. Er jagte mit der Schnelligkeit eines Kuriers, unter dem Namen Karl Frisch, in vierzehn Tagen durch Ungarn, durch Deutschland und erschien aller Welt zum Erstaunen am 22. November 1714 in Stralsund, nachdem er fünf Jahre in der Türkei zugebracht hatte. In dem weiteren Kampfe war er aber der Übermacht seiner Feinde nicht gewachsen. Mehrere Provinzen mußten an die Russen abgegeben werden. Um sich für diesen Verlust zu entschädigen, griff er im Jahre 1715 Norwegen an, um dieses den Dänen zu entreißen. Aber auch dieser Feldzug lief höchst unglücklich ab; er selbst wurde bei der Belagerung der Festung Friedrichshall am 10. Dezember 1718 von einer feindlichen Kugel getroffen und starb, erst 36 Jahre alt. Mit ihm erlosch Schwedens Ansehen und Ruhm. Im Frieden von Nystädt, 1721, mußte es an Rußland die schönsten Länder an der Ostsee, Livland, Ingermanland und einen Teil von Karelien, abtreten. Am Tage des großen Friedensfestes wurde Peter als Kaiser aller Reussen feierlich ausgerufen. Die übrigen Mächte hatten sich bereits früher durch besondere Verträge mit Schweden abgefunden. Preußen bekam Vorpommern bis zur Peene nebst Stettin und den Inseln Usedom und Wollin; Hannover Bremen und Verden; Dänemark blieb im Besitze des eingenommenen Schleswig.

Peters des Großen letzte Lebensjahre. — Während dessen, im Jahre 1716, hatte Peter eine zweite Reise ins Ausland gemacht und Deutschland, Holland und Frankreich besucht. Seine zweite Gemahlin, Katharina oder Kathinka — die erste hatte er verstoßen — begleitete ihn bis Holland. Gleich nach seiner Rückkehr gab er aber einen traurigen Beweis, wie wenig es ihm, der doch jedes Mittel anwendete, um seine Unterthanen einer höheren Bildung zuzuführen, gelungen war, die Roheit und Wildheit seiner eigenen Natur zu zähmen. Er hatte einen Sohn von seiner ersten Gemahlin, mit Namen Alexei. Gegen diesen hegte er bitteren Groll und Argwohn. Es drückte natürlich den Jüngling, seine Mutter verstoßen zu sehen, und er konnte

kein Herz fassen zu einem Vater, der ihn stets mit Kälte und Härte behandelte. Der Vater hatte vor, ihn von der Thronfolge ganz auszuschließen. Die arge Behandlung veranlaßte den Jüngling zur Flucht nach Wien und von dort nach Neapel. Der erzürnte Kaiser aber ließ ihm nachsetzen und ihn gefangen nach Moskau zurückführen. Hier machte er ihm die bittersten Vorwürfe und Drohungen und verhieß ihm nur unter der Bedingung Gnade, daß er der Thronfolge entsage. Der Sohn war dazu bereit; er unterschrieb seine Verzichtleistung und beschwor sie. Aber weder Unterschrift noch Schwur waren für den mißtrauischen Vater genügend. Alexei wurde des Hochverrats angeklagt und vom Gerichtshofe zum Tode verurteilt. Er starb aber noch vor der Hinrichtung. — Peter der Große selbst starb am 8. Februar 1725 und nahm bei allen Schwächen und Fehlern, die ihm selbst angehaftet hatten, doch den Ruhm mit ins Grab, die Großmacht seines Volkes begründet zu haben.

2. **Peters des Großen nächste Thronfolger.** — Nach dem Tode des mächtigen Zaren wurde seine Gemahlin Katharina I., auf Anstiften des Feldmarschalls Menzikows, vom Senate und vom ganzen Reiche als Kaiserin anerkannt. Sie war die Tochter eines livländischen Bauern und diente anfangs in Marienburg. Nach der im Jahre 1702 erfolgten Einnahme dieser Stadt durch die Russen wurde sie als Gefangene nach Rußland geführt, wo sie durch ihre Anmut die Neigung Peters gewann und seine Gemahlin wurde. Aber schon nach zweijähriger Regierung (1725 bis 1727) folgte sie ihrem Gemahle ins Grab.

Nach ihr kam Peter II., der Sohn des unglücklichen Alexei, auf den Thron und regierte bis 1730. Unter ihm wurde der noch vor kurzem so mächtige und allgemein gefürchtete Menzikow, welcher schon auf dem Punkte stand, durch Verheiratung seiner Tochter Schwiegervater des Kaisers zu werden, plötzlich gestürzt. Habsucht soll ihn verleitet haben, große Geldsummen zu veruntreuen. Hierzu kamen geheime Anschwärzungen seitens des neuen kaiserlichen Günstlings Dolgorucki und dessen Partei, so daß der aufgebrachte Kaiser das außerordentliche Vermögen

Menzikows einzog und ihn selbst mit seiner Familie nach Sibirien verbannte. Mit männlichem Mute ertrug jener den Wechsel des Schicksals.

Auf Peter II. folgte Anna, die Tochter des früher genannten Iwan, des älteren Bruders Peters des Großen. Ihr ganzes Vertrauen genoß der Herzog von Kurland, der Reichsgraf Biron, so daß die Regierung größtenteils in dessen Händen war. Dolgorucki und seine Partei wurden gestürzt, mehrere enthauptet, die übrigen nach den Wüsteneien Sibiriens verbannt. Auf dem Todesbette ernannte Anna ihren Günstling sogar zum Regenten während der Minderjährigkeit des kurz vor ihrem Tode geborenen Prinzen Iwan. Aber gleich nach ihrem Tode (1740) brach ein großer Aufruhr aus. Der kaum zwei Monate alte Iwan ward vom Throne gestoßen, und Biron mit seinem ganzen Anhange nach Sibirien verbannt. Mit Hilfe der bestochenen Garden bestieg jetzt Elisabeth, die jüngste Tochter Peters des Großen, den Thron. Auf diese Kaiserin werden wir im Laufe der Geschichte zurückkommen.

Fünfundvierzigster Abschnitt.

Das Zeitalter Friedrichs des Grossen von Preussen (1740—1786).

Nach einer kurzen Übersicht über die ältere Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates wird die Geschichte Friedrichs II. von Preußen unter gleichzeitiger Berücksichtigung der Geschichte Österreichs entwickelt. **Der österreichische Erbfolgekrieg** (1740—1748). — **Die drei schlesischen Kriege.** — **Die erste Teilung Polens** (1772). — Der bayerische Erbfolgekrieg (1778).

Der bedeutendste Regent, welcher in den folgenden Jahrzehnten in Europa aufgetreten ist, der die Geschicke dieses Erdteiles am meisten beeinflußte und zugleich sein eigenes Land zum Range einer Großmacht erhob, ist König Friedrich II. von Preußen. Ehe wir aber zur genaueren Darstellung seiner Wirksamkeit übergehen, wird es wünschenswert sein, in kurzen Zügen vorauszuschicken eine

Übersicht der früheren Geschichte Brandenburg-Preußens.

Brandenburg bis zur Zeit der Hohenzollern (1415). — Als zur Zeit der Völkerwanderung die germanischen oder deutschen Völker immer weiter nach Westen fortgezogen waren, rückten in die verlassenen Länder neue Nationen, Slaven oder Wenden genannt, bis zum Elbstrome vor. Sie waren für die Deutschen unruhige und streitsüchtige Nachbaren, weshalb schon Karl der Große an der mittleren Elbe ein Schutzland gegen sie einrichtete, die später s. g. Altmark. Die weitere Entwickelung dieses Landes ließen sich besonders Heinrich I. und Otto der Große angelegen sein, unter welchen das Christentum dort eingeführt wurde; von den aufgerichteten Bistümern sind besonders Brandenburg und Havelberg hervorzuheben. Berühmte Geschlechter haben in dem Lande, welches man nun die Mark Brandenburg nannte, die Herrschaft geführt. 1. Das Haus Askanien (1134 bis 1320), wozu die verdienten Fürsten Albrecht der Bär und Waldemar der Große gehörten; 2. das Haus Bayern (1324 bis 1373); 3. das Haus Luxemburg (1373 bis 1415). Glück und Unglück wechselten unter jenen verschiedenen Häusern in bunter Reihe, am blühendsten waren die Verhältnisse der Mark unter Waldemar (gest. 1319). Damals gehörten folgende Gebiete dazu: auf dem linken Ufer der Elbe die Altmark, zwischen Elbe und Oder die Mittelmark nebst Priegnitz und Ukermark, auf dem rechten Oderufer die Neumark.

Brandenburg unter den neun ersten hohenzollerischen Kurfürsten (1415 bis 1619). — Kaiser Sigismund, welcher dem luxemburgischen Hause angehörte, hatte keine Lust, die Herrschaft in der Mark Brandenburg, welche ihm gehörte, selbst zu führen und übergab deshalb dieselbe im Jahre 1415 seinem Freunde Friedrich VI., dem Burggrafen von Nürnberg. Dieser stammte aus dem angesehenen schwäbischen Geschlechte der Grafen von Zollern, welche in den Donau- und Maingegenden immer mehr Besitzungen erlangt und auch die hohe Würde der Burggrafen von Nürnberg an sich gebracht hatten. Sie hatten sich um Kaiser und Reich so hohe Verdienste erworben, daß sie schließlich selbst zur Würde der Kurfürsten in Brandenburg erhoben wurden. Seit dem Jahre 1415 haben sie jenem Lande 12 Kurfürsten und darauf die glänzende Reihe der Könige geschenkt. Von den 9 ersten Kurfürsten brach der erste, Friedrich I. (1415 bis 1440) den Widerstand des Landadels; sein Nachfolger, Friedrich II. (1440 bis 1470), den Trotz der Landesstädte; der dritte, Albrecht Achilles (1470 bis 1486) gab das berühmte hohenzollerische Hausgesetz, wonach das Kurland und die Kurwürde nach dem Rechte der Erstgeburt vom Vater auf Sohn ungeteilt vererben sollten. Unter dem sechsten, Joachim II. (1535 bis 1571), wurde die Reformation in Brandenburg eingeführt, und zur Zeit des neunten Kurfürsten, Johann Sigismund (1608 bis 1619), wurde im Jahre 1618 auch das Herzogtum Preußen gewonnen und mit Brandenburg vereinigt.

Die älteste Geschichte Preußens bis zum Jahre 1618. — Der Name „Preußen“ kommt zum ersten Male im neunten Jahrhundert vor und bezeichnet die einzelnen Völkerschaften, welche das Gebiet zwischen der Weichsel und der Memel bewohnten*). Dieses Mischlings-Volkes schlankere und höhere Gestalten, als die der slavischen Völker, das blaue Auge, sowie das gelbe Haar ließen seine vorwiegend deutsche Abstammung durchblicken. Der preußische Volksstamm war ein gesunder und kräftiger Menschenschlag, der auch seinen kriegerischen Sinn von den gotischen Urvätern geerbt hatte. So machten sie auch unaufhörliche Einfälle in Polen, bis dieses im Jahre 1230 den Deutschherren-Orden zu Hilfe rief. Nach dreiundfünfzigjährigem Kampfe wurde das heidnische Preußen von diesem Orden unterworfen, und die christliche Religion eingeführt. Die vielen verödeten Plätze besetzten Polen und Deutsche, welche in großen Scharen nach Preußen wanderten. Das Land wurde immer mehr angebaut und bevölkert und durch glückliche Eroberungen erweitert. Aber bald erregte die wachsende Macht des deutschen Ordens in Preußen die Eifersucht der Polen und führte langwierige Kriege herbei, in welchen die Kraft des Ordens immer mehr erstarb. Im zweiten Frieden zu Thorn 1466 mußte dieser endlich die Hälfte des Landes. Westpreußen und Ermeland, an die Polen abtreten, und der Hochmeister für die übrige Hälfte den Vasalleneid leisten. Der Orden wurde von Deutschland nicht weiter unterstützt und sank immer mehr in seiner Macht. Die Kriege mit Polen dauerten fort, bis der zum Hochmeister erwählte Prinz Albrecht von Brandenburg (1525) zur protestantischen Kirche übertrat. Jetzt wurde das bisherige geistliche Ordensland in ein von Polen lehnsabhängiges weltliches Herzogtum verwandelt und infolge eines früheren Erbvertrages im Jahre 1618 mit dem Kurfürstentum Brandenburg vereinigt.

Die Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates von 1618 bis 1701. — Seit der Vereinigung Brandenburgs mit Preußen herrschten aus dem Hause der Hohenzollern noch drei Kurfürsten über jene Länder; ihre Nachfolger trugen die Königskrone. Der zehnte in der Reihe der Kurfürsten, Georg Wilhelm (1619 bis 1640), sah das ganze Unglück des dreißigjährigen Krieges über das Kurgebiet hereinbrechen; glücklichere Verhältnisse traten unter seinem berühmten Nachfolger ein. Dieser, Friedrich Wilhelm, genannt der große Kurfürst, herrschte von 1640 bis 1688 mit solcher Weisheit und solcher Kraft, daß er als Bahnbrecher Friedrichs des Großen und als Mitbegründer der Machtstellung Preußens bezeichnet werden muß. Im westfälischen Frieden (1648) erhielt er Hinter-Pommern mit Kamin und außerdem die früheren Hochstifter

---

*) Das Wort „Preußen“ wird sehr verschieden abgeleitet. Manche halten es für eine Abkürzung aus Poreußen oder Porussen; dann würde, da po im Poln. bei oder an bedeutet, Poreußen oder Preußen die an oder bei den Reussen oder Russen (Wohnenden) bezeichnen. — Eine andere Ableitung ist Po-Ruß, Anwohner des Ruß, eines Hauptmündungsarmes der Memel.

Magdeburg, Halberstadt und Minden. Durch eine erfolgreiche Teilnahme am schwedisch-polnischen Erbfolgekriege erlangte er im Frieden von Oliva (1660) die Lösung des Vasallenverbandes mit Polen und die volle Souveränität in Preußen. Und endlich trat er gegen Ludwig XIV. von Frankreich in dessen zweitem Raubkriege am mannhaftesten unter allen deutschen Fürsten für Kaiser und Reich auf. Auch die Schweden schlug er in jenem Kriege bei Fehrbellin im Jahre 1675 so glorreich, daß seitdem der Kriegsruhm der preußischen Truppen unerschütterlich war. Nicht weniger pflegte der große Kurfürst die Künste des Friedens; Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft nahmen unter ihm einen erfreulichen Aufschwung. Von besonderer Bedeutung endlich war das Streben dieses ruhmreichen Regenten, die zersprengt liegenden Teile seiner Staaten wenigstens innerlich durch möglichst gleichartige Einrichtungen zu einem Staate zu vereinigen. — Der Nachfolger dieses großen Fürsten, Friedrich III., trug als der letzte der hohenzollerischen Kurfürsten bis 1701 noch den Kurhut.

Preußen ein Königreich (1701). — Kurfürst Friedrich III. besaß die großen Eigenschaften seines Vaters nicht, dennoch gingen die Verbesserungen des Staates ununterbrochen fort, indem unter ihm die Aussaat seines großen Vorgängers aufblühte und reifte. Es kränkte seinen Stolz, daß sein Nachbar, der Kurfürst von Sachsen, König von Polen, und der Prinz von Oranien, mit dem er Geschwisterkind war, König von England geworden waren, während er selbst noch immer Kurfürst hieß. Ein gutes Vernehmen mit dem Kaiserhause Österreich schien ihm das beste Mittel zu sein, auch sich den Rang eines Königs zu erwerben. Er schloß sich deshalb auf das engste an Österreich, unterstützte dasselbe im erneuerten Kriege mit Frankreich, wie auch im Kriege mit der Türkei. Daher gab der Kaiser Leopold, welcher damals, bei der Erledigung des spanischen Thrones, die mächtigsten Reichsfürsten auf seiner Seite zu sehen wünschte, auch seine Zustimmung zu der Annahme der Königswürde. Da setzte Friedrich sich und seiner Gemahlin am 18. Januar 1701 zu Königsberg unter großer Feierlichkeit mit eigener Hand die Krone auf. Seitdem hieß er König Friedrich I.

Friedrich I. (1701 bis 1713). — Unter ihm erhielt der preußische Staat durch glückliche Umstände bedeutenden Zuwachs. Ihm fielen durch Erbschaft die Grafschaften Mörs und Lingen zu; die Grafschaft Tecklenburg in Westfalen wurde angekauft. Nach dem Tode des spanischen Königs, Karls II., nahm er als Herzog von Kleve, vermöge alter Ansprüche, Geldern in Besitz, auch war er nach dem Erlöschen des regierenden Hauses Longueville zum Fürsten von Neuschatel (Neuenburg) und Valengin in der Schweiz erwählt. Er starb 1713 und hinterließ den Thron seinem Sohne

Friedrich Wilhelm I. (1713 bis 1740). — Dieser war ein thätiger Regent und ein tüchtiger Staatswirt. Im Jahre 1714 fiel ihm die Grafschaft Limburg zu, auf welche der Kaiser seinem Vater die Anwartschaft

gegeben hatte. Nach dem Kriege mit Schweden erhielt er im Frieden von Stockholm (21. Januar 1720) einen Teil von Vorpommern. Außer für die Vermehrung seines Ländergebiets sorgte dieser König namentlich für die Vergrößerung und Ausbildung seines Heeres. Er gebot bei seinem nicht eben großen Reiche über ein Heer von mehr als 80000 Mann, lauter Kerntruppen, welche unter den Augen des Königs durch die tüchtigsten Generale ausgebildet wurden. Dieses geübte Heer und einen durch Sparsamkeit erworbenen Staatsschatz von 9 Millionen Thalern hinterließ er seinem Sohne und Nachfolger.

König Friedrich II., der Grosse (1740 bis 1786).

Am 24. Januar des Jahres 1712 wurde dem Könige Friedrich Wilhelm I. ein Sohn geboren, welcher in der h. Taufe den Namen Karl Friedrich erhielt, doch nannte man nach der schlichten Weise des Vaters den Kleinen bald nur Fritz. Da der Knabe sehr zarter Gesundheit zu sein schien, so war es ein Glück, daß er den sorgsamsten Händen zur Pflege und zur Erziehung übergeben wurde. Die ersten Jahre vergingen in harmlosem Spiel mit seiner Schwester Wilhelmine, welcher der stille, fast schwermütige Prinz in zärtlicher Liebe zugethan war. Die folgende Jugendzeit dieses später so berühmten Fürsten ist aber sehr hart und schwer gewesen. Da sein ganzes Wesen nämlich von dem des Vaters durchaus verschieden war, und er als Prinz fast ausschließlich die Künste und Wissenschaften pflegte, so hielt König Friedrich Wilhelm I. ihn für ungeeignet, dereinst der Herrscher des kriegerischen Preußenvolkes zu werden und suchte deshalb durch die strengsten Maßregeln die Richtung des Sohnes zu ändern. Als der Prinz sogar arge Mißhandlung erdulden mußte, suchte er nach England zu entfliehen, jedoch wurde er gefangen genommen und nur mit Mühe vor der Vollziehung des Todesurteils geschützt. Geraume Zeit brachte Friedrich darauf als Gefangener in der Festung Küstrin zu, dann aber, als der Prinz sich mehr und mehr in den Willen des Königs fügte, fanden sich Vater und Sohn herzlich wieder zusammen, und im Jahre 1740 starb Friedrich Wilhelm I. in völliger Aussöhnung mit seinem Sohne. Während der langen Regierung des nunmehrigen Königs Friedrichs II. vollzogen sich in Deutschland und in ganz Europa die wichtigsten Vorgänge, deren Mittelpunkt der große Preußenkönig war.

Blutige Kriege wurden namentlich mit dem Hause Österreich ausgefochten, weshalb die Geschichte Friedrichs II. auf das engste mit der der damaligen österreichischen Herrscher und Kaiser, nämlich der Maria Theresia, des Kaisers Franz I. und des Kaisers Joseph II. verbunden ist.

Österreich unter dem Hause Habsburg-Lothringen.

Maria Theresia (1740 bis 1780). — Kaum hatte Kaiser Karl VI. die Augen geschlossen, und seine schöne, geistreiche Tochter Maria Theresia vermöge des klarsten, von den Mächten gewährleisteten Rechtes mit ihrem Gemahle die Regierung der österreichischen Erblande angetreten, als sofort mehrere Fürsten trotz der pragmatischen Sanktion mit Erbschaftsansprüchen auftraten. Der Kurfürst von Bayern, Karl Albert, sprach die ganze Erbschaft an und gründete seine Forderung auf die Abstammung vom Kaiser Ferdinand I. Der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, August III., nahm für sich die Rechte seiner Gemahlin, der ältesten Tochter Josephs I., in Anspruch. Zugleich erhob Friedrich II., König von Preußen, alte Ansprüche auf die schlesischen Fürstentümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau. Da seinem Verlangen auf Herausgabe dieser Gebiete seitens des kaiserlichen Hofes nicht entsprochen wurde, so entschloß Friedrich sich zum Kriege. Durch ein großes Heer unter Anführung des Fürsten Leopold von Dessau und des Grafen Schwerin ließ der König die beanspruchten Fürstentümer alsbald besetzen und behauptete sie in der blutigen Schlacht bei dem Dorfe Mollwitz, unweit Brieg (1741). Preußens Siegesglück rief schnell auch die übrigen Gegner der Maria Theresia in die Schranken. Frankreich, das jetzt selbst nicht mit Erbschaftsansprüchen auftreten konnte, warf sich zum Verteidiger der Rechte des Kurfürsten von Bayern auf und warb auf das eifrigste Feinde gegen Österreich. Der König Ludwig XV. brachte durch seinen gewandten Minister Fleury im Mai 1741 auf dem bayerischen Schlosse Nymphenburg ein Bündnis zwischen Frankreich, Bayern und Spanien zustande. Hiernach sollten die österreichischen Länder geteilt, und der Kurfürst von Bayern auf den Kaiserthron erhoben werden. Bald trat auch

Preußen diesem Bündnisse bei. Dieser Krieg, welchen die Verbündeten gegen die Kaisertochter Maria Theresia führten, heißt

Der österreichische Erbfolgekrieg. — Er währte von 1740 bis 1748. In diesen fallen auch die beiden ersten schlesischen Kriege, welche Friedrich II. zur Gewinnung der genannten schlesischen Fürstentümer führte. Der erste dauerte von 1740 bis 1742, der zweite von 1744 bis 1745.

Im Sommer 1741 gingen zwei französische Heere über den Rhein. Das eine rückte in Hannover ein und zwang den König Georg II. von England, Österreichs einzigen Bundesgenossen, zu einem Vergleiche, in welchem er, um sein Kurfürstentum zu retten, der Teilnahme am Kriege entsagte. Das zweite Heer drang mit den Bayern vereint, in Österreich ein, wo der Kurfürst von Bayern den Titel eines Erzherzogs annahm. Hierauf wandte sich dieser schnell nach Böhmen, wo bereits ein sächsisches Heer eingerückt war, eroberte Prag mit Sturm und ließ sich hier als König von Böhmen huldigen. Im Anfange des folgenden Jahres 1742 wurde er auf Frankreichs Betrieb auch zum deutschen Kaiser gewählt und drei Wochen später als Kaiser Karl VII. feierlich gekrönt. Maria Theresia schien verloren zu sein.

Die junge Herrscherin, von allen Seiten bedrängt, verlor dennoch den Mut nicht. Sie vertraute ihrem guten Rechte und der Liebe ihrer Unterthanen, und ihr Vertrauen ward herrlich belohnt. Sie berief die Magnaten oder Großen Ungarns zum Reichstage in Preßburg und erschien selbst unter ihnen in ungarischer Tracht, die Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte, mit dem Säbel umgürtet, strahlend vor Schönheit und Mut, und forderte sie bei ihrer Ritterpflicht auf, ihr beizustehen. Und begeistert rissen sämtliche Magnaten ihre Schwerter aus der Scheide, schwangen sie über dem Kopfe und riefen: „Leben und Sieg! Laßt uns sterben für unsern König Maria Theresia!“ — Ganz Ungarn griff freudig zu den Waffen. Von allen Seiten kamen auch die treuen Tiroler von ihren Bergen herangeeilt, entschlossen, sich mit den Feinden ihrer Kaiserin im Kampfe zu messen. Rasch war die Entscheidung. Österreich wurde sofort von den Feinden

gesäubert, Bayern selbst erobert, und an demselben Tage, an welchem der Kurfürst zu Frankfurt als Kaiser Karl VII. gekrönt wurde, zogen die Österreicher als Sieger in seine Hauptstadt München ein. — Nicht so glücklich war Maria Theresia gegen Friedrich II. Dieser endigte durch den Sieg, welchen er bei Chotusitz, unweit Czaslau, im Mai 1742 erfocht, den ersten schlesischen Krieg. Um sich dieses gefährlichsten Gegners zu entledigen, brachte die Kaiserin ein ihrem Herzen schweres Opfer. Im Friedensschlusse von Breslau, im Juni 1742, überließ sie ihm Niederschlesien und den größten Teil von Oberschlesien nebst der Grafschaft Glatz. Sachsen nahm, ohne eine Entschädigung zu verlangen, den Frieden an und verband sich mit Österreich. Auch der König Georg II. von England ergriff wieder die Waffen zu Gunsten der Kaiserin. Um so mutiger trat diese jetzt gegen ihre noch übrigen Feinde auf. Die Franzosen und Bayern wurden immer mehr in die Enge getrieben, ganz Böhmen von den Feinden geräumt, und Maria Theresia ließ sich in Prag als Königin krönen (1743). Überall lächelte ihr wieder das Glück.

Allein eben dieses Glück erregte die Besorgnis des Königs von Preußen, der unterdessen den Gang der Begebenheiten nicht aus den Augen gelassen hatte. Er machte deshalb mit ihren Feinden wieder gemeinsame Sache und versprach Böhmen für Karl VII. zu erobern. Nun begann er im Jahre 1744 den zweiten schlesischen Krieg. Er fiel plötzlich in Böhmen ein, das von Truppen entblößt war, und nahm im Fluge die Hauptstadt weg. Aber eben so schnell wurde er von den heranziehenden Österreichern unter dem Prinzen von Lothringen und den verbündeten Sachsen zurückgetrieben. Während dessen nahmen die Bayern unter dem General von Seckendorf ihr Land wieder ein, und Karl VII. kehrte in seine Hauptstadt München zurück, aber nur, um auf seinem Schlosse im Januar 1745 zu sterben. Der Tod überhob ihn einer abermaligen Flucht; denn gleich darauf wurden die Franzosen und Bayern wieder vertrieben. Der Sohn Karls VII. leistete endlich im Frieden von Füssen, einem Städtchen an der Grenze Tirols, auf die ganze österreichische Erbschaft Verzicht und versprach sogar dem Großherzoge von

Toscana, Theresiens Gemahle, seine Stimme zur bevorstehenden Kaiserwahl. Dafür erhielt er alle seine Länder zurück. Jetzt wählten die Kurfürsten Theresiens Gemahl, welcher schon Anfang Oktober 1745 zu Frankfurt als Kaiser

Franz I. (1745 bis 1765) gekrönt wurde. Maria Theresia wohnte selbst dem Krönungsfeste bei, hochentzückt, daß die Krone Karls des Großen jetzt wieder bei ihrem Hause sei, in dessen Besitz sie schon mehr als 300 Jahre ununterbrochen gewesen war. Mitte Dezember wurde dann der Friede zu Dresden geschlossen, und Schlesien dem Könige von Preußen belassen, der jetzt auch Theresiens Gemahl als deutschen Kaiser anerkannte. So schloß der zweite schlesische Krieg.

Friede zu Aachen (1748). — Nachdem der Krieg mit Frankreich noch einige Jahre in den Niederlanden fortgeführt war, wurde endlich auch der gesamte österreichische Erbfolgekrieg durch den Frieden zu Aachen beendet. In diesem wurden Maria Theresia alle österreichischen Länder, Schlesien ausgenommen, zugesichert, wogegen Spanien für den Infanten Philipp die kleinen Herzogtümer in Italien, Parma, Piacenza und Guastalla, erhielt. Die Franzosen mußten zu ihrer Beschämung sehen, wie das Haus Habsburg, welches sie doch zu vernichten gedachten, und zu dessen Zerstörung sie so viel Menschenblut fast acht Jahre lang vergossen hatten, wieder dastand, mächtig und blühend, mit der deutschen Reichskrone von neuem geschmückt.

Erst jetzt, nach dem Frieden zu Aachen, konnte Maria Theresia ihrer Herrschaft froh werden, und die vortreffliche Frau wurde nun eine wahre Mutter für ihr Land. Durch großartige Einrichtungen und Verbesserungen in allen Zweigen der Verwaltung brachte sie neues Leben in dasselbe. Überall wußte sie zur Ausführung ihrer weisen Pläne die rechten Männer, sowie die rechten Mittel zu finden. Ihr besonderes Vertrauen bei ihren neuen Schöpfungen genoß der geschickte Staats-Kanzler Kaunitz. Dieser führte auch eine Annäherung zwischen den Höfen von Österreich und Frankreich herbei, aus welcher bald ein im geheimen abgeschlossenes Bündnis Österreichs mit seinem alten Erbfeinde Frankreich entstand.

Der siebenjährige Krieg (1756 bis 1763). — Friede war hergestellt mit Preußen, Freundschaft aber nicht. Die Kaiserin konnte den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen. In Preußen sah sie fortan den Gegner ihrer Macht. Schon früher hatte sie für den Fall, wenn Friedrich den Dresdener Frieden brechen würde, mit der russischen Kaiserin Elisabeth unterhandelt. Nun versöhnte sie sich auch mit Frankreich und ging mit Ludwig XV. ein Bündnis ein, welchem auch Sachsen und Schweden beitraten. Allein der umsichtige König war diesem geheimen Bündnisse auf die Spur gekommen. Ein plötzliches Vorgehen sollte jetzt entscheiden. Ohne Kriegserklärung fiel er daher im August (1756) mit einem Heere in Sachsen ein und gab so das Signal zu einem Kriege, welcher der dritte schlesische oder auch der siebenjährige genannt wird.

Gleich der Anfang des Feldzuges war für den preußischen König ein glücklicher; er nahm Dresden und schloß die 18 000 Mann starke sächsische Armee in ihrem verschanzten Lager bei Pirna ein. Vergebens eilte der österreichische Feldmarschall Brown zum Entsatze herbei. Friedrich schlug ihn bei dem Dorfe Lowositz, am Fuße des Erzgebirges, und nötigte die ausgehungerten sächsischen Truppen sich kriegsgefangen zu ergeben.

Diese erste Waffenthat war nur das Vorspiel zu dem großen Kriege; denn jetzt erst, im Jahre 1757, waren Friedrichs übrige Feinde gerüstet. Die Gefahr für ihn war eine furchtbare. Seitens des deutschen Reiches war ihm der Reichskrieg erklärt, dazu schloß Österreich einerseits mit Rußland, anderseits mit Frankreich ein Bündnis zu gemeinsamem kriegerischen Vorgehen und zugleich Verträge über die Teilung des preußischen Staates, wenn ihnen das Glück günstig wäre. Auch Schweden trat dem Bunde bei gegen das Versprechen, Pommern zu bekommen. So stand halb Europa gegen Friedrich unter den Waffen. — Dieser hatte nur wenig Bundesgenossen; von deutschen Staaten: Hannover, Hessen, Braunschweig und Gotha, von auswärtigen England. Aber mehr als alle diese galt Friedrichs eigenes Feldherrntalent, sowie sein ausgezeichnetes Heer und die Reihe seiner vortrefflichen Unterfeldherren. Schwerin, Seydlitz, Ziethen und Ferdinand von Braunschweig

sind unter den preußischen Generalen des siebenjährigen Krieges besonders berühmt. — Ausgedehnt wie die Zahl der Gegner in diesem Kriege war auch das Landgebiet, auf dem er geführt wurde. Sowohl Nord- als Süddeutschland, ferner Böhmen und Mähren sind durch ihn heimgesucht worden.

Der Feldzug von 1757. — Das schlachtenreichste Jahr des siebenjährigen Kriegs war das Jahr 1757. Gleich im Frühlinge desselben brach Friedrich in Böhmen ein, und es kam unter den Mauern von Prag zu einer fürchterlichen Schlacht. Lange schwankte der Sieg; selbst der Feldmarschall Schwerin, der Schöpfer der preußischen Kriegskunst, fiel; endlich jedoch blieb Friedrich Sieger. Jetzt belagerte er Prag. Dieses wurde aber von dem Prinzen Karl von Lothringen, dem Bruder des Kaisers, ritterlich verteidigt, und der österreichische Marschall Daun rückte mit einem Heere zum Entsatze heran. Gegen diesen wandte sich Friedrich, erlitt nun aber bei Kollin eine völlige Niederlage. Zum Andenken dieses Sieges bei Kollin stiftete die Kaiserin den Maria-Theresia-Orden, den zuerst der Feldmarschall Daun erhielt. — Infolge ihrer Niederlage räumten die Preußen Böhmen; das österreichische Heer aber drang sofort in Schlesien ein. Friedrich war unterdessen nach Sachsen geeilt und schlug hier im November in der berühmten Schlacht von Roßbach die Franzosen so entscheidend, daß sich das ganze Heer in wilde Flucht auflöste. Dann eilte Friedrich zurück nach Schlesien, welches unterdes fast ganz von den Österreichern wiedererobert war. Hier gewann er durch den noch berühmteren Sieg, welchen er im Dezember bei Leuthen, einem Dorfe unweit Breslau, über Karl von Lothringen erfocht, einen großen Teil dieses Landes nebst der Hauptstadt Breslau wieder.

Der Feldzug von 1758. — In diesem Jahre rückte Friedrich in Mähren und belagerte die Festung Olmütz. Allein dieses Unternehmen mißlang völlig. Die Besatzung verteidigte sich auf das tapferste. Auch die Einwohner des Landes hielten es treu mit ihrem Kaiserhause und thaten den Preußen großen Abbruch. Der König mußte daher die Belagerung aufheben und beschleunigte seinen Rückzug um so mehr, weil die Russen in seine

Länder eingefallen waren. Bei Zorndorf, unweit Küstrin, errang Friedrich über diese einen blutigen Sieg. Wenige Wochen später aber ereilte ihn ein schweres Unglück. In einer finsteren Oktobernacht wurde er nämlich in seinem Lager bei dem Dorfe Hochkirch, nicht weit von Bautzen, von den Österreichern unter Daun überfallen und mit dem größten Verluste angethan. Mit Mühe rettete sich der König selbst vor der Gefangenschaft, verlor aber 9000 Mann und sein ganzes Gepäck. Nur durch geschickte Märsche gelang es ihm, nach Schlesien zu entkommen. Unterdessen hatte der Herzog Ferdinand von Braunschweig den Oberbefehl über die hannoverisch-englischen Truppen erhalten. Dieser treffliche Feldherr trieb die Franzosen über den Rhein zurück und erfocht jenseits des Stromes bei Krefeld einen glänzenden Sieg über sie.

Der Feldzug von 1759 und 1760. — Das folgende Jahr 1759 war für Friedrich höchst unglücklich. Bei Kunersdorf, unweit Frankfurt a. d. O., entriß der tapfere Laudon ihm den über die Russen beinahe schon erkämpften Sieg und verwandelte diesen in eine so schwere Niederlage für die Preußen, daß der König selbst nach Berlin schrieb: „Alles ist verloren!“ — In Sachsen gewannen die Österreicher die Städte Leipzig, Wittenberg und Torgau; Daun entriß den Preußen auch den Besitz Dresdens und nahm unweit dieser Stadt, bei dem Dorfe Maxen, den preußischen General Fink mit 13 000 Mann gefangen. Das nannten die siegreichen Österreicher scherzend ihren Finkenfang. — Auch das Jahr 1760 brachte für den König anfänglich mancherlei Unfälle und erst durch den Sieg bei Liegnitz, welchen Friedrich über Laudon erfocht, zog er sich aus seiner schwierigen Lage. Nun wandte er sich aus Schlesien nach Sachsen. Hier wurde im November die blutige Schlacht bei Torgau geschlagen, in welcher zuletzt der Sieg den Preußen blieb, da der schwerverwundete österreichische Oberbefehlshaber Daun sich vom Heere entfernen mußte.

Begebenheiten der Jahre 1761 und 1762. — Ungeachtet dieser beiden Siege blieb die Lage des Königs sehr bedenklich. Seine Kerntruppen waren in den vielen mörderischen Schlachten gefallen, sein Land erschöpft, und England, wo unter-

des Georg II., Preußens treuester Bundesgenosse, gestorben war, verweigerte unter dessen Nachfolger, Georg III., alle ferneren Hilfsgelder. Zum Glück für Friedrich starb im Februar 1762 seine unversöhnliche Feindin, die russische Kaiserin Elisabeth; und ihr Neffe Peter III., bestieg den Thron. Dieser junge Monarch, ein Freund und Bewunderer Friedrichs, schloß mit ihm ein Bündnis und ließ sogleich seine Truppen zu den preußischen stoßen. Aber nur kurz war die Freude dieser Verbindung. Schon nach sechs Monaten verlor Peter III. in einer von seiner Gemahlin Katharina angezettelten Verschwörung Thron und Leben. Katharina II. ergriff nun selbst die Zügel der Regierung. Sie bestätigte zwar den Frieden mit Preußen, rief aber ihre Truppen aus Schlesien zurück. Allein auch dieses war schon für den König, der nun einen Hauptfeind weniger hatte, ein großer Vorteil. Nach zwei ferneren Siegen, deren einen der König selbst bei Burkersdorf, deren anderen sein Bruder, Prinz Heinrich, bei der Stadt Freiberg in Sachsen über die Österreicher erfochten, sehnten sich endlich alle nach Beendigung der Feindseligkeiten.

Friede zu Hubertsburg (1763). — Der Friede kam glücklich zustande und wurde zwischen Frankreich und England zu Versailles; zwischen Österreich, Preußen, Sachsen und dem deutschen Reiche auf dem sächsischen Jagdschlosse Hubertsburg (am 15. Februar) geschlossen. Schlesien blieb bei Preußen, und alles wurde auf den Fuß wieder hergestellt, wie es vor dem Kriege gewesen war. Wenngleich Friedrich trotz aller Anstrengungen und Siege in diesem langen Kriege keinen neuen Ländererwerb aufzuweisen hatte, so war doch der Ruhm, sich gegen halb Europa siegreich behauptet zu haben, von großem Werte für Preußens Machtstellung.

Friedrichs II. spätere Regierungsjahre. — Groß zeigte König Friedrich sich in der ersten Hälfte seiner Regierung als Kriegsheld, aber nicht geringeren Ruhm gewann er in der zweiten Hälfte seiner Regierungszeit durch glänzende Thätigkeit im Frieden. Furchtbar hatte sein Land durch die wiederholten, langen Kriege gelitten; Friedrich suchte durch alle Mittel eine neue Blüte herbeizuführen. Der Ackerbau ward gehoben, Sumpfländer wurden entwässert,

Straßen und Kanäle überall im Staate angelegt, auch dem Handel und Gewerbe leistete er Vorschub, wo immer er konnte. Um auf das genaueste zu wissen, wo irgend welchen Mängeln abgeholfen werden müßte, ließ er es sich selbst in seinen vorgerückten Jahren nicht verdrießen, hin und her zu reisen und sich überall selbst von den Verhältnissen zu überzeugen. Solche rastlose Mühe wußte das Volk, welches mit schwärmerischer Verehrung seinem König anhing, dankbar anzuerkennen. — Eine vornehmliche Sorgfalt wendete Friedrich auch der Pflege der Gerechtigkeit in den Gerichten, sowie der Förderung der Künste und Wissenschaften zu; ja er ist selbst ein berühmter Schriftsteller gewesen. Leider bediente er sich dabei fast stets der französischen Sprache, einmal weil es die herrschende Unsitte der Zeit war, dann aber infolge seiner vorwiegend französischen Erziehung. — Neben seiner Friedensthätigkeit wurde Friedrich aber auch noch später in bedrohliche auswärtige Verhältnisse verwickelt.

Erste Teilung Polens (1772). — Seitdem im Königreiche Polen an Stelle des erblichen Königtums ein Wahlkönigtum trat, ist diese einst mächtige und blühende Nation immer mehr dem Verfalle entgegengeeilt. Selten war auch wohl die Verfassung eines Staates unglücklicher, als die der Polen. Der König war fast ohne Gewalt, der Bürger ohne Ansehen, der Bauer ein gedrückter Leibeigener. Alle Macht war in den Händen des Adels, der nirgends zahlreicher ist. Die polnischen Edelleute lebten auf ihren Gütern wie kleine Könige und herrschten in unumschränkter Freiheit über ihre Bauern. Nur sie hatten Zugang zu höheren Ämtern und Würden, nur sie wählten bei der Erledigung des Thrones den König. Besonders erregt ging es auf ihren Reichstagen her, so daß diese sogar zur Bezeichnung einer tollen Verwirrung sprichwörtlich wurden. Jeder einzelne Adlige konnte durch seinen Einspruch (Veto) den Beschluß einer ganzen Reichsversammlung aufheben. Zu den politischen Streitigkeiten gesellten sich auch religiöse. Im Vertrauen auf Rußlands und Preußens Schutz erhoben die in dem katholischen Polen wohnenden Anhänger der griechischen und protestantischen Kirche — hier Dissidenten, d. h. Getrennte, genannt — einen Kampf um völlige Gleichheit

der Rechte mit den Katholiken. In heftiger Erbitterung standen sich die Parteien gegenüber.

Die Kaiserin Katharina II. von Rußland benutzte die Verwirrung und die Spaltung in Polen, um in diesem Reiche nicht nur größeren Einfluß zu gewinnen, sondern auch Ländererwerbungen zu machen. Zu gleicher Zeit führte sie auch einen glücklichen Krieg gegen die Türkei, so daß diese selbst in ihrem Bestehen gefährdet wurde. Um Rußland in seinen Eroberungen an der unteren Donau und am schwarzen Meere aufzuhalten, versuchten die westlichen Nachbarmächte, Österreich und Preußen, einen Frieden zwischen der russischen Kaiserin und dem Sultan zu vermitteln. Die Gefahr aber, welche von den Russen dem polnischen Reiche drohte, konnte nicht abgewendet werden. Preußen und Österreich, die für das zerrüttete Land sich nicht in kostspielige und schwere Kriege einlassen wollten, willigten endlich in eine Teilung polnischer Provinzen, damit Rußland nicht allein seine Macht vergrößere. Der preußische König bekam das jetzige Westpreußen, außer Danzig und Thorn; Österreich erhielt das in früherer Zeit mit Ungarn verbundete Lodomerien und Galizien, nebst der Grafschaft Zips zurück; Rußland nahm die östlichen Provinzen in Besitz. So hatte das Königreich Polen den dritten Teil seines Umfanges verloren (1772).

Der bayerische Erbfolgestreit (1778). — Im Jahre 1777 starb der Kurfürst Maximilian Joseph von Bayern ohne Kinder. Mit ihm erlosch die jüngere Linie des wittelsbachischen Hauses. Sein nächster Erbe war der ebenfalls kinderlose Kurfürst von der Pfalz, Karl Theodor, das Haupt der älteren Linie. Dieser ließ sich bewegen, den größten Teil von Bayern an Österreich abzutreten, welches dieses sogleich besetzen ließ. Gegen die Gültigkeit dieser Abtretung trat aber der Herzog von Zweibrücken, Karl Theodors nächster Verwandter, auf und wählte den König Friedrich II. von Preußen zum Beschützer seiner Rechte. Dieser, nicht gewillt, Österreichs Einfluß in Süddeutschland wachsen zu lassen, rückte sogleich mit hunderttausend Mann in Böhmen ein. Es blieb jedoch bei bloßen Märschen und Streifzügen; beide Parteien waren des Krieges müde. So kam denn bald der Friede zu

Teschen (1779) zustande. Österreich behielt nur das Innviertel nebst Braunau und entsagte allen weiteren Ansprüchen auf Bayern. Einige Jahre später machte es freilich abermals einen Versuch, dieses Nachbarland zu gewinnen, doch vereitelte auch diesmal Friedrich II. das Unternehmen durch die Bildung des deutschen Fürstenbundes (1785), wovon weiter unten die Rede sein wird.

Maria Theresia überlebte den Teschener Frieden nur ein Jahr. — Eine ähnliche Erscheinung wie der große Preußenkönig bietet diese herrliche Frau wie früher in den Kriegszeiten, so später in den Jahren des Friedens. Nachdem sie im Jahre 1765 ihren geliebten Gemahl, den Kaiser Franz I., durch den Tod verloren hatte, folgte in der Kaiserwürde freilich ihr Sohn Joseph II., für die Leitung der österreichischen Länder aber nahm sie ihn nur zum Mitregenten. Sie war und blieb die Seele aller Unternehmungen, durch welche sie als wahre Landesmutter für ihre zahlreichen Völker sorgte. Handel und Gewerbe wurden gehoben, die Wissenschaften gefördert, die Marter ward abgeschafft, und die Leibeigenschaft wurde gemildert. — Maria Theresia starb am 29. November 1780 und nahm den Ruhm mit sich, das glänzende Musterbild einer echt deutschen Frau, die beglückende Mutter ihrer Völker, ungebeugt im Kriege und segenspendend im Frieden gewesen zu sein.

Friedrich II. regierte nach ihr noch sechs Jahre. Er starb am 17. August 1786, in einem Alter von 74 Jahren, nach 46jähriger thatenreicher Regierung. Der Heldenkönig hatte die erste große Waffenprobe Preußens mit den Hauptmächten Europas glücklich bestanden und für seinen Staat den Rang einer Großmacht erkämpft. Groß war Friedrich im Kriege gewesen, doch nicht weniger bedeutend im Frieden, in welchem er rastlos jede Gelegenheit benutzte, um mit der Kraft seines ungewöhnlichen Geistes überall das Wohl seines Volkes zu fördern. Ihm folgte, da er selbst keine Kinder hatte, seines ältesten Bruders Sohn, Friedrich Wilhem II., der bis zum Jahre 1797 regierte.

Sechsundvierzigster Abschnitt.

Österreich unter Kaiser **Joseph II.** — **Rußland** unter der Kaiserin **Katharina II.** — **Polens** Untergang. — **Schweden** unter dem Könige **Gustav III.**

Joseph II. (1765 bis 1790). — Dieser Fürst gehört zu den bemerkenswertesten Herrschern der Neuzeit, denn er entfaltete eine sehr eingreifende Thätigkeit sowohl auf dem Gebiete des staatlichen als des kirchlichen Völkerlebens. Schon früh entwickelte sich sein großer und kräftiger Geist und entwarf hohe Pläne zur künftigen Umgestaltung seines Reiches. Hier herrschten noch manche alte Vorurteile, manche alte Mißbräuche, die alle möglichst bald sollten abgestellt werden. Was Friedrich der Große für Preußen war, das wollte er für Österreich werden. Nach dem Tode seines Vaters Franz I. (1765) hatte ihn seine Mutter zum Mitregenten angenommen; allein erst ihr Tod ließ ihn zur selbständigen Regierung in den österreichischen Ländern kommen. Mit glühendem Eifer schritt er jetzt zur raschen Durchführung der längst gehegten Pläne auf kirchlichem und staatlichem Gebiete, doch war er dabei leider vielfach durch den verkehrten Zeitgeist der s. g. Aufklärung irre geleitet, auch bedachte er nicht hinreichend, ob seine Ideen stets ausführbar und rechtlich zulässig waren. — Einige seiner wichtigsten Anordnungen sollen hier erwähnt werden. — Durch das Toleranzedikt wurde allen christlichen Konfessionen freie Religionsübung gestattet, auch wurden den Protestanten und den Juden seiner Staaten alle bürgerlichen Rechte verliehen. — Die lebendige Verbindung der Kirche mit dem päpstlichen Stuhle wurde durch allerlei Verordnungen beschränkt; die Geistlichkeit unter strenge staatliche Aufsicht gestellt, von den Klöstern aber ward der größte Teil aufgehoben. Selbst die Abhaltung des Gottesdienstes suchte Joseph II. durch seine Vorschriften zu beeinflussen. — Durch diese und andere schädliche Eingriffe des Kaisers wurde der Papst Pius VI. mit solcher Sorge erfüllt, daß er selbst nach Wien reiste. Wohl wurde er mit allen Ehren empfangen, aber zu einer wesentlichen Änderung seiner kirchlichen Verordnungen ließ sich Joseph selbst durch den Papst nicht bestimmen. — Auch auf staatlichem Gebiete griffen die Anordnungen des Kaisers tief ein. Alle Standesvorzüge und Vorrechte wurden abgeschafft, die Leibeigen=

schaft in Böhmen und Mähren aufgehoben, und die Todesstrafe in Strafarbeit, ohne Unterschied der Person oder des Standes, besonders in Ziehen der Donauschiffe verwandelt. Seinen weitläufigen, in Sprache, Sitten und Einrichtungen verschiedenen Staaten suchte er möglichst größte Einheit zu geben und die deutsche Sprache zur herrschenden zu machen. Auch auf die Hebung des Schulwesens legte derselbe rührige Herrscher ein großes Gewicht. — Inzwischen gab Joseph seinen Lieblingsplan, die Gewinnung Bayerns zur Abrundung seines Reiches, nicht auf, nur wollte er es jetzt durch Tausch gegen den größten Teil der Niederlande, die Karl Theodor mit dem Titel eines Königs von Burgund übernehmen sollte, an sich zu bringen. Allein Friedrich der Große trat zum zweitenmale dazwischen und hinderte die Ausführung dieses Vorhabens. Zu gleicher Zeit hatte Friedrich zur Aufrechterhaltung des Länderbestandes des deutschen Reiches den schon oben erwähnten deutschen Fürstenbund (1785) gestiftet.

Auch andere Pläne Josephs II. scheiterten vollends. Durch das rasche, rücksichtslose Niederreißen des Alten, längst Bestehenden, wurde der Unwille in allen Teilen des österreichischen Staates und unter allen Ständen laut. In den Niederlanden kam die allgemeine Gährung sogar zum gewaltsamen Ausbruche. Sie kündigten dem Kaiser, der als Verbündeter Rußlands aus dem Türkenkriege krank zurückgekehrt war, den Gehorsam und jagten seine Beamten aus dem Lande. Der Kaiser versprach, alle ihre Rechte wieder herzustellen und allen ihren Wünschen Genüge zu leisten; allein die Niederländer blieben bei ihrem Trotze und verschmähten jede friedliche Unterhandlung. Auch in Ungarn brach der Aufruhr aus; auch hier forderte das Volk die Wiederherstellung seiner alten Rechte und Freiheiten. Da wurde der Kaiser, der, leider oft irregeleitet, bei seinem Handeln doch von den besten Absichten ausgegangen zu sein wähnte, tief gebeugt. Im Januar 1790 erklärte er fast alle seit seinem Regierungsantritte gemachten Einrichtungen und Gesetze für aufgelöst und zerstörte so mit einem Schlage den mühsamen Bau seines Lebens. Er starb nur wenige Wochen darauf, am 20. Februar 1790. „Ich wünsche,“ sagte er kurz vor seinem Tode, „man schriebe auf mein Grab: Hier

ruhet ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehen."

Katharina II., Kaiserin von Rußland (1762 bis 1796). — Diese merkwürdige Kaiserin, welche wohl die nordische Semirämis genannt wird, war zu Stettin geboren, wo ihr Vater, der Fürst von Anhalt-Zerbst, Gouverneur war. Sobald ihr Gemahl, Peter III., das Opfer einer Verschwörung geworden war, trat sie selbst als regierende Kaiserin auf. Ein Volksaufstand zu Gunsten des jungen Iwan, der ein Enkel des Stiefbruders ihres gemordeten Gemahles war, wurde mit Gewalt niedergeworfen, der Prinz selbst getötet. Als sie sich nun auf dem Throne hinlänglich befestigt glaubte, richtete sie ihren Blick nach außen, um durch Eroberungen ihre Herrschaft auszubreiten. Ihre Regierung war fast ein ununterbrochener Krieg, und das Glück begleitete fast alle ihre Unternehmungen. Wie sie sich eines Teiles von Polen bemächtigte, ist schon früher erwähnt. Seit jener Zeit übte sie fortwährend einen gebieterischen Einfluß über dieses unglückliche Land. Auch die Türkei hatte sie sich zu ihrer Beute ausersehen. Sie hatte nichts Geringeres im Sinne, als die Türken in ihre asiatischen Steppen zurückzujagen und auf den Trümmern des türkischen Reiches ein griechisches Kaiserreich, natürlich in völliger Abhängigkeit von Rußland, wieder aufzurichten; ein Prinz ihres Hauses sollte den neuen Thron besteigen und führte deshalb bereits den Namen Konstantin. Zunächst standen die Griechen, durch glänzende Vorspiegelungen von der Kaiserin gewonnen, gegen die Herrschaft ihrer Unterdrücker auf, wurden aber, da sie ohne kräftige Unterstützungen blieben, bald wieder unterworfen. Glücklicher kämpften die Russen selbst, besonders zur See. Im Jahre 1770 wurde bei der Insel Skio fast die ganze türkische Flotte durch russische Brander vernichtet. Schiff auf Schiff flog krachend und flammend in die Luft, das Meer zischte und brauste in der entsetzlichen Glut; und so schrecklich war das Getöse der auffliegenden Schiffe, daß selbst die europäischen Küsten davon widerhallten. Im Jahre 1774 kam endlich der Friede von K u t s c h u k K a i n a r d g e, einem Dorfe unweit Silistria, zustande. Rußland erhielt in demselben bedeutende Gebietserweiterungen am schwarzen Meere.

Noch größere Vorkehrungen traf Katharina zu einem zweiten Kriege, der mit dem völligen Untergange des türkischen Reiches enden sollte. Sie gewann an dem Kaiser Joseph II. einen kräftigen Bundesgenossen, und beide brachen im Jahre 1787 in die Türkei ein. Die Türken leisteten verzweifelte Gegenwehr, doch waren sie der Übermacht der verbündeten Russen und Österreicher nicht gewachsen. Der russische General Suwarow erstürmte die Festung Ismail, und die ganze Besatzung wurde ein Opfer der Wut der Sieger. Auch die österreichischen Feldherren, Laudon und Koburg, erfochten herrliche Siege; und vielleicht wären die Türken ganz aus Europa vertrieben worden, hätte nicht die plötzliche Krankheit und der bald darauf erfolgte Tod des Kaisers Joseph den Siegeslauf gehemmt. Katharina, von Österreich verlassen und von den Schweden mit einem Einfalle bedroht, schloß daher im Jahre 1792 zu Jassy einen Frieden, in welchem sie sich mit einem türkischen Landstriche zwischen den Flüssen Bug und Dnister begnügen mußte.

Zweite Teilung Polens (1793). — Während dieser Unternehmungen hatte die russische Kaiserin das durch innere Parteien zerrissene Polen nicht aus den Augen verloren. Man hätte erwarten dürfen, daß das große Unglück, welches dieses Volk durch seine inneren Spaltungen über sich selbst herabgerufen hatte, diesem endlich zur ernsten Mahnung würde gedient haben. Und anfangs schien dieses auch. Denn im Einverständnisse mit dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen gab es sich eine neue Verfassung, welche der bisherigen Gesetzlosigkeit und Zwietracht der Stände steuern, und eine glücklichere Zukunft herbeiführen sollte. Der Tag, an welchem die neue Verfassung beschworen wurde, war ein Freudentag für Polen. Aber nur von kurzer Dauer war dieser Jubel. Ein Teil des Adels war doch wieder mit der neuen Verfassung unzufrieden. Dieser trat bereits im Mai 1792 zu Targowicz zu einer Konföderation (Verbindung) zusammen, erließ eine Verwahrung gegen die neue Verfassung und rief die russische Kaiserin zum Schutze an. Die ließ nicht auf sich warten. Sie fürchtete ohnehin die gefährlichen Folgen des Freiheitstaumels, der sich von Frankreich aus auch über Polen verbreitet hatte, und

ließ sofort abermals ihre Truppen in Polen einrücken. Von einer anderen Seite rückten auch die Preußen ein, und beide Nachbarmächte schritten nun zu einer zweiten Teilung des Landes. Rußland bekam die Hälfte von Litauen, Preußen nahm sich das jetzige Südpreußen nebst Danzig und Thorn. Österreich beteiligte sich nicht an dieser zweiten Teilung.

Polens Untergang (1795). — Erst dieses neue Unglück schlang ein engeres Band um Polen. Das ganze Volk erhob sich unter Anführung des heldenhaften Koscinsko zu einem Kampfe der Verzweiflung gegen die eindringenden Heere Rußlands und Preußens. Allein die Kräfte waren zu ungleich. Zwar gingen die Polen, mutig und tapfer wie immer, unter ihrem hochherzigen Führer aus den ersten Gefechten als Sieger hervor; aber in der blutigen Schlacht bei Maciejowice (1794) brach ihre letzte Kraft. Koscinsko sank verwundet vom Pferde und wurde gefangen. Nach diesem Siege erstürmte der russische Anführer Suwarow die Festung Praga, die Vorstadt von Warschau, in einem höchst mörderischen Kampfe; und nun mußte sich auch Warschau ergeben. Polens Schicksal war entschieden, sein Ende gekommen. Jetzt konnte Österreich kein müßiger Zuschauer bleiben und den Überrest des Landes den beiden anderen Mächten allein überlassen; es trat dem Teilungsplane bei. Rußland nahm sich abermals die größere Hälfte, die kleinere wurde unter Österreich und Preußen verteilt. Der entthronte polnische König Stanislaus Poniatowski lebte noch drei Jahre von einem Jahrgehalte in Petersburg. Koscinsko ward ehrenvoll in Freiheit gesetzt, bereiste England, Amerika und zuletzt die Schweiz, wo er sein Leben in ländlicher Stille beschloß.

Die Kaiserin Katharina überlebte den Untergang Polens nur ein Jahr. — Auch abgesehen von der Erweiterung der Grenzen verdankt Rußland ihr manche gute Einrichtungen und Verbesserungen. Städte und Kanäle wurden angelegt, öde Wüsten in fruchtbares Erdreich umgeschafft, Erziehungsanstalten errichtet, die Gesetzgebung verbessert, und viele Mißbräuche in der Staatsverwaltung abgeschafft. Doch alle diese Segnungen, die sie über das Land verbreitete, konnten das Andenken an ihre früheren Un-

gerechtigkeiten und Grausamkeiten, sowie an die groben Mängel in ihrem sittlichen Leben nicht verwischen; sie bildeten einen düsteren Schatten in der Regierungszeit dieser für Rußland sonst so bedeutenden Kaiserin.

Gustav III., König von Schweden (1771 bis 1792). — In demselben Grade, in welchem Rußland aus seiner früheren tieferen Stellung sich hinaufschwang, sank Schweden von seiner ehemaligen Höhe hinab. Dieses Land war durch die vielen Kriege, besonders unter Karl XII., erschöpft und zerrüttet. Daher entwarfen nach dem Tode jenes Königs die Reichsstände eine Verfassung, durch welche die königliche Macht wesentlich beschränkt, und ihnen das Recht der Entscheidung über Krieg und Frieden, über Gesetze und Abgaben zuerkannt wurde. Neben den Reichsständen gab es noch einen Reichsrat, der eigentlich die höchste Gewalt ausübte, weil die Reichsstände nur selten zusammenkamen. Die beiden ersten Nachfolger Karls XII. ertrugen diese Beschränkung; nicht aber Gustav III., der im Jahre 1771 seinem Vater Adolf Friedrich in der Regierung folgte. Jener junge liebenswürdige Fürst gewann bald die Zuneigung und das Vertrauen des Volkes und arbeitete im stillen an dem Plane, die Gewalt des Adels zu brechen und das königliche Ansehen wiederherzustellen. Er weihte mehrere unternehmungslustige Offiziere in seinen Plan ein, und durch diese ward auch der größte Teil der Besatzung von Stockholm für die Sache des Königs gewonnen. Sein Bruder durchreiste unterdes die Provinzen, um auch das Volk auf die Seite des Herrschers zu ziehen.

Als so alles vorbereitet, und schon von der Besatzung zu Christianstadt dem Reichsrate der Gehorsam aufgekündigt war, erschien der König morgens nach einem Spazierritte auf dem Schlosse, wo der Reichsrat versammelt war, und fing absichtlich einen Wortwechsel mit einigen Reichsräten an. Dann verließ er das Schloß und ritt nach dem Zeughause, wo die Garde zur Parade stand. Sogleich versammelten sich seine getreuen Offiziere um ihn und begleiteten ihn nach dem Schlosse zurück, wo eben die Wache wechselte, und sowohl die abziehende als auch die aufziehende

gegenwärtig war. Der König begab sich mit den Offizieren in die Wachtstube, eröffnete dort seinen Plan und forderte sie zur Unterstützung auf. Nachdem er diese gewonnen hatte, eilte er zu der Parade zurück und gewann auch die dort versammelten Truppen durch kräftigen Zuspruch. Es entstand ein allgemeines Zujauchzen, das vom Volke mit Begeisterung wiederholt wurde. Auch der Magistrat der Stadt trat auf seine Seite und leistete ihm den Eid der Treue. Dann ging er, nachdem er den Schloßhof mit Truppen und Kanonen hatte besetzen lassen, in Begleitung einiger Offiziere in den Reichsrat. Hier schilderte er in einer kraftvollen Rede die Lage des Reiches und die Notwendigkeit einer Abänderung. Zugleich versicherte er seine gemäßigten Absichten und ließ eine neu entworfene Verfassung vorlesen. Dieselbe wurde von dem erschrockenen Reichsrate angenommen und durch Unterschrift und Eid bekräftigt.

Allein der übermütige Adel konnte den Verlust seiner Vorrechte nicht verschmerzen und wurde noch erbitterter, als der König auch Bürgerliche zu solchen Ämtern und Würden aufsteigen ließ, die früher ausschließliches Eigentum des Adels gewesen waren. Endlich entstand eine Verschwörung gegen sein Leben, und der 16. März 1792, an welchem der König einen Maskenball gab, wurde zur Ausführung des Mordanschlags festgesetzt. Im Gewühle der Masken fiel plötzlich ein Schuß, und der König sank schwer verwundet zu Boden. Im Augenblicke dieser hochverräterischen That erhoben die Verschworenen, um im Getümmel zu entkommen, Feuerlärm; allein die Wache hielt alle Ausgänge besetzt und drängte die heranwogende Menge in den Saal zurück. Alsbald trat der Polizeilieutenant ein und schrieb den Namen eines jeden Anwesenden auf. Dann wurde die Versammlung entlassen, ohne daß man den Thäter ausgemittelt hatte. Man fand aber im Saale zwei Pistolen und einen Dolch. Die Waffenschmiede wurden befragt, ob sie dieselben kennten, und einer von ihnen erklärte, er habe die Pistole an Herrn von Ankarström verkauft. Dieser nebst zwanzig seiner Freunde wurden eingezogen. Er gestand sein Verbrechen ein und erhielt auf dem Schafott die verdiente Todesstrafe. Die übrigen Mitverschworenen wurden verbannt. Ihnen

folgten die Verwünschungen des entrüsteten Volkes, welches um seinen König wie um einen Vater trauerte. Dieser starb schon am zwölften Tage nach erhaltener Wunde, und nun wurde sein Sohn, Gustav IV., zum Könige ausgerufen.

Siebenundvierzigster Abschnitt.

Die Bildung und Entwicklung der nordamerikanischen Union.

Nordamerika. — Gründung einzelner Kolonieen daselbst durch die Engländer. — Der nordamerikanische Freiheitskrieg unter **Washington** und **Franklin** (1775 bis 1783.) — Frankreich, Spanien und Holland verbinden sich mit Nordamerika. — Im Frieden zu Versailles (1783) wird die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Staaten anerkannt.

Kolonieen in Nordamerika. — Der nördliche Teil von Amerika ward später von den Europäern angebaut, als die reichen südlichen Landstriche, deren sich besonders die Spanier bemächtigt hatten. Bei der ersten Landung schienen die nördlichen Gegenden eine große Wildnis zu sein, mehr zum Aufenthalte der Tiere, als der Menschen geeignet. Unermeßliche Wälder, in denen feindselige Indianer nach den zahlreichen Pelztieren jagten, schreckten die Europäer anfangs von diesen Landstrichen zurück, in welchen sie nicht, wie an den Küsten von Mexico und Peru, ihre Lüsternheit nach Gold und Silber befriedigen konnten. Die erste Entdeckung war hier unter dem Könige von England, Heinrich VII., gemacht worden. Dieser schickte den Venetianer Gabotto, gewöhnlich Cabot genannt, aus, welcher (1497) die Ostküste Nordamerikas bis nach Florida entdeckte. Seit dieser Zeit kamen jährlich viele englische Schiffe des Fischfangs wegen dahin; weiter aber wurde diese Entdeckung nicht benutzt. Erst unter der Königin Elisabeth wurden nach und nach die Küstenländer angebaut. Die erste Kolonie wurde hier gegründet von dem Engländer Walter Raleigh und zur Ehre seiner jungfräulichen Königin „Virginien", d. i. Jungfrauenland, genannt (1585).

Von nun an kamen mit jedem Jahre neue Kolonisten auch von anderen Nationen herüber, größtenteils unternehmungslustige Männer, die ihr Vaterland verließen, um in dem neuen Erdteile einen Zufluchtsort für religiöse und bürgerliche Freiheit zu ge-

winnen. Eine Kolonie reihte sich an die andere, unter allen aber blühte am schnellsten Pennsylvanien auf. Der menschenfreundliche Engländer William Penn hatte mit seltener Rechtlichkeit das ihm von der Krone geschenkte Land noch einmal den Indianern abgekauft und hier die Stadt Philadelphia (Bruderliebe) gegründet, die jetzt eine der reichsten und schönsten Städte von Amerika ist. — Alle Kolonisten aber, aus welchem Lande und von welcher Religion sie auch waren, erkannten die Engländer als die Herren des Landes an und waren auch stets von England aus mit Sorgfalt gefördert und gegen Angriffe beschützt worden. Durch großen Kostenaufwand hatte das Mutterland seine Kolonieen zu einer so herrlichen Blüte gebracht, daß die Zahl der Bürger innerhalb hundertfünfzig Jahren schon zu drei Millionen angewachsen war. Es schien daher auch billig, daß sie zur Abtragung der dadurch vergrößerten englischen Nationalschuld beisteuerten. Allein die Kolonieen weigerten sich und erklärten, das Mutterland habe durch den ausschließlichen Handel mit ihnen Vorteil genug. Als desungeachtet das englische Parlament im Jahre 1765 die Stempelakte einführte, nach welcher sie zu allen kaufmännischen und gerichtlichen Verhandlungen für einen gewissen Geldbetrag Stempelpapier gebrauchen sollten, kam der Unwille zum Ausbruche. In vielen Städten wurden die Totenglocken geläutet, in einer sogar ein förmlicher Leichenzug veranstaltet, als würde nun ihr Glück zu Grabe getragen; in anderen kam es selbst zu groben Gewaltthätigkeiten, so daß das englische Parlament es für ratsam hielt, die Stempelakte zurückzunehmen.

Aufstand in Boston (1773). — Durch die ersten gelungenen Versuche wurde der widerstrebende Geist der Kolonisten noch mehr angefeuert. Als wenige Jahre später die Theeakte erschien, nach welcher die Kolonisten für die Einfuhr der Thees eine Steuer entrichten sollten, widersetzten sie sich ebenfalls und kauften ihren Thee lieber um einen weit höheren Preis von Schleichhändlern, die ihn größtenteils aus Holland bezogen. Da liefen einst im Dezember 1773 in den Hafen von Boston drei englische mit Thee beladene Schiffe ein. Die Einwohner verlangten, die Schiffe sollten sogleich, ohne auszuladen, nach England

zurückkehren; und da der englische Befehlshaber dieses nicht zugeben wollte, überfiel ein Haufe verkleideter Bostonianer die Schiffe und warf unter dem Jubel des Volkes 342 Kisten Thee (9000 *kg*) ins Meer. Dieser Gewaltstreich war die Losung zum Kriege. Der Hafen von Boston wurde von den Engländern gesperrt, die Freiheitsbriefe mehrerer Provinzen vernichtet. Dagegen traten im September 1774 alle Provinzen zu einem Kongreß in Philadelphia zusammen. Auf diesem wurde jeder Verkehr mit dem Mutterlande aufgehoben und der Beschluß gefaßt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. So entstand der nordamerikanische Freiheitskrieg, der von 1775 bis 1783 gewährt hat. Gleich im Anfange (1776) erklärten sich die dreizehn vereinigten Provinzen, als sie die kriegerischen Maßregeln der Engländer sahen, für einen unabhängigen Staat. An der Spitze der freiheitlichen Bewegung stand Georg Washington. Dieser, ein reicher Pflanzer in Virginien, war ein Mann von anerkannter Einsicht und Redlichkeit und lenkte mit großer Umsicht alle Anstalten der Verteidigung.

Der nordamerikanische Freiheitskrieg. — Der Kampf blieb in den ersten Jahren ohne Entscheidung. Im Oktober 1777 aber wurde der Mut der Nordamerikaner über alle Erwartung belohnt. Der englische General Bourgoyne wurde bei Saratoga mit seinem ganzen Heere eingeschlossen und gefangen. Viele junge Franzosen, unter denen der Marquis Lafayette der berühmteste geworden ist, schifften sich nun nach Amerika ein, um an dem Freiheitskampfe teilzunehmen. Im Jahre 1778 schickte der Kongreß selbst einen seinen größten Staatsmänner, Benjamin Franklin*), nach Frankreich, um diesen Erbfeind Englands

*) Franklin, der Sohn eines Seifensieders zu Boston, war einer der größten Staatsmänner damaliger Zeit, der durch Schriften voll Kühnheit und Feuer seine Mitbürger fortwährend für die Sache der Freiheit begeisterte. Besonders ist sein Name durch die Erfindung des Blitzableiters (1749) in der ganzen Welt berühmt geworden. Als er im Jahre 1778 wegen Abschließung eines Bündnisses mit Frankreich nach Paris kam, geriet die ganze Stadt in freudige Bewegung; jeder wollte den berühmten Amerikaner sehen. Er wurde auch zum Mitgliede der französischen Akademie aufgenommen und von dem gelehrten d'Alembert mit dem so schönen als wahren lateinischen Spruche in die Versammlung geführt: „Eripuit coelo fulmen sceptrumque tyrannis!" d. i. dem Himmel entriß er den Blitz, den Tyrannen das Zepter.

zum Bündnisse einzuladen. Der damalige König Ludwig XVI. nahm das Bündnis an. Auch das eifersüchtige Spanien und Holland traten demselben bei und rüsteten gegen England. Jetzt entbrannte der Kampf auf allen Meeren; die englische Flagge jedoch bewährte ihren alten Ruhm. Zwar gelang es den Spaniern, die Insel Minorka wieder zu erobern, dagegen mißlang völlig die Belagerung von Gibraltar (1782), welche eine der denkwürdigsten in der Kriegsgeschichte ist. Die Spanier und Franzosen wetteiferten in vereinter Kraft, um die Felsenfestung den Engländern zu entreißen. Während ein starkes Heer sie von der Landseite einschloß, rückten von der Seeseite schwimmende Batterieen, eine Erfindung des Franzosen d'Arçons, gegen die turmhohen Felswände an. Elliot aber, der Befehlshaber der Festung, wußte dem fürchterlichen Angriffe eine eben so fürchterliche Verteidigung entgegenzustellen. Mit glühenden Kugeln, die er in Masse aus der Höhe hinab schleuderte, zündete er die feindlichen Batterieen an, so daß die Hälfte der Mannschaft entweder ein Opfer der Flammen oder der Wellen wurde. Nur ein geringer Teil rettete sich aus diesem mißlungenen Unternehmen.

Friede zu Versailles (1783). — Nordamerika frei. — In Nordamerika wurde indes zwischen den Engländern und Nordamerikanern mit abwechselndem Glücke gekämpft. Endlich, im Jahre 1781, gelang es Washington, den englischen General Cornwallis bei Yorktown einzuschließen und ihn mit seinem ganzen Heere gefangen zu nehmen. Diese Niederlage entschied über Amerikas Schicksal. Nach acht blutigen Jahren kam unter Vermittelung des deutschen Kaisers Joseph II. und der Kaiserin Katharina II. von Rußland der Friede zu Versailles (1783)*)

---

*) In dieses Jahr fällt die Erfindung der Kunst, vermittelst eines Ballons in die Luft zu steigen und in derselben gleichsam herumzuschwimmen. Die Gebrüder Montgolfier in Frankreich kamen zuerst auf den Gedanken, große papierne Ballons zu verfertigen und die darin befindliche Luft so zu verdünnen, daß dieselben von der äußeren Luft in die Höhe getrieben wurden. Im Jahre 1783 verfertigten sie den ersten großen Ballon, und noch in demselben Jahre machte der Physiker Rodzier eine Luftreise. Nach den Erfindern nannte man die papiernen Ballons Montgolfieren. Bald verfertigten die Franzosen ähnliche Maschinen aus Taffet, die sie mit einem Lederharzfirnisse überzogen und mit Wasserstoffgas füllten. Unter allen Luftschiffern hat sich nachher Blanchard, der in seinem Leben 61 Luftreisen unternahm, am berühmtesten gemacht.

zustande. In diesem ward die Unabhängigkeit der dreizehn nordamerikanischen Vereinigten Staaten anerkannt.

Seit jenem Frieden hat der junge nordamerikanische Freistaat so staunenswerte Fortschritte sowohl in der Bevölkerung, als auch im Wohlstande gemacht, wie kein anderer Staat, weder im Altertume noch in neuerer Zeit. Anfangs bestand derselbe aus dreizehn Staaten, zählt aber in neuester Zeit deren vierzig; dazu kommen noch neun (minder bevölkerte) Territorien und der Bundesdistrikt Kolumbia mit der Bundeshauptstadt Washington. Ein Generalkongreß, zu welchem jeder Staat seine Abgeordneten schickt, berät das Wohl des ganzen Bundesstaates. Dieser Kongreß besteht aus dem Senate und dem Hause der Repräsentanten oder Volksvertreter. Ein Präsident, der auf vier Jahre gewählt wird, steht an der Spitze. Diese neue Verfassung wurde 1787 zu Philadelphia entworfen, und Washington einstimmig zum ersten Präsidenten ernannt. Zur Ehre dieses Freiheitshelden wurde auch die Stadt Washington gegründet und zur Hauptstadt des ganzen Freistaates und zum Versammlungsorte des Kongresses erhoben.

In der neuesten Zeit entstand jedoch Zwietracht in diesem großen Staatenverein, Union genannt. Die Südstaaten forderten größere Unabhängigkeit und Selbständigkeit nebst Beibehaltung ihres Sklavenhandels. Beide Forderungen wurden von den Nordstaaten zurückgewiesen. In dem Streite hierüber sagten sich im Dezember des Jahres 1860 die Südstaaten von der Union ganz los und gründeten für sich eine besondere Regierung. Da war der Krieg entschieden. Dieser wütete über vier schreckliche Jahre hindurch zu Wasser und zu Lande. Erst der große Sieg, den im Mai 1865 der Oberanführer der Nordstaaten, General Grant, über den Oberanführer der Südstaaten, General Lee, erfocht, führte den Frieden und hiermit die Wiederherstellung der früheren Union herbei. Die völlige Abschaffung des Sklavenhandels wurde jetzt in feierlicher Weise verkündet.

Dritte Unterabteilung der Geschichte der neueren Zeit

(von der großen französischen Revolution (1789) bis auf unsere Tage).

Achtundvierzigster Abschnitt.

Die französische Revolution.

Vom Ausbruche der Revolution bis zur Errichtung der Republik, von 1789 bis 1792. — Ursachen der Revolution; Berufung der National-Versammlung. — Ausbruch der Revolution (1789); Erstürmung der Bastille. — Zug nach Versailles (1789). — Das Bundesfest (1790). — Flucht und Gefangennehmung des Königs (1791); seine Absetzung (1792). — Der Nationalkonvent.

Ursachen der Revolution. — Wie in anderen Staaten Europas, so waren besonders in Frankreich trotz des Fortschrittes der Zeit viele Einrichtungen bestehen geblieben, die bei den veränderten Verhältnissen und bei der gesteigerten Aufklärung der neueren Zeiten endlich notwendig weichen mußten. Der Adel besaß noch immer seine großen Vorrechte, ohne die Verpflichtungen zu erfüllen, unter denen er sie früher erlangt hatte. Die einträglichsten Ämter des Staates, die reichsten Pfründen waren in seinem ausschließlichen Besitze; nicht Verdienst, sondern Geburt gab Ansprüche auf dieselben. Dazu waren gerade die reichsten Grundbesitzer von allen Abgaben frei, die der Bürger- und Bauernstand allein aufbringen mußte. Ja, es schien fast, als seien diese zu keinem anderen Zwecke da, als durch Schweiß zu erringen, was jene mutwillig vergeudeten. Denn während der hohe Adel mit dem Hofe in Paris und Versailles große Summen verpraßte, erlagen die Bürger und Bauern in den Provinzen fast dem Drucke der Abgaben. Die Leiden des Volkes wurden noch erhöht durch die Erpressungen der Generalpächter, welche die Abgaben mit einer Härte eintrieben, die alle Vorstellung übersteigt. Daher

kam es, daß Unzufriedenheit mit der bestehenden Verfassung und Sehnsucht nach Freiheit und Gleichheit immer allgemeiner wurden. Die Hauptschriftsteller der französischen Nation verteidigten in ihren Schriften die Rechte des Volkes und wiesen zur Rechtfertigung der Freiheit und Gleichheit aller Menschen auf die Uranfänge der menschlichen Gesellschaft zurück. Ihre Lehre schien durch die freiheitlichen Einrichtungen der jungen Staaten Nordamerikas eine Bestätigung erhalten zu haben.

Zu jenen allgemeinen Ursachen der Unzufriedenheit und Gährung unter dem Volke kamen noch besondere. Ludwig XVI., der seit 1774 über Frankreich herrschte und mit Maria Antoinette, der Tochter der Kaiserin Maria Theresia, vermählt war, hatte von seinen Vorgängern, dem kriegslustigen Ludwig XIV. und dem schwachen Ludwig XV., eine ungeheure Schuldenlast geerbt. Diese hatte sich durch Teilnahme am nordamerikanischen Kriege und durch die Unordnung im Staatshaushalte so gesteigert, daß der öffentliche Kredit vollends sank. Der edle König selbst führte das einfachste Leben und suchte durch jedes Mittel dem Volke die schweren Abgaben zu verringern. Dem Rate seines berühmten Finanzministers Necker gemäß berief er daher die Reichsstände, um mit denselben die Mittel zu besprechen, dem sinkenden Staate aufzuhelfen. Necker, der die Absicht hatte, die Staatsschulden auch durch den Adel und die Geistlichkeit zu decken und so dem dritten Stande Erleichterung zu verschaffen, ließ 308 Deputierte oder Abgeordnete von der Geistlichkeit, 285 vom Adel und 621 vom dritten Stande wählen; und am 5. Mai 1789 wurde diese Nationalversammlung zu Versailles unter großer Feierlichkeit vom Könige selbst eröffnet.

Ausbruch der Revolution (1789). — Erstürmung der Bastille. — Gleich in den ersten Sitzungen geriet der dritte Stand mit den beiden andern bevorrechteten Ständen in heftigen Streit. Jener forderte nämlich, daß nicht mehr wie sonst nach drei Ständen gestimmt werde, weil dadurch der Adel und die Geistlichkeit offenbar das Übergewicht hätten, sondern nach Köpfen. Da aber der Adel und die Geistlichkeit sich dagegen verwahrten, so erklärte sich der dritte Stand allein für

die Vertretung der Nation und rechnete bei der Anmaßung einer solchen Macht auf die Unterstützung des größten Teiles der Nation. Erschreckt traten mehrere Abgeordnete des Adels und der Geistlichkeit zum dritten Stande (tiers état) über und fingen nun ihre Sitzungen mit wesentlichen Veränderungen der bisherigen Verfassung an. Vergebens ließ der König den Saal schließen; die Versammlung erklärte sich in einem anderen Gebäude für unverletzlich. Sofort schickte der König seinen Ober-Zeremonienmeister in die Nationalversammlung, mit dem Befehle, unverzüglich auseinanderzugehen. Da erhob sich der zum dritten Stande übergetretene Graf Mirabeau und rief dem königlichen Abgeordneten mit verwegenem Trotze zu: „Geh' und sage denen, die dich schickten, daß wir hier auf den Willen des Volkes versammelt sind und daß wir nur der Gewalt der Bajonette weichen werden!" Der König erschrak! Statt aber zu Maßregeln zu schreiten, um das entwürdigte Ansehen des Thrones wieder herzustellen, gab er nun selbst dem Adel und der Geistlichkeit den Befehl, sich mit dem dritten Stande zu vereinigen. Da war die Revolution entschieden! Das Volk fing an, eine drohende Stellung zu nehmen, so daß der König in gerechter Besorgnis ein Heer von 30 000 Mann um Paris zusammenzog und Necker, den Abgott des Volkes, aus dem Reiche verwies. Jetzt aber geriet ganz Paris in Aufruhr. Die Sturmglocken ertönten, das Volk sammelte sich auf allen Plätzen, in allen Straßen, erbrach die Zeughäuser und zog bewaffnet gegen die Bastille, das ihm längst verhaßte Staatsgefängnis. Dieselbe ward erstürmt und dem Boden gleich gemacht. Dies geschah am 14. Juli 1789, dem blutigen Anfangstage der großen französischen Staatsumwälzung.

Um die Wut der Menge zu beschwichtigen, hatte der König die Schwäche, das Heer schnell aus der Nähe von Paris zu entfernen und Necker zurückzurufen. Das Volk sah nun, daß man dem Könige alles abtrotzen könne, und setzte seitdem seiner Verwegenheit keine Grenze mehr. Ganze Haufen des nichtswürdigsten Gesindels strömten nach der Hauptstadt zusammen, um hier mit den Aufrührern gemeinsame Sache zu machen. In Paris und anderen Städten wurden die bisherigen Magistrate durch

neue ersetzt, und eine besondere Bürgerwehr unter dem Namen Nationalgarde errichtet. Sie trug, als Abzeichen der Revolution, eine dreifarbige Kokarde: rot und blau, die Farben der Stadt Paris, und weiß, die Farbe des Reiches.

Unterdes erklärte die Nationalversammlung, statt auf Tilgung der Schulden zu denken, „die Rechte der Menschen"; und in der denkwürdigen Nacht vom 3. auf den 4. August wurde auf einmal aller Unterschied der Stände aufgehoben, und Freiheit und Gleichheit der Rechte und Pflichten aller Franzosen festgesetzt. Die höchste Gewalt legte die Versammlung sich selbst als Stellvertreterin des Volkes bei und ließ dem Könige nur das Recht, ihren Beschlüssen seine Genehmigung zu verweigern. Aus Liebe zur Ruhe genehmigte der König alle Beschlüsse, welche die Versammlung in jener Nacht gefaßt hatte; das Volk aber durchbrach im wilden Taumel der neuen Freiheit jede Grenze der Ordnung und des Gesetzes. Viele ihm verhaßte Männer wurden auf öffentlicher Straße niedergemacht. „An die Laterne!" war das gewöhnliche Mordgeschrei, unter welchem sie ihre Opfer fortschleppten und an Laternenpfählen aufhingen. „Freiheit und Gleichheit!" war die Losung. Mit dem Triumphgeheule: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten!" zogen bewaffnete Banden durch das Reich und plünderten, mordeten und sengten. Bei der immer wachsenden Gefahr verließen mehrere vom Hofe das Reich, unter ihnen die beiden jüngeren Brüder des Königs und viele aus dem höchsten Adel der Nation. Zahllose Edelleute und Geistliche folgten diesem Beispiele der Auswanderung, welche man in der Geschichte die Emigration heißt, und der unglückliche König blieb nunmehr mit seiner nächsten Familie schutz- und ratlos in dem brausenden Sturme zurück, preisgegeben der Wut des irregeleiteten Volkes.

Zug nach Versailles. — Bald brach in Paris ein neuer Aufruhr als Folge einer großen Brotteuerung aus, ein Tumult, der alle früheren an Gräßlichkeit überbot. Ein Haufen roher Weiber, unter denen die Fischweiber, die sogenannten Damen der Halle, die Hauptrolle spielten, zog mit dem Geschrei „Brot! Brot! — Nach Versailles! Nach Versailles!" durch die hungernde

Hauptstadt. Männer, als Weiber verkleidet, schlossen sich dem Gesindel an. Das Rathaus wurde erstürmt, Waffen und Kanonen wurden von den wütenden Weibern fortgeführt. Lafayette, derselbe, welcher an dem nordamerikanischen Freiheitskriege so thätigen Anteil genommen hatte und jetzt Befehlshaber der Nationalgarde war, gab dieser den Befehl, das Gesindel auseinander zu treiben. „Wir fechten nicht gegen verhungerte Weiber!“ rief die Garde und forderte ihn auf, auch sie nach Versailles zu führen. Um größeres Unglück zu verhüten, mußte der Führer nachgeben. Schon gegen Mittag des 5. Oktobers langte der Vortrab der Weiber mit ihren männlichen Genossen unter Gesang und Trommelschlag in Versailles an. Ihr erster Besuch galt der Nationalversammlung. Ein roher Mensch, den bloßen Säbel schwingend, mit einem Weibe neben sich, welches an einer Stange eine Trommel trug, rief in die Versammlung hinein: „Wir haben kein Brot, wir wissen, der König und seine Minister sind Verräter; aber der Arm des Volkes ist erhoben, sie zu zerschmettern!“ Darauf drang die ganze Rotte der Weiber tobend und lärmend in den Sitzungssaal und mischte sich unter die Deputierten. Vergebens suchten diese, sie zu beruhigen; der Präsident selbst führte einige Weiber ins Schloß zum Könige. Dieser gab ihnen die gütigsten Versprechungen: und nun lagerten sich die Weiber wie Soldaten auf dem großen Paradeplatze, zündeten Feuer an und tranken und sangen um die Wette.

Gegen Mitternacht traf auch die Pariser Nationalgarde ein. Lafayette, welcher zwar ein Freund der Freiheit, aber voll Redlichkeit und Ehrliebe war, hatte zuvor seine Truppen schwören lassen, dem Könige treu zu bleiben und vor dessen Wohnung Achtung zu haben. Er ging dann selbst ins Schloß zur bestürzten königlichen Familie und verbürgte sich für die Aufrechterhaltung der Ordnung.

Beim Morgengrauen des 6. Oktobers drang eine Bande der Aufrührer heimlich in das Innere des Schlosses, die wachthabenden Grenadiere wurden niedergestoßen, und über die blutenden Leichname bahnten die Unmenschen sich einen Weg nach dem Schlafgemache der Königin. Durch den Lärm aufgeweckt, entfloh diese

schnell durch einen geheimen Gang, und die wütend hereinbrechenden Mörder durchstachen das verlassene Bett mit Piken und Schwertern. Die Leibgarde aber nahm die königliche Familie in Schutz und trieb die Mörder aus dem Schlosse. Nun wandte sich die ganze Wut des Volkshaufens gegen die Garde. Während des Mordgewühles unten erschien der König auf dem Balkon und rief mit ausgestreckten Armen: „Gnade für meine Leibgarde!" — „Hoch lebe der König!" war die Antwort der augenblicklich gerührten Menge, und sie schleppten einige Gardisten herbei und umarmten sie vor den Augen des Königs. „Die Königin! die Königin!" schrie dann die Menge. Mit sichtbarer Angst trat die unglückliche Fürstin auf den Balkon, an jeder Hand eines ihrer Kinder. „Fort mit den Kindern!" schrie man ihr von unten zu. Sie führte sie zurück und nun stand die erhabene Frau allein auf dem Balkon, mit bethränten Augen und gefalteten Händen. Die stille Majestät der wehrlos dastehenden Frau gab der Leidenschaft des Volkes plötzlich eine andere Richtung. Begeistert rief der ganze Haufen: „Hoch lebe die Königin!" Der König wurde noch einmal verlangt, und ihm entgegen hallte das tausendstimmige Geschrei: „Nach Paris! Nach Paris!" Der geängstigte König gab nach und fuhr mit seiner Familie in der Mitte des aufrührerischen Haufens nach Paris. Vor dem Zuge her wurden die blutigen Köpfe der niedergemetzelten Leibgarde als Siegestrophäen auf hohen Stangen getragen. Berauschte Männer und Weiber trugen Brot und Fleisch auf Piken und Bajonetten. Einige grinsten nach dem Wagen hin und schrieen der entgegenströmenden Menschenmasse zu: „Da bringen wir euch den Bäckermeister samt Frau und Lehrjungen!" — als ob die Ankunft der machtberaubten Familie die Brotteuerung in Paris würde heben können! Nach sechs Stunden der Schmach und Angst langte der König in Paris an. Von den Abgeordneten verließen alsbald über dreihundert die Nationalversammlung, weil sie mit den Mördern des 6. Oktobers keine Gemeinschaft mehr haben wollten; die übrigen folgten dem Könige nach Paris, wo sie ihre Sitzungen wieder eröffneten. Was von der alten Verfassung noch übrig war, wurde niedergerissen. Die Güter der Geistlichkeit und der Krone wurden für Nationaleigentum erklärt und verkauft, alle Mönchsorden aufgehoben, auch

die alte Landeseinteilung wurde abgeschafft, und ganz Frankreich in dreiundachzig Departements oder Bezirke mit neuen Namen und Grenzen eingeteilt. Der König wurde auf ein Jahrgehalt gesetzt, der gesamte Erbadel abgeschafft, und mit ihm alles, was an Auszeichnung oder Unterwürfigkeit erinnern konnte. In Paris entstanden Klubs oder Vereine gleichgesinnter Deputierten, die vorher das besprachen, was sie in der Nationalversammlung durchsetzen wollten. Der stärkste und wütendste, welcher alles Bestehende über den Haufen zu werfen suchte, war der Klub der Deputierten der Bretagne, im alten Jakobiner-Kloster, daher der Jakobiner-Klub genannt. Dieser hatte einen großen Anhang, welcher bei der Nationalversammlung regelmäßig die Galerie besetzte. Durch Zujauchzen und Händeklatschen bezeigte er den ungestümsten Rednern seiner Partei lärmenden Beifall; dagegen zischte und pfiff er die Redner der gemäßigteren Partei aus, gerade als sei hier die Verhandlung über das Wohl und Wehe eines ganzen Volkes zur Komödie geworden.

Das Bundesfest am 14. Juli 1790. — Unter solchen Neuerungen war der 14. Juli, der Jahrestag der Zerstörung der Bastille erschienen. Das Andenken an diese zügellose That ward Veranlassung zu einem großen Volksfeste, welches auf dem Marsfelde, einem geräumigen Platze am westlichen Ende von Paris, feierlich begangen wurde. Am Eingange stand ein geschmückter Triumphbogen; in der Mitte des Marsfeldes erhob sich ein hoher Altar, der Altar des Vaterlandes; diesem gegenüber die Galerie, auf welcher der König, die Nationalversammlung und die Abgeordneten der Departements ihre Sitze hatten. Talleyrand, der Bischof von Autun, hielt das Hochamt und segnete die Fahnen der Departements ein. Unter Freudenschüssen und Festgeläute schwuren im Angesichte des Himmels die Bürgersoldaten, die Nationalversammlung, der König und die Abgeordneten der ganzen Nation Gehorsam den Gesetzen, und alle umarmten sich in trunkener Freude als Brüder. Es war ein schöner, herzerhebender Augenblick. Ein Band allgemeiner Verbrüderung schien König und Volk wie eine einzige große Familie wieder zu umschlingen und dem gebeugten Lande eine schönere Zukunft zu versprechen.

Flucht und Gefangennahme des Königs (1791). Aber bald zeigte es sich, wie locker das Band ist, welches nur plötzliche Rührung knüpft. Die Jakobiner gingen in ihren Gewaltstreichen immer weiter und erlaubten sich sogar grobe Schmähungen gegen den König und seine Familie. Einst, im April 1791, wollte dieser nach seinem in der Nähe der Stadt gelegenen Schlosse St. Cloud fahren, um dort, seiner Gewohnheit gemäß, das Osterfest zu feiern. Das Volk aber widersetzte sich mit Gewalt der Abfahrt, und der König mit seiner Familie mußte beschimpft in den Palast zurückkehren. Dieser Vorfall brachte den König zu dem verzweifelten Entschlusse, sich mit seiner Familie durch die Flucht zu retten. Alles ging anfangs glücklich von statten, allein unweit der Grenze ward er von dem Postmeister Drouet zu St. Menehould erkannt und angehalten (21. Juni 1791). Die Sturmglocke rief das Volk zusammen, und der unglückliche König wurde als Gefangener nach Paris zurück gebracht, umringt von zürnenden Pöbelhaufen und Nationalgarden, vor deren Beleidigung die drei ihn begleitenden Deputierten keinen genügenden Schutz gaben.

Absetzung des Königs (1792). — Im September 1791 war die neue Konstitution oder Staats-Verfassung vollendet. Der König, welcher voraussah, daß Widerspruch vergebens sei, nahm sie in der ihm übergebenen Form an und beschwor sie. An die Stelle der konstituierenden Versammlung trat nun eine neue, die gesetzgebende, welche dazu bestimmt war, die Gesetze des Landes abzufassen. Unter den Mitgliedern dieser Versammlung ragten besonders die Deputierten des Departements der Gironde, die sogenannten Girondisten, hervor, deren Absicht es war, den Königsthron allmählich zu stürzen und auf den Trümmern desselben eine Republik zu gründen. Aber auch die wildesten Jakobiner gehörten zu denselben, die den Thron nicht allmählich, sondern rasch, durch gewaltsame Mittel zu stürzen trachteten. So groß auch die Feindschaft unter den einzelnen Parteien war, in dem Hasse gegen die königliche Regierung kamen sie sich alle gleich. Die ersten Stellen des Staates kamen nun in die Hände der Jakobiner; die gemäßigteren Männer zogen sich mehr und mehr von dem Tummelplatze der wildesten

Leidenschaften zurück. Schreckensmänner wie Robespierre, Murat, Danton, Manuel, Pethion, verübten in dieser Zeit Greuel, vor denen das menschliche Gefühl zurückschaudert. Die Bösewichte verbanden sich mit dem rohesten Pöbel zum Schutz und Trutz. Roheit galt für Patriotismus, Mäßigung für Vaterlandsverrat. Die Pöbelherrschaft brach herein mit allen Schrecken. Man brauchte nur recht zerlumpt einherzugehen, um für einen echten Freund der Freiheit zu gelten. Dieses verworfene Gesindel erhielt den Namen Sanscülotten (Ohnehosen) und legte ihn sich selbst als einen Ehrentitel bei. Die Auswanderung der besser gesinnten Franzosen aber nahm seitdem immer mehr zu, und fast alle umliegenden Länder wurden von den zahllosen Flüchtlingen überflutet.

Die neue Versammlung aber faßte den Beschluß, daß alle Ausgewanderten, die nicht innerhalb einer bestimmten Frist zurückkehrten, des Todes schuldig und ihrer Güter verlustig seien; daß alle Geistlichen, welche die neue Verfassung nicht beschwören würden, nicht nur ihre Ämter verlieren, sondern auch als Empörer und Verräter der Nation verbannt werden sollten. Als der König sich weigerte, derartigen harten Beschlüssen seine Zustimmung zu geben, beschlossen die Jakobiner, diese durch einen Volksaufstand zu erzwingen. Sie teilten unter dem Pöbel der berüchtigtsten Vorstädte Piken aus. Am 20. Juni 1792 drang ein Haufe unter Anführung des Bierbrauers Santerre tobend und lärmend in das Schloß des Königs. Die Thür seines Zimmers ward eingestoßen, und die bewaffnete Rotte drang ein. Unerschüttert trat der König derselben entgegen und nahm ruhig ihre Schmähungen hin. Ein roher Mensch warf ihm seine rote Jakobinermütze zu; der König setzte sie gelassen auf. Ein anderer reichte ihm seine Flasche hin und gebot ihm, auf das Wohl der Nation zu trinken; auch das that der König. Endlich erschienen Abgeordnete aus der Nationalversammlung und machten solchen empörenden Szenen ein Ende.

Dieser mißlungene Aufruhr, bei welchem dem Könige das Äußerste drohete, steigerte die Wut der Jakobiner und vermochte sie zu dem Entschlusse, durch einen neuen Aufstand den König entweder zu morden, oder wenigstens abzusetzen. Zu dem Ende

hatten sie noch einen Haufen nichtswürdigen Gesindels aus Marseille und Umgegend verschrieben, die unter dem Namen der Föderierten oder Verbündeten in Paris eintrafen. Am 10. August brach der Aufstand aus; das Geläute der Sturmglocken war das Signal zu demselben. Das Gesindel der Vorstädte mit den Föderierten wälzte sich wieder tobend und lärmend nach dem königlichen Schlosse. Hier aber traten die Schweizergarden ins Gewehr, und nun begann auf dem Schloßplatze ein mörderischer Kampf. Während dessen eilte Röderer, einer aus dem Magistrate, zum Könige und riet ihm, schnell in die Nationalversammlung zu fliehen, weil sein Leben in Gefahr sei. Die Königin aber widersetzte sich mit Heftigkeit diesem Rate. Da wandte sich Röderer an sie mit den ergreifenden Worten: „Madame, die Augenblicke sind kostbar; noch eine Minute, noch eine Sekunde, und ich kann nicht mehr für Ihr Leben stehen!“ Die Königin entfärbte sich und sprach sichtbar bewegt: „So sei es denn, wir wollen auch dieses letzte Opfer bringen!“ Unter den heftigsten Verwünschungen und Drohungen des Pöbels, der wiederholt schrie: „Nieder mit dem Tyrannen! Nieder mit dem Vielfraße, der jährlich 25 Millionen verschlingt!“ langten die erlauchten Flüchtlinge bleich und entstellt in der Nationalversammlung an. Beim Eintritte sagte der König mit Würde: „Ich bin hierher gekommen, um Frankreich ein großes Verbrechen zu ersparen, und ich hoffe, nirgends sicherer zu sein, als in Ihrer Mitte, meine Herren!“ Man empfing ihn kalt und wies ihn mit seiner Familie nach oben in die Loge des Zeitungsschreibers. Dort mußte er hören, wie unten die Versammlung über seine Absetzung beratschlagte.

Der Nationalkonvent (1792). — Unterdes hatte der Volkshaufen fast die ganze Schweizergarde niedergemetzelt und stürzte jetzt, das Gesicht von Pulver geschwärzt und die Hände mit Blut besudelt, in die Nationalversammlung, mit der Forderung, den König abzusetzen. Die Versammlung erschrak und faßte eiligst den Beschluß, es solle durch das Volk ein Nationalkonvent gewählt werden; denn das Königtum tauge nicht mehr für Frankreich. Der König wurde deshalb vorläufig seiner Würde verlustig erklärt und mit seiner Familie nach dem Tempel, einem alten

Gefängnisturme, gebracht. Dann wurde der Nationalkonvent errichtet, welcher die erste Konstitution und die Königswürde zugleich aufhob, Frankreich für eine Republik erklärte und hiermit eine neue Zeitrechnung, nämlich vom Jahre 1 der französischen Republik (vom 22. September 1792 ab) in Verbindung brachte. Auch die Monate erhielten andere Namen. Die Benennung Herr und Frau wurde aufgehoben; alle Franzosen, ohne Unterschied des Ranges und des Standes, sollten bloß Bürger und Bürgerin heißen. Mit der Abschaffung des Königtums wurden alle Wappen und Bildsäulen der Könige zertrümmert; selbst die königlichen Gräber zu St. Denis, unweit der Hauptstadt, wurden aufgewühlt, die Leichname aus den Särgen gerissen, ihre Gebeine zerstreut. Nichts sollte an die frühere Zeit des Königtums erinnern.

Neunundvierzigster Abschnitt.

Von Errichtung der französischen Republik bis zur Errichtung des Direktoriums, von 1792 bis 1795. — Krieg gegen Österreich und Preußen (1792). — Hinrichtung des Königs am 21. Januar 1793. — Schreckenszeit in Frankreich. — Siegreiche Fortschritte der Republik.

Krieg gegen Österreich und Preußen (1792). — Die Lage des unglücklichen Königs erregte das Mitleid und die Besorgnis aller übrigen Monarchen, besonders des Kaisers Leopold II., der durch so enge Familienbande mit ihm verbunden war, und des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm II. Ihr Eifer wurde noch mehr entflammt durch die Bitten und Vorstellungen der ausgewanderten französischen Prinzen, die zu Koblenz ihr Hoflager hatten und die Ausgewanderten unter ihren Fahnen vereinigten. Statt durch kluge Mäßigung dem Kriege vorzubeugen, that der Nationalkonvent gerade alles, ihn herbeizuführen; ja er zwang sogar den König, seinem Schwager Leopold, der sich für ihn rüstete, den Krieg zu erklären. Als diese Erklärung nach Wien kam, war Leopold eben gestorben (1792). Ihm folgte sein Sohn Franz II., welcher in Verbindung mit dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm II., den Krieg eröffnete, der in der Geschichte als Krieg der ersten Koalition (Bündnis) bezeichnet wird. Beide Fürsten glaubten, einen raschen Triumphzug machen zu können; sie ahnten

nicht, daß ein Zeitalter von Kriegen anhob, welches mit geringer Unterbrechung bis 1815 dauern und das Glück zahlloser Familien in allen Staaten Europas untergraben sollte.

Unter der Anführung des Herzogs Ferdinand von Braunschweig rückte ein preußisches Heer, von zwanzigtausend ausgewanderten Franzosen verstärkt, durch das Erzstift Trier in Lothringen ein, nachdem schon vorher die Feindseligkeiten an den Grenzen der österreichischen Niederlande zwischen den Franzosen und Österreichern ihren Anfang genommen hatten. Die Verbündeten eroberten die Festungen Longwy und Verdun und drangen siegreich in die Champagne ein. Da geriet ganz Paris in Aufruhr und war mehrere Tage der Schauplatz schrecklicher Mordszenen. Alles griff zu den Waffen. Bei St. Menehould hemmte der französische General Dumouriez die siegreichen Fortschritte der Preußen und nötigte sie zu einem höchst unglücklichen Rückzuge. Derselbe General schlug auch die Österreicher bei Jemappes, unweit Mons, so entscheidend, daß sie die Niederlande räumen mußten. Unterdes rückte ein anderes französisches Heer von Landau her auf einer von Truppen entblößten Seite in Deutschland ein und nahm Speyer, Worms und Mainz fast ohne Schwertstreich.

Hinrichtung des Königs (1793). — Durch diese Siege tollkühn gemacht und gleichsam den Drohungen der Verbündeten zum Hohne, beschloß der Nationalkonvent, der aus den wütendsten Jakobinern bestand, des unglücklichen Königs Ludwig Tod. Der blutdürstige Robespierre schrie: schon die eine Thatsache, daß Ludwig König gewesen, sei ein Verbrechen, welches Hinrichtung verdiene. — Diesen Worten wahnsinnigen Hasses sollte die blutige That nur zu bald auf dem Fuße folgen. Der unschuldige König wurde des heimlichen Einverständnisses mit den Feinden angeklagt, zur Verantwortung vor den Nationalkonvent geladen und zum Tode verurteilt. Am 21. Januar 1793, des Morgens 10 Uhr, ward er als gemeiner Verbrecher durch die Guillotine*) öffentlich

*) Die Guillotine, oder das Fallbeil, ist der Maschine ähnlich, mit welcher man Pfähle einzurammen pflegt. An dem herabfallenden Klotz sitzt ein scharfes Beil, welches dem untenliegenden Unglücklichen in einem Augenblicke den Kopf abschneidet. Sie führt den Namen von ihrem Vervollkommner, dem Arzte Guillotin.

enthauptet. Einer der Henkersknechte hob das gefallene Haupt triumphierend empor und zeigte es dem Volke, während von allen Seiten das Gebrüll: „Es lebe die Nation! Es lebe die Freiheit!" ertönte. Hüte und Mützen flogen in die Höhe, und singend tanzte der Pöbel um das Blutgerüst. Der besser gesinnte Franzose aber verbarg, aus Angst vor jener Rotte, seinen Schmerz in stiller Brust.

Man konnte nicht erwarten, daß die Königin ihren Gemahl lange überleben würde; denn sie war noch mehr wie er bei der verführten Menge verhaßt. Acht Monate später wurde auch sie wie eine gemeine Verbrecherin nach dem Richtplatze geführt und enthauptet. Dasselbe Schicksal hatte im Frühling des folgenden Jahres Ludwigs tugendhafte Schwester, die Prinzessin Elisabeth. Mit der Ruhe einer Heiligen stand sie am Fuße des Schafotts, wartend, bis fünfundzwanzig andere vor ihr hingerichtet waren. Dann empfing auch sie, mit gleicher Ergebung in den Willen Gottes, den Todesstreich. — Das traurigste Los aber traf den kleinen Dauphin. Das unschuldige Kind, nicht einmal einer Beleidigung fähig, war schon früh den Armen seiner Eltern entrissen und dem verworfensten Bösewichte übergeben worden, den die Gemeinde von Paris unter der Rotte der Jakobiner finden konnte. Simon hieß dieser Elende, ein Schuster, der, als man ihm das Kind gab, mit grinsender Miene fragte: „Und was ist beschlossen über den jungen Wolf? — Er wurde zum Hochmute erzogen, ich aber werde ihn schon mürbe machen!" Durch eine Reihe der gröbsten Mißhandlungen führte er das zarte Kind einem Tode zu, gegen welchen gewöhnlicher Mord eine Handlung des Mitleids ist. Infolge der erlittenen Mißhandlungen starb der Prinz am 8. Juni 1795, erst acht Jahre alt. Glücklicher war Ludwigs Tochter, der einzige noch übrige Sprößling dieser unglücklichen Familie. Sie wurde im Dezember des folgenden Jahres aus ihrem Gefängnisse und Vaterlande entlassen und an Österreich gegen mehrere französische Gefangene ausgewechselt.

Schreckenszeit in Frankreich. — Die Nachricht von der Hinrichtung des Königs und seiner Familie erfüllte Europa mit Abscheu und Entsetzen. Die Republik aber, als wolle sie sich die fremde Billigung ihrer Missethat erzwingen und die lauten

Äußerungen dagegen auf der Stelle strafen, erklärte dem Könige von England, dem Erbstatthalter der vereinigten Niederlande, wie auch dem Könige von Spanien den Krieg und stellte den sieben Mächten, Österreich, Preußen, Sardinien, dem deutschen Reiche, Spanien, England und Holland ein Heer von 300 000 Mann entgegen. Aber im Innern der Republik trat die Vendée, eine Provinz im westlichen Frankreich, gegen die Königsmörder zu wahren Heldenkämpfen unter die Waffen.

Bald liefen für die Franzosen von allen Seiten Trauerbotschaften vom Kriegsschauplatze ein. Dumouriez ging zu den Österreichern über; Lafayette, der aus dem stürmischen Vaterlande zu seinen Freunden in der neuen Welt zurückkehren wollte, ward von den Österreichern aufgefangen und als Staatsgefangener fortgeführt; die übrigen französischen Generale wurden geschlagen, und siegreich rückten die verbündeten Heere von allen Seiten in Frankreich ein, in dessen Innerem Zwietracht und Bürgerkriege herrschten. Der Zustand des Landes schien verzweiflungsvoll. Da bildete sich in der Hauptstadt der durch seine Grausamkeit bald berüchtigte Wohlfahrtsausschuß, welcher größtenteils aus Jakobinern bestand, und dessen Haupt Robespierre war. Das Volk wurde in Masse aufgeboten. „Alle jungen Männer," so lautete der Befehl, „ziehen zuerst in den Kampf, die Verheirateten schmieden Waffen und führen Lebensmittel herbei; die Weiber sorgen für die Kleidung der Soldaten; die Kinder zupfen Scharpie." Deputierte begleiteten die Armeen, um die Anführer zu überwachen und den Mut aller zu entflammen. Ganz Frankreich schien jetzt ein einziges großes Kriegslager zu sein. Verzweiflung verlieh höheren Mut. Stromweise ergoß sich die junge Mannschaft, von wildem Mute beseelt, an die Grenzen und erfocht unter eben so tollkühnen Feldherren Sieg auf Sieg. Bevor ein Jahr verging, war Frankreich gerettet, und alle Heere der Verbündeten auf dem Rückzuge. Auch das innere Frankreich wurde nach hartnäckigem Widerstande endlich überwunden und an den wehrlosen Bürgern die empörendste Grausamkeit verübt. Nach der Einnahme von Lyon, der zweiten Hauptstadt des Landes, war die Guillotine daselbst Tag für Tag in ihrer furchtbaren Thätigkeit und mußte wegen der Menge des

fließenden Blutes dreimal ihren Standort wechseln. Endlich, als die Schneide des Fallbeils sich abgestumpft hatte, wurden die verurteilten Einwohner haufenweise zusammengetrieben, gebunden und mit Kartätschen erschossen. Noch unmenschlicher wütete man zu Nantes. Männer, Weiber und Kinder ließ man zu Hunderten in Kähne mit Fallthüren treiben. Mitten auf der Loire wurden dann die Fallthüren geöffnet, und die gefesselten Unglücklichen in den Strom gestürzt, wo sie elendiglich ertranken. Von den zahllosen modernden Leichen war die ganze Gegend bald meilenweit wie verpestet. Nicht besser erging es in den Städten Bordeaux, Marseille und Toulon.

Der gräßlichste Frevel wurde um diese Zeit auch mit der Religion getrieben. Selbst den allmächtigen Gott wollte die tollwütige Republik nicht mehr über sich erkennen. Im November 1793 wurde die christliche Religion für aufgehoben erklärt. Von nun an sollte blos die Vernunft verehrt werden, die doch gerade bei diesen Leuten am wenigsten gefunden wurde. Eine berüchtigte Operntänzerin wurde als Göttin der Vernunft auf einem Triumphwagen unter dem Jubel des nachströmenden Volkshaufens durch die Straßen geführt. — Bald aber entstand Uneinigkeit unter den Schreckensmännern selbst. Robespierre, dieses Ungeheuer der Menschheit, wurde gestürzt und nebst einer großen Menge seiner Anhänger hingerichtet. Mit ihm endete die vierzehnmonatliche Schreckensregierung, welche zwei Millionen Franzosen das Leben gekostet hatte. Der Jakobinerklub wurde geschlossen, die christliche Religion auf öffentlichen Befehl wieder eingeführt, und die Staatsregierung einem Direktorium von fünf Männern übergeben.

Siegreiche Fortschritte der Republik. — Nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. traten beinahe alle europäischen Mächte aus Sorge um die bedrohte Ruhe ihrer Staaten und zum Schutze des gefährdeten Königtums gegen Frankreich zu einem bewaffneten Bunde zusammen. Da aber wenig Einigkeit in ihrer Kriegführung war, so gelang es den Heerführern der Republik fast überall, den Sieg an ihre Fahnen zu fesseln. Weiter und weiter wurden die Österreicher im Jahre 1794 aus den Niederlanden verdrängt

und endlich gar gezwungen, über den Rhein zurückzugehen.*) Außer Belgien fiel bald darauf Holland in die Hände der Franzosen, die dieses Land unter dem Namen der batavischen Republik durch ein Bündnis an sich fesselten. Auch Preußen war in dem gemeinschaftlichen Kriege nicht glücklich und verstand sich deshalb im Jahre 1795 zu dem Separatfrieden von Basel, durch welchen es gezwungen wurde, seine linksrheinischen Länder in den Händen der Franzosen zu lassen. Nur im Seekriege hatte die Republik auch damals kein Glück, überall weheten siegreich die Fahnen Englands.

Fünfzigster Abschnitt.

Napoleon Bonaparte.

Frankreich unter dem Direktorium und der Konsularregierung bis zur Errichtung des Kaisertums (1795 bis 1804). Bonapartes Siege in Italien; Bonaparte in Ägypten. — Erneuerung des Krieges in Europa (1799). — Bonaparte erster Konsul (1799).

Napoleon Bonaparte. — In jener Zeit, als halb Europa unter Waffen stand, als in Frankreich alles auf eine Neugestaltung der Verhältnisse hindrängte, erhob sich in diesem Lande ein Mann, der bald alle Gewalt an sich reißen sollte, um dann Europa auf Kriegs- und Siegesbahnen zu durchziehen, wie nur der eine Cäsar des Altertums vor ihm, niemand nach ihm. Dieser außerordent-

---

*) In der Schlacht von Fleurus, welche in diesen Feldzug fällt, machten die Franzosen den ersten Versuch, die Stellung der Feinde aus einem Luftballon, den man an einem langen Seile aufsteigen ließ, zu beobachten. Zugleich erfand der Franzose Chappe um diese Zeit den Telegraphen (Fernschreibmaschine). Dieser gab durch die verschiedene Stellung mehrerer an einer hohen Stange angebrachten beweglichen Balken besondere Signale oder Zeichen, die eine bestimmte Nachricht andeuten, wie jetzt bei unseren Eisenbahnen die Signalstangen; die folgenden, immer in einer bestimmten Entfernung stehenden Telegraphen wiederholten rasch nach einander dieselben Signale, und so gelangte die Nachricht wie im Fluge an den Ort ihrer Bestimmung. Diese neue Erfindung, welche auch in andere Staaten eingeführt wurde, leistete den Franzosen in ihren vielen Kriegen die trefflichsten Dienste. Jetzt hat man elektro-magnetische Telegraphen, die gewöhnlich längs der Eisenbahn errichtet werden und größere Sicherheit und Schnelligkeit gewähren. Vor den früheren Telegraphen, die man optische, d. i. für das Auge berechnete, nennt, haben sie auch den Vorteil, daß Nacht und Nebel keinen Einfluß auf ihre Arbeit haben. In der neuesten Zeit sind auch unterseeische Telegraphen (Kabel) gelegt, die selbst durch die Weltmeere gehen und die Erdteile mit einander verbinden.

liche Mann war Napoleon Bonaparte, damals ein junger Offizier von 26 Jahren. Er war am 15. August 1769 zu Ajaccio auf der Insel Corsica geboren, wo sein Vater Advokat war. Nach dem frühzeitigen Tode des Vaters, der fünf Söhne und drei Töchter hinterließ, verwendete die Mutter alle Sorgfalt auf die Erziehung dieser Kinder. Namentlich zeigte Bonaparte unter den Geschwistern schon sehr früh ungewöhnliche Anlagen. Eine kleine Kanone war das Lieblingsspielzeug des Knaben, Mathematik und Geschichte seine Neigungsstudien. Auf der französischen Kriegsschule zu Brienne lernte er die furchtbare Kunst, von welcher er zuerst bei der Belagerung von Toulon die glänzendsten Proben ablegte, indem er diese Stadt den Engländern entriß, welche mit ihrer Flotte dort eingelaufen waren. Schon hatte er durch diese und andere Ruhmesthaten die Augen seiner Nation auf sich gezogen, als ihm die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1796 Gelegenheit boten, sich von Stufe zu Stufe bis zur schwindelnden Höhe emporzuschwingen. Frankreich setzte damals nämlich einen Krieg ins Werk, der Österreich und Deutschland mit Tod und Verderben bedrohte. Drei französische Heere sollten gegen Österreich und das deutsche Reich aufbrechen, das eine durch die Maingegenden, das andere durch Süddeutschland und das dritte endlich von Italien her. Dieses letztere mit der schwierigsten Aufgabe wurde dem jungen Bonaparte übergeben. In Italien eröffnete er seine glänzende Laufbahn. Durch die unwiderstehliche Gewalt, die er über die Gemüter der Soldaten ausübte, durch glänzende Auszeichnungen und Belohnungen, durch welche er ihren Ehrgeiz entflammte, kurz durch jedes ihm zu Gebote stehende Mittel brachte er in kurzer Zeit Ordnung, Folgsamkeit und Begeisterung in das zerrüttete Heer und erfocht mit demselben Sieg auf Sieg über seine in den Waffen ergrauten Gegner. Erschrocken trennte sich zuerst der König von Sardinien vom österreichischen Bunde und bat um Waffenstillstand, den man ihm nur gegen große Opfer bewilligte. Unaufhaltsam rückte Bonaparte vorwärts. Bei Lodi hatte Beaulieu die über die Adda führende Brücke besetzt; eine große Menge Geschütze war am Eingange derselben aufgefahren, der Übergang schien unmöglich. Allein die sichtbare Gefahr schien den Mut des Führers und seines begeisterten Heeres nur zu er-

höhen. Auf Bonapartes Befehl: „Vorwärts!" stürzten 3000 Grenadiere mit gefälltem Bajonett unter dem Siegesgeschrei: „Es lebe die Republik!" auf die Brücke; aber ein mörderisches Kartätschenfeuer streckte die Anstürmenden reihenweise zu Boden. Schon wichen die Grenadiere bestürzt zurück; da stellten sich Berthier, Massena und Lannes, die Unterbefehlshaber Bonapartes, selbst an die Spitze der Kolonnen, erstürmten die Brücke und brachten endlich das österreichische Heer zum Weichen. Dieser Sieg Bonapartes erfüllte Italien mit Schrecken und Bewunderung. Vor allen eilten die Herzöge von Parma und Modena, den unwiderstehlichen Sieger um Frieden zu bitten. Sie erhielten ihn gegen Erlegung großer Geldsummen und Auslieferung kostbarer Gemälde und anderer Kunstschätze, die er nach Paris schickte, um durch derartige neue Siegeszeichen die eitlen und schaulustigen Bürger der Hauptstadt zu gewinnen. Auch der Papst und der König von Neapel baten um Frieden und bezahlten diesen ebenfalls mit großen Geldsummen und den herrlichsten Kunstschätzen. Der Kaiser Franz, erschreckt durch die Fortschritte der französischen Waffen in Italien, schickte eiligst den General Wurmser mit einem Heere dahin. Dieser entsetzte zwar die hartbedrängte Festung Mantua, mußte aber doch bald der Übermacht weichen und zog sich unter steten Kämpfen nach Mantua zurück. Um den Hartbedrängten, der sich auch hier mit dem Mute eines Löwen verteidigte, zu entsetzen, schickte der Kaiser abermals ein Heer dahin. Nach einem heißen Gefechte bei dem Dorfe Arcole mußte dieses aber endlich den Rückzug antreten. Es ging zwar später mit Verstärkung wieder vor, erlitt aber bei Rivoli eine neue Niederlage. Nun war auch Mantuas Schicksal entschieden. Im Februar 1797 übergab Wurmser die ausgehungerte Festung unter ehrenvollen Bedingungen. Nach Mantuas Eroberung nahm Bonaparte im schnellen Siegeszuge auch Venedig und schickte sich dann an, nach Deutschland selbst aufzubrechen.

Bonaparte in Deutschland. — Ganz anders stand damals die Sache der Franzosen in Deutschland. Hier hatte sich des Kaisers Bruder, der heldenmütige Erzherzog Karl, an die Spitze des Heeres gestellt und den General Jourdan in mehreren Schlachten so nachdrücklich geschlagen, daß dessen Heer in verwirrter

Flucht nach dem Rheine zurückeilte. Die Niederlage des Jourdanschen Heeres nötigte auch Moreau, der mit dem zweiten französischen Heere schon bis München vorgedrungen war, zum Rückzuge, den dieser aber mit bewunderungswürdiger Ordnung und Kunst vollführte. Nun zog der Erzherzog dem heranstürmenden Corsen selbst entgegen. Allein diesem Helden war er nicht gewachsen. Unter steten Kämpfen zog sich Karl zurück, und der Schauplatz des Krieges näherte sich schon der Hauptstadt Wien. Beide Parteien wünschten den Frieden, der erst zu Leoben an der Mur unterhandelt, dann auf dem gutsherrlichen Schlosse Campo Formio, im Venetianischen, am 17. Oktober 1797 förmlich abgeschlossen wurde. In demselben trat Österreich Belgien an die französische Republik ab und verzichtete zu Gunsten der neu errichteten cisalpinischen Republik in Oberitalien auf Mailand und Mantua. Der Kaiser wurde dafür mit dem Gebiete der Republik Venedig entschädigt, welche Bonaparte innerhalb der sechs Monate von der Entwerfung der Friedensbedingungen zu Leoben bis zum festen Friedensschlusse in Campo Formio gestürzt hatte. Österreich erhielt sofort die Stadt Venedig, das venetianische Festland zwischen dem Gardasee und dem Isonzo, dann das venetianische Istrien und Dalmatien. — Zum Friedensschlusse mit dem deutschen Reiche wurde im Dezember 1797 ein Kongreß zu Rastadt eröffnet. Während der Unterhandlungen aber that Frankreich solche Gewaltschritte, daß der Kongreß schon im Frühling des nächsten Jahres bei einem neuen allgemeinen Kriege sich wieder auflöste.

Bonaparte in Ägypten. — Alle Völker, welche bislang gegen die französische Republik zu Felde gezogen waren, hatten dem siegreichen Anprall derselben weichen müssen, England allein ausgenommen. Geschützt durch seine Lage und zur See mächtiger als irgend ein anderes Volk hatte es den Franzosen auf den Weltmeeren und in den Kolonieen sogar manchen empfindlichen Verlust beigebracht. An England Rache zu nehmen, war der Lieblingswunsch der Franzosen, darauf ging auch das Sinnen und Trachten Bonapartes. Um sie von ihrer reichsten Besitzung, von Ostindien, auf die Dauer abzuschneiden, sollte Ägypten als Durchgangsland von Frankreich besetzt werden. Großartig waren die Rüstungen

zu diesem Unternehmen, doch ließ Bonaparte über den Zweck seiner Flottensammlungen zunächst nichts verlauten. Endlich am 19. Mai 1798 segelte er mit seiner Flotte aus dem Hafen von Toulon, um Ägypten zu erobern und von dort aus die Macht der Engländer in Indien zu vernichten. Viele Gelehrte waren mit an Bord, um in dem alten Lande der Pyramiden neue Forschungen anzustellen. Alle Soldaten waren voll Mut, alle voll der zuversichtlichsten Hoffnung des Sieges. Im Juni erschien die Flotte vor der Insel Malta. Diese fast unüberwindliche Felsenfestung ward den Franzosen ohne Schwertstreich von den Malteserrittern übergeben. Nun ging die Fahrt auf das jetzt erst kundgegebene Ziel los. Am 1. Juli landete Napoleon glücklich bei Alexandria. Die Stadt ward mit Sturm genommen; dann rückte das Heer gegen Kahiro, die Hauptstadt des Landes. Der Weg dahin führte durch eine öde Sandwüste, in welcher die Franzosen unablässig von den auflauernden mameluckischen Reitern angefallen wurden. Verloren war jeder, der nur auf eine kurze Strecke sich vom Zuge trennte. Aber ungeachtet aller Mühseligkeiten und Gefahren behielten die Franzosen stets heitern Mut, ja trieben noch wohl Scherz und Kurzweil. Sie nannten die Esel, welche das Gepäck der Gelehrten trugen, nicht anders als ihre „Halbgelehrten“. So oft die Generale beim Heransprengen der Mamelucken kommandierten: „Das Viereck gebildet! die Gelehrten und Halbgelehrten in die Mitte!“ lief jedesmal ein schallendes Gelächter durch die Reihen. Bei den Pyramiden fanden die Franzosen ein großes feindliches Heer in Schlachtordnung aufgestellt. Da rief Bonaparte, um seine Truppen zum Kampfe anzufeuern: „Franzosen, vergesset nicht, daß von den Höhen dieser Denkmäler vier Jahrtausende auf Euch herabschauen!“ Es kam zur Schlacht, und die Mamelucken wurden gänzlich geschlagen. Seit dieser Schlacht bei den Pyramiden ward Bonaparte von den Ägyptern nicht anders, als Sultan Kebir, d. i. großer Sultan, genannt. Schon nach wenigen Tagen ergab sich Kahiro. Dann aber sollte den Sieger ein jähes Unglück treffen.

Am 1. August 1798 fand nämlich der englische Admiral Nelson, welcher lange vergeblich die französische Flotte aufgesucht

hatte, dieselbe bei Abukir und griff sie sogleich an. Die Schlacht war furchtbar und endete mit der Vernichtung der französischen Flotte. Obgleich die französische Armee so von der Rückkehr nach der Heimat abgeschnitten war, blieb Napoleon bei der Nachricht dieses Unglücks dennoch kalt und sprach stolz: „Ich kann nicht überall selber sein!" Er setzte die Eroberung Ägyptens siegreich fort. Während einer seiner talentvollsten Generale ganz Ober-Ägypten eroberte, drang er selbst über die Landenge Suez in Syrien ein, nahm Gaza und Jaffa mit Sturm und belagerte alsdann die feste Seestadt Acre (St. Jean d'Acre), welche zugleich von der englischen Flotte verteidigt wurde. Ein Sturm nach dem andern ward abgeschlagen, alsbald rückte auch ein türkisches Heer zum Entsatze heran. Bonaparte schickte den General Kleber mit einer Abteilung seiner Truppen gegen die Türken ab; dieser aber wurde umzingelt. Da eilte Bonaparte selbst herbei, befreite Kleber und vernichtete fast das ganze türkische Heer. Dann legte er sich wieder vor Acre. Jedoch blieben alle seine Bemühungen, dasselbe zu erobern, fruchtlos. Endlich hob er die Belagerung auf und kehrte mit Zurücklassung vieler Kanonen finster nach Kahiro zurück.

Erneuerung des Krieges in Europa (1799). — Ehe wir den weiteren Verlauf des ägyptischen Unternehmens erzählen, wenden wir uns zuvor wieder nach Europa. Hier traf die französische Republik immer größere Gewaltmaßregeln. Bei einem Aufstande in Rom wurde ein französischer General getötet. Sogleich rückten die Franzosen in den Kirchenstaat ein und verwandelten denselben, im Februar 1798, in eine römische Republik. Der Papst Pius VI., ein Greis von 82 Jahren, der gegen die rohe Gewalt nur Gebete hatte, wurde als Gefangener nach Frankreich abgeführt und starb schon im folgenden Jahre. — Gleiches Schicksal mit dem Kirchenstaate hatte die Schweiz. Die glänzenden Vorspiegelungen der Franzosen von Freiheit und Gleichheit hatten auch dort das Volk verwirrt. Während der Gährung, die unter demselben herrschte, rückte ein französisches Heer in das Land und verwandelte dasselbe durch die Gewalt der Waffen in die helvetische Republik, frei dem Namen nach, in der That

aber ganz von Frankreich abhängig. Dann kam die Reihe an Neapel. Der König Ferdinand hatte sich an Frankreichs Feinde angeschlossen. Sogleich wurde ihm der Krieg erklärt, sein Land erobert und zur parthenopeïschen Republik erklärt.

Krieg der zweiten Koalition. (1799—1801). — Um solchen Gewaltschritten ein Ziel zu setzen, vereinigten sich Österreich, Rußland und England. Acht Monate hindurch erlitt die französische Republik große Niederlagen; ganz Italien kehrte wieder in die alte Ordnung zurück. In Deutschland besiegte der Erzherzog Karl die in Schwaben vorgedrungenen Franzosen und trieb sie bis in die Schweiz; hier aber wurde seinen Fortschritten durch den blutigen Sieg, welchen der französische General Massena über die Russen bei Zürich gewann, ein Ziel gesetzt. Suwarow, der Stürmer von Praga, kam aus Italien seinen Landsleuten zu spät zu Hilfe und kehrte auf den Befehl seines Kaisers, Paul I., der mit Österreich und England zerfallen war, über Bayern und Böhmen nach Rußland heim.

Bonaparte erster Konsul (1799). — Die vielfachen Kriegsunfälle der Franzosen erzeugten große Unruhen im Innern des Reiches. Das Volk verabscheute die Regierung der Direktoren und sehnte sich nach Bonaparte. Da plötzlich erschien dieser wieder in Frankreich und wurde als Retter mit Jubel empfangen. — Auf die Nachricht von dem bedenklichen Zustande Frankreichs und der Stimmung des Volkes hatte er nämlich dem General Kleber den Oberbefehl in Ägypten übertragen; er selbst war dann rasch nach Frankreich zurückgesegelt. Er hob die Regierung der Direktoren auf und führte eine neue Verfassung, die vierte seit 10 Jahren ein, nach welcher er im Dezember 1799 sich zum Oberkonsul auf zehn Jahre mit fast unumschränkter Gewalt aufwarf und nur zum Scheine zwei Mitkonsuln annahm. Gleich im ersten Jahre der neuen Verfassung kehrte Ruhe und Ordnung in die Republik zurück. Auch gegen die auswärtigen Feinde war sie wieder glücklich. Wie ein zweiter Hannibal stieg Bonaparte über die Alpen in Italien hinab und griff im Juni 1800 die Österreicher unter Melas bei Marengo, unweit Alessandria, an. Schon war die Schlacht für die Österreicher gewonnen; da plötzlich erschien der

General Desaix, Bonapartes treuester Waffengefährte in Ägypten, mit einer neuen Heeressäule, stellte die Schlacht wieder her, rettete den Sieg, verlor aber selbst das Leben. Der Tag bei Marengo gab den Franzosen Italien wieder. Mit gleichem Glücke kämpfte Moreau in Deutschland, wo er einen großen Sieg über den Erzherzog Johann bei Hohenlinden in Bayern erfocht. Hierauf folgte ein Waffenstillstand, und bald darauf, 1801, der Friede zu Lüneville (in Lothringen). Der Friede von Campo Formio wurde hierin bestätigt. Außerdem sollte der Rhein die Grenze zwischen Frankreich und Deutschland bilden, und die einzelnen deutschen Fürsten für ihre Verluste auf dem linken Rheinufer durch Säkularisation oder Aufhebung geistlicher Stifter und Herrschaften auf dem rechten Rheinufer entschädigt werden.

Der geschichtlich für unser Vaterland so wichtige Reichsdeputationshauptschluß, durch welchen diese neue Ordnung der Dinge in Deutschland festgesetzt wurde, kam im Februar 1803 zustande. Preußen erhielt außer mehreren Reichsstädten und Abteien die Bistümer Paderborn, Hildesheim und Münster als Entschädigung. Auch alle übrigen Mächte söhnten sich mit Frankreich aus; und Europa genoß einer augenblicklichen Ruhe. Die französischen Truppen räumten nunmehr Ägypten und schifften sich auf englischen Schiffen wieder nach Frankreich ein.

Während der kurzen Friedenszeit arbeitete Bonaparte unablässig an der inneren Wohlfahrt des Landes, um die durch die Revolution geschlagenen Wunden möglichst zu heilen. Er erwarb sich den Ruhm eines eben so großen Staatsmannes als Feldherrn. Darum sagten auch seine Lobredner von ihm, er verbinde mit Alexanders Größe Solons Weisheit. — Für die vielen Verdienste um das Vaterland wurde er am 15. August des Jahres 1802 vom Senate zum Konsul auf Lebenszeit ernannt.

Einundfünfzigster Abschnitt.

Kaiser Napoleons I. Weltmacht.

Bonaparte Kaiser der Franzosen (1804). — Frankreich als Kaisertum. — **Deutschlands Erniedrigung** (1805—1810). — Die Drei-Kaiserschlacht. — Der Rheinbund (1806). — Preußens Unglücksjahre (1806—1807). — Österreichs vergeblicher Rettungsversuch (1809). — Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht.

Bonaparte Kaiser der Franzosen (1804). — Jetzt, nachdem Bonaparte sich mit Ruhm bedeckt hatte, streckte er nach Entfernung seiner persönlichen Gegner seine Hand sogar nach der Kaiserkrone aus. Der Senat kam seinem Wunsche entgegen und erklärte ihn am 16. Mai 1804 zum erblichen Kaiser der Franzosen, und auch die Masse des Volkes gab mit mehr als $3\frac{1}{2}$ Millionen Stimmen ihre Gutheißung. Als ihm der Senatsbeschluß überbracht wurde, sagte er mit anscheinender Gleichgültigkeit: „Ich nehme den Titel an, welchen der Senat für den Ruhm der Nation zuträglich hält, und hoffe, daß Frankreich die Ehre, mit welcher es meine Familie umgibt, nie bereuen werde.“ — Am 2. Dezember desselben Jahres wurde er nebst seiner Gemahlin vom Papste Pius VII. zu Paris in der Kirche Notre-Dame feierlich gesalbt und gekrönt. — So war der Kreislauf der Revolution von Monarchie zu Monarchie vollbracht. Feste aller Art, mit ungewöhnlichem Gepränge, riefen das Volk zur Freude auf über das Ende des Freiheitstraumes.

Napoleon schritt jetzt auf seiner steilen Bahn immer kühner vorwärts. Selbst die Kaiserkrone genügte seinem Ehrgeize nicht. Er wußte es dahin zu bringen, daß die italische Republik ihn auch zum erblichen Könige von Italien erklärte. Seit dieser Zeit verschenkte er mit vollen Händen Kronen und Länder an seine Familie und an seine Generale.

Deutschlands Erniedrigung (1805—1810). — Je höher der neue Kaiser und mit ihm Frankreichs Macht stieg, um so tiefer sank damals unser deutsches Vaterland. Napoleon hatte viele Völker bekriegt und besiegt; Deutschland aber suchte er besonders zu erniedrigen und für alle Zeit in Ohnmacht zu stürzen. In der traurigen Zeit von 1805 bis 1810 traf ein Unglück über das

andere Österreich, Preußen und die anderen deutschen Länder, weshalb wir diese Vorgänge etwas deutlicher hervortreten lassen wollen, ohne jedoch der gleichzeitigen Geschichte der anderen Völker zu vergessen.

An der Spitze der weiten österreichischen Staaten und des deutschen Reiches stand damals Kaiser Franz II., welcher angesichts der Kaiserkrönung Napoleons sich veranlaßt sah, durch ein feierliches Gesetz vom 11. August 1804 sein Erbland Österreich zu einem Kaiserstaate zu erheben, und sich seitdem Kaiser Franz I. von Österreich nannte. — Auf dem Throne Preußens war nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. am 16. November 1797 dessen Sohn Friedrich Wilhelm III. gefolgt, mit dem die Zeit langer und schwerer Leiden des Vaterlandes seine Gemahlin teilte, die Königin Luise, eine der edelsten und verehrungswürdigsten Frauen, die je eine Krone getragen.

Die Willkür, mit welcher Napoleon über Kronen und Länder verfügte, rief bald viele Feinde gegen ihn in die Waffen. England hatte den Krieg schon im Jahre 1803 erklärt. Napoleon entriß diesem sofort Hannover und drohte wieder mit einer Landung.

Dritte Koalition gegen Frankreich (1805). — Auf Betrieb des englischen Ministers Pitt kam im April 1805 ein Bundesvertrag mit Rußland gegen Frankreich zustande; diesem trat im August auch Österreich bei. Da brach Napoleon in Sturmeseile mit seinen besten Feldherren und Truppen nach Deutschland zum Kriege gegen Österreich auf. Baden, Württemberg und Bayern mußten sich ihm anschließen. Österreich stand noch allein, die Russen waren erst im Anzuge. Eine österreichische Heeresabteilung unter dem General Mak wurde bei Ulm umzingelt und mußte sich kriegsgefangen ergeben. Nun stand dem Sieger auch der Weg nach Wien offen. Dieses wurde besetzt. Dann zog er nach Mähren gegen die hier unter Oberanführung ihrer Kaiser selbst aufgestellten Österreicher und Russen. Am 2. Dezember (1805), am Jahrestage der Krönung Napoleons, wurde die berühmte Dreikaiserschlacht bei Austerlitz geschlagen, in welcher Napoleon Sieger blieb. Zu entmutigt für den Augenblick schloß Kaiser Franz in einer persönlichen Zusammenkunft mit

Napoleon Waffenstillstand. Noch schien nicht alles verloren. Neue österreichische Heere waren in vollem Anzuge, und Preußen drohte mit einer Kriegserklärung an Frankreich. Allein der Waffenstillstand führte auch zum Frieden. Napoleon überließ in einem besonderen Vertrage das den Engländern entrissene Hannover an Preußen, wogegen dieses das Fürstentum Neufchatel (Neuenburg) in der Schweiz und einen Teil des Herzogtums Kleve an Frankreich, das Fürstentum Ansbach an Bayern abtreten mußte. Nun kam auch der Friede mit dem alleinstehenden Österreich zu Preßburg zum Abschluß (1805). Es mußte Venedig an das Königreich Italien abtreten, auf Tirol und alle Besitzungen in Schwaben verzichten, mit welchen Napoleon seine Bundesgenossen, Bayern, Württemberg und Baden, beschenkte. Bayern erhielt Tirol und zugleich die Königswürde mit aller Unabhängigkeit von Kaiser und Reich. Auch das Kurfürstentum Württemberg wurde in ein unabhängiges Königreich verwandelt, auch Baden wurde souverän oder unabhängig. So wurde der Reichsverband immer mehr zerrissen und eine immer größere Entfremdung zwischen den deutschen Fürsten und Völkern herbeigeführt, von der Napoleon Zwietracht und Ohnmacht der ihm verhaßten deutschen Nation hoffte.

Zur See waren indes die Franzosen nicht glücklich. Am 21. Oktober 1805 wurde die verbündete Flotte der Franzosen und Spanier bei Trafalgar, einem spanischen Vorgebirge unweit Kadix, von dem englischen Admiral Nelson völlig geschlagen, der siegreiche Führer aber am nahen Ende der Schlacht von einer feindlichen Kugel durchbohrt und getötet.

Nach dem Frieden mit Österreich kannten Napoleons Anmaßungen keine Grenzen mehr. Seinen Schwager, Joachim Murat, machte er zum Großherzoge von Kleve und Berg, seinem Bruder Joseph gab er das Königreich beider Sizilien, und um seinen Bruder Ludwig zu versorgen, wußte der Gewaltige es dahin zu bringen, daß die batavische Republik sich diesen zum Könige ausbat. So wurde Ludwig im Juni 1806 König von Holland.

Der Rheinbund. — Um das Schicksal unseres ohnehin schon so tief gebeugten Vaterlandes zu vollenden, stiftete Napoleon im Juli des Jahres 1806 den Rheinbund, nach welchem vorerst

sechzehn deutsche Fürsten sich von Kaiser und Reich lossagen, sich zu einem Bunde vereinigen und Napoleon als den Protektor oder Schutzherrn desselben anerkennen mußten. Für diesen sogenannten Schutz hatten sie ihm mit 63 000 Mann in allen seinen Kriegen beizustehen. Da legte Franz II. den deutschen Kaisertitel, der nun keinen Sinn mehr hatte, am 6. August 1806 nieder und nannte sich nur mehr Franz I., Kaiser von Österreich. In so trauriger Weise endete das heilige römische Reich deutscher Nation. — Der letzte deutsche Kaiser, der einundzwanzigste des erlauchten Hauses Habsburg, welches an 400 Jahre lang die deutsche Kaiserkrone, die älteste und schönste der Christenheit, trug, hatte seiner großen Vorfahren nicht unwürdig gestritten gegen den Riesen der Zeit und stets jedes Opfer an Gut und Blut gebracht, um Deutschlands Ehre zu retten.

Preußens Unglücksjahre (1806 bis 1807). Die vierte Koalition. — Nach all diesem Weh und der Schmach, welche Napoleon Deutschlands übrigen Fürsten und Völkern angethan hatte, sollte sein nächster Schlag dem Königreich Preußen gelten, das noch ziemlich ungeschwächt dastand. Der König, Friedrich Wilhelm III., welcher unablässig bemüht war, seinem Volke das Glück des Friedens zu erhalten, so lange dieses mit der Nationalehre im Einklange bliebe, ward von dem französischen Machtgebieter auf das übermütigste zum Kriege herausgefordert. Nicht genug, daß dieser Preußen schon mit England verfeindet hatte, bot er jetzt, mitten im Frieden, Hannover, als wäre es noch sein Eigentum, wieder den Engländern an. Empört über diese und andere Ungerechtigkeiten erklärte der König an Frankreich den Krieg. Obschon das preußische Heer vom besten Mute beseelt und durch 22 000 Sachsen verstärkt war, so blieb dennoch der Kampf zu ungleich gegen das große kampfgeübte Heer der Franzosen, welches von dem Kaiser selbst und seinen ersten Feldherren angeführt wurde. Es traf deshalb auch das Unglück ein, welches man für Preußen befürchtet hatte. Am 14. Oktober 1806 wurden gleichzeitig die beiden Hauptschlachten bei Jena und Auerstädt geliefert, und die preußischen Heere völlig besiegt und zersprengt, der Oberanführer bei Auerstädt, der siebzigjährige Herzog Ferdinand

von Braunschweig, gleich im Anfange der Schlacht tötlich verwundet, der Prinz Hohenlohe, der Anführer bei Jena, gefangen. Schon am 24. Oktober rückte der französische General Davoust in Berlin ein; drei Tage später hielt der Kaiser selbst an der Spitze der Garden seinen Einzug in die trauernde Hauptstadt.

Konnte auch Preußens Besiegung bei der großen Übermacht seines Gegners nicht unerwartet sein, so überraschte doch der plötzliche und tiefe Fall dieses Staates selbst den Sieger. Ganze Haufen des zersprengten preußischen Heeres streckten bestürzt das Gewehr, mit unerhörter Schnelligkeit ergaben sich die Festungen, und wenige Befehlshaber hielten sich so standhaft, wie Courbière in Graudenz (Westpreußen), der, als ihn die Feinde mit den höhnenden Worten zur Übergabe aufforderten: Es gebe ja keinen König von Preußen mehr! herzhaft erwiderte: „Nun gut, so bin ich König von Graudenz und werde mich zu verteidigen wissen!“

Schon am dritten Tage nach der Schlacht trennte sich der Kurfürst von Sachsen von seinem Unglücksgefährten und trat dem Rheinbunde bei. Zum Lohne dafür wurde er von Napoleon mit der Königswürde beschenkt, der Herzog von Braunschweig aber abgesetzt. Der Rest des preußischen Heeres vereinigte sich jenseits der Oder mit den Russen und schlug mit ihnen im Anfang des nächsten Jahres die mörderische Schlacht bei Eylau, in welcher die Verbündeten mit der rühmlichsten Tapferkeit fochten. Der Ausgang blieb jedoch unentschieden. Wenige Monate später ward bei Friedland noch einmal blutig gestritten, und der Sieg von den Franzosen erfochten. Infolge dieses Sieges wurde am 9. Juli der traurige Friede zu Tilsit geschlossen, in welchem Preußen außer sonstiger Einbuße alle Länder zwischen dem Rhein und der Elbe und damit also die Hälfte seines Gebietes verlor. Vergebens war vor dem Manne des Schreckens die Königin Luise von Preußen erschienen, ein Bild der Hoheit und Anmut, hoffend, den harten Sieger zu besänftigen: seine Stirn blieb finster gegen Preußen.

Aus den geraubten preußischen Gebieten und aus den hessenkasselschen und braunschweigischen Ländern bildete Napoleon für seinen jüngsten Bruder Hieronymus das Königreich Westfalen

mit der Residenzstadt Kassel. So stand jetzt ein kleines Frankreich im Herzen von Deutschland, das trauernd Zeuge wurde von fremdländischer Schlemmerei und fremdem Übermut. — Daß bei all diesen Unglücksschlägen der König Friedrich Wilhelm III. nicht völlig verzagte, dankte er nicht zum geringsten Teile seiner edlen Gemahlin, welche in jenen Jahren deutschen und preußischen Unglücks wie ein milder Stern durch ein dunkles Gewölk leuchtete. Wie tief war daher des Königs und des ganzen Volkes Schmerz, als zu all der andern Trübsal auch noch der frühzeitige Tod dieser wahren Landesmutter kam. Königin Luise starb am 19. Juli 1810 zu Berlin, wohin die leidverfolgte Herrscherfamilie inzwischen zurückgekehrt war.

Österreichs vergeblicher Rettungsversuch (1809). Schon bald nach dem Tilsiter Frieden mengte sich Napoleon auch in die Verhältnisse zunächst Portugals, dann Spaniens, stürzte in beiden Ländern die Herrscherfamilien und setzte dann über jenes Land einen seiner Generale als General-Gouverneur, während er die Krone von Spanien seinem Bruder Joseph gab. Diese Zeit der Verwicklungen in weit entlegenen Ländern gab dem nie verzagenden Österreich den Mut, nochmals, und wenn selbst allein, den Versuch für Deutschlands und Europas Errettung zu wagen. Großartig waren die Rüstungen, deren Seele der heldenhafte Erzherzog Karl war. Plötzlich aber kam Napoleon in fliegender Eile mit frischen Truppen aus Spanien heran und gewann mit den verbündeten Bayern, nach mehreren blutigen Gefechten, die große Schlacht bei Eckmühl. Infolge dieses Sieges mußte sich Wien ergeben. Aber auch Napoleon sollte erfahren, daß er nicht unbesiegbar sei und erlitt in der zweitägigen blutigen Schlacht bei Aspern und Eßlingen gegen den heldenmütigen Erzherzog Karl am 21. und 22. Mai die erste Niederlage. Dennoch waren auf die Dauer die Österreicher den Franzosen nicht gewachsen, und schon wenige Wochen später gewann Napoleon die entscheidende Schlacht bei Deutsch-Wagram, unweit Aspern. Diese Schlacht entschied den Krieg und führte den Frieden von Schönbrunn, einem Schlosse bei Wien, am 14. Oktober 1809 herbei. In diesem Frieden mußte Österreich abermals große

Opfer bringen. Es mußte abtreten: Salzburg an Bayern, Westgalizien an das Herzogtum Warschau, einen Teil Ostgaliziens an Rußland und seine noch übrigen italienischen Besitzungen samt Triest an Napoleon selbst als König von Italien.

Während des eben in aller Kürze erzählten Krieges waren auch die Tiroler unter Anführung des „Sandwirts“ Andreas Hofer aus dem Passeierthale für ihr geliebtes Kaiserhaus aufgestanden. Aber alle ihre Heldenkämpfe waren vergebens, sie erlagen der Übermacht und dem Verrate. Hofer selbst wurde durch einen elenden Landsmann den Franzosen preisgegeben und auf Napoleons Befehl in Mantua erschossen.

Napoleon war inzwischen in seine Hauptstadt zurückgekehrt und sann nun darauf, seinem Herrscherthrone neuen Glanz und Fortdauer für die Zukunft zu verschaffen. Zur dauernden Befestigung seiner Machtfülle fehlte nämlich dem Günstlinge des Glücks nur noch die Hand einer Prinzessin aus einem alten regierenden Fürstenhause. Und kühn wie immer warb er jetzt um die Hand der Erzherzogin Maria Luise, der Tochter desjenigen Kaisers, dem er noch so eben fast die Hälfte seines Reiches entrissen hatte. Kaiser Franz brachte, wenngleich mit schwerem Herzen, der Hoffnung des Friedens auch dieses Opfer, und schon im April 1810 fand zu Paris unter großer Feierlichkeit die Vermählung statt. Im Frühling des folgenden Jahres ward auch der sehnlichste Wunsch Napoleons erfüllt: ihm wurde ein Sohn geboren, dem er schon in der Wiege den bedeutungsvollen Titel „König von Rom“ gab. Napoleon hatte nämlich bereits am 17. Mai 1809 die weltliche Macht des Papstes aufgehoben und Rom für die zweite Hauptstadt seines Reiches erklärt.

Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht. — Um diese Zeit, während der Jahre 1810 bis 1812, stand Napoleons Macht auf dem höchsten Gipfel. Da der Kaiser nämlich auch Holland, dessen Scheinregierung sein Bruder Ludwig nicht mehr führen wollte, mit Frankreich vereinigt hatte, auch ein großer Teil des Königreiches Westfalen, dann das Großherzogtum Berg und ein Teil der norddeutschen Küstenländer zu Frankreich geschlagen war, so erstreckten sich dessen Grenzen damals von den Pyrenäen bis über

die Elbe, von der Nord- und Ostsee bis tief in die Halbinsel Italien. Frankreich, welches früher 83 Departements und 25 Millionen Bewohner hatte, zählte jetzt 130 Departements und 42 Millionen Menschen. Dieses ungeheure Reich beherrschte Napoleon mit unbeschränkter Gewalt. Wie ein Abgott ward er von der französischen Nation verehrt. Alles beugte sich vor seinem Willen. Seine Gunst erhob Fürsten, wie sein Zorn andere vernichtete. Die Macht der übrigen Völker war zertrümmert, fast alles lähmte der Schrecken. Nur Englands Flagge wehte triumphierend auf allen Meeren. Keiner von den Plänen Napoleons, auf das verhaßte Inselreich selbst den Krieg hinüberzuführen, war geglückt; vielmehr war überall, wo Frankreichs Flotte mit der von England zusammenstieß, diesem der Sieg zugefallen. Ein Racheſtreich ist indes dem zürnenden Kaiser zum Teil gelungen. Auf sein Geheiß mußten nämlich alle europäischen Mächte, selbst Rußland, ihre Häfen schließen und alle Erzeugnisse und Handelswaren Englands vom Festlande verbannen. Durch diese, schon seit 1806 erzwungene Kontinental-Sperre hoffte er Englands Wohlstand zu vernichten. — So lastete die Übermacht Napoleons wie mit ehernem Drucke auf ganz Europa. Nur mit Rußland hatte er sich während der letzten Jahre auf einen freundschaftlichen Fuß gestellt, da er dieser großen Macht des Ostens mehrfach zu seinen Zwecken bedurfte.

Zweiundfünfzigster Abschnitt.

Kaiser Napoleons I. Niederlagen und Sturz.

Napoleons unglücklicher Feldzug gegen Rußland (1812). — **Deutschlands und Europas Errettung.** — Die Befreiungskriege von 1813 und 1814. — Einnahme von Paris und Napoleons Absetzung. — Der Kongreß zu Wien (1814). — Plötzliche Rückkehr Napoleons von Elba. — Bei Belle-Alliance (1815) besiegt, wird er nach St. Helena verbannt, wo er am 5. Mai 1821 stirbt.

Krieg gegen Rußland (1812). — Die scheinbare Freundschaft Napoleons mit Rußland war nicht von langer Dauer und löste sich bald, als der Zar Alexander sich weigerte, allen Anmaßungen des französischen Kaisers zuzustimmen. Es ward immer sichtbarer, daß Napoleon keine unabhängige Macht in Europa

neben sich dulden wollte. Jetzt sollte der Schlag Rußland treffen, das er sich zum letzten, aber größten Opfer ausersehen hatte. Alle Staaten, von den Pyrenäen bis zu den Küsten der Ostsee, von dem Niemen bis ans adriatische Meer, mußten hierzu rüsten. Mit einem auserlesenen Heere von einer halben Million Menschen brach er auf und rückte im Juni 1812 über den Grenzfluß Niemen.

Die russischen Anführer zogen sich überall zurück und ließen sich erst bei Smolensk in einen Kampf ein, der aber zu ihrem Nachteile ausfiel. Hierauf übernahm der alte Kutusow, der eben aus einem Türkenkriege siegreich zurückgekehrt war, den Oberbefehl über das russische Heer. Auch er zog sich zurück und brannte hinter sich Städte und Dörfer ab, um dem Feinde nur eine Wüste zurückzulassen. Erst an dem Flusse Moskwa, bei dem Dorfe Borodino, fünfzehn Meilen von der alten Hauptstadt, machte er Halt. Hier ward eine zweite Hauptschlacht geliefert, in der zwar die Franzosen die Walstatt behaupteten, aber die Russen mit dem Reste des geschlagenen Heeres in Ordnung abziehen lassen mußten. Über 70000 Leichen bedeckten das Schlachtfeld! Kutusow zog es vor, sich noch weiter zurückzuziehen und lieber Moskau aufzugeben, als eine neue Schlacht zu wagen.

Moskaus Brand. — Am 14. September langte Napoleon vor den Thoren von Moskau an. Sie standen offen! Erstaunt harrte er mit seinen Marschällen, ob nicht die Behörden zu einem feierlichen Empfange, ob nicht eine schaulustige Volksmenge herauskommen würde. Niemand erschien! Grabesstille lag über der ungeheuren Stadt. Endlich zog er ein. Alle Straßen waren leer, alle Thüren verrammt, alle Fenster durch Läden dicht geschlossen, alle Gewölbe, alle Buden gesperrt, verriegelt. Grauen überfiel die Soldaten. Rostopschin, der russische Befehlshaber der Stadt, hatte vor seiner Flucht alle Anstalten getroffen, sie plötzlich den Flammen preiszugeben. So schlug denn in der folgenden Nacht an hundert und hundert Stellen die Flamme prasselnd himmelan, und innerhalb weniger Stunden glich Moskau einem unabsehbaren wogenden Feuermeere. Fürchterlich war das Getöse und Gedränge der Menschen und Tiere, das Wutgeschrei der Sieger, die Angst der Fliehenden, das Geächze der Sterbenden;

während in den prasselnden Flammen die Dachgiebel krachend zusammenstürzten, und das Blei von den Türmen zischend herunterfloß. Die große Stadt, in welcher der Sieger während des Winters im Überflusse auszuruhen gedachte, um im Anfange des Frühlings mit wohlgenährten Truppen weiter vorzudringen, lag größtenteils in Schutt und Asche.

Kläglicher Rückzug der Franzosen. — Moskaus Brand war gleichsam die Morgenröte der wiederkehrenden Freiheit Europas. Während die Sieger Gold, Silber und andere Kostbarkeiten im Überflusse hatten, fehlte es ihnen bald am Nötigsten, an Brot. Napoleon selbst bot deshalb den Russen Frieden an, erhielt aber von Kutusow die Antwort: „erst jetzt werde der Krieg anfangen!" Durch Not gedrängt, trat Napoleon spät im Oktober den Rückzug an. Aber welch ein Rückzug! Kein Beispiel gleicher Gräßlichkeit hat die Geschichte aufzuweisen. Selbst der Himmel schien mit den Russen in einen Bund getreten zu sein; denn ein ungewöhnlich früher und strenger Winter trat ein und überraschte die Feinde auf ihrem kläglichen Rückmarsche. Menschen und Pferde sanken, vor Kälte und Hunger erschöpft, dahin, und wie mit einem Leichentuche bedeckte der Schnee die gefallenen Opfer. Tausende von Nachzüglern fielen unter den Lanzen der nachsetzenden Kosaken, unter den Keulen der ergrimmten Bauern. Am gräßlichsten war das Unglück an der Berēsina, einem Flusse, an dem die Flüchtlinge am 25. November anlangten. Während die Franzosen, von den Russen aufs hitzigste verfolgt, atemlos in wildem Gedränge durch- und übereinander über die Brücke setzten, brach diese krachend zusammen. Tausende fanden ihren Tod in dem Strome; und alle noch übrigen Truppen am jenseitigen Ufer waren abgeschnitten und gefangen. Über 30000 Mann verloren die Franzosen bei diesem Übergange. Wie Xerxes einst, der Führer von Millionen, aus Griechenland fliehend, in einem Kahne in seinem Asien wieder anlangte: so durchjagte jetzt Napoleon in einem Schlitten, den Trümmern seines Heeres voraus, die öden Schnee- und Eisfelder Rußlands. Seitdem wich alle Zucht und Ordnung, und das Elend der Franzosen überstieg jedes Maß. Soldaten von allen Regimentern liefen wild durch-

einander. Die wenigsten Reiter hatten noch Pferde, vielen fehlte es sogar an Schuhen, und sie umwickelten kläglich die Füße mit abgerissenem Tuche. Dazu wütete der Hunger so entsetzlich, daß selbst das Armseligste mit Gier verzehrt wurde. Wie Todesgestalten wanderten die Soldaten über die Schnee- und Eisfelder dahin. Ganze Wolken von Kosaken zogen hinter ihnen her. Nirgends Ruhe! Nirgends Rast! Hatten die Müden ein Feuer angemacht und um dasselbe sich gelagert, augenblicklich trieb sie wieder das Hurrah der Kosaken auf. Der bloße Ruf „Kosaken!" setzte ganze Haufen in schnellen Lauf. Wen die Kraft zum Fliehen verließ, der streckte vergebens die Hände nach den keuchend Vorübereilenden aus. Betäubt vor Kälte wanderten viele wie wahnsinnig mitten in die angezündeten Feuer. Oft fanden die Russen des Morgens um die erloschenen Wachtfeuer schauerliche Totenversammlungen. — So kläglich endete das große, in stolzer Hoffnung hinaufgezogene Heer, und nur wenige sahen ihre Heimat wieder. Moskau war der Scheiterhaufen der Macht und Größe Napoleons. Jene sechs verhängnisvollen Monate hatten den fast völligen Untergang eines Heeres herbeigeführt, als das Europa bis dahin nie ein schöneres gesehen hatte. Nach amtlichen Berichten wurden in Rußland 243600 feindliche Leichen eingescharrt!

Deutschlands und Europas Errettung.

Die Befreiungskriege. — Das niedergebeugte Europa sah in jenem grausigen Untergange das Strafgericht Gottes selbst und erhob sich in kühner Begeisterung für die Wiedereroberung der Freiheit. Preußen ging mit seinem Beispiele voran. Der König schloß mit den Russen Frieden und Freundschaft und rief von Breslau aus am 17. März 1813 sein Volk zu den Waffen auf. Und freudig drängten sich Knaben und Jünglinge, Männer und Greise, Arme und Reiche, das ganze Volk ohne Unterschied des Ranges und Standes, zum harten Dienste des Krieges. Von Weib und Kind schied jeder, männlich entschlossen, alles für alles zu wagen, und die Alten, welche nicht mitziehen konnten, waffneten

und segneten ihre Söhne. Das ganze Land erscholl vom Geräusche der Waffen; ein neuer Geist beseelte Preußens Heere.

Von diesem erhebenden Eifer durfte man um so mehr zum Heile des Vaterlandes erwarten, als Preußen seit dem Unglückstage von Jena mit rastlosem Eifer an der Wiederaufrichtung des Landes gearbeitet hatte. Der berühmte Minister Karl von Stein entfaltete auf allen Gebieten des inneren Staatswesens eine überaus segensreiche, neugestaltende Thätigkeit. Auch das Heerwesen war inzwischen umgestaltet durch die Meister preußischer Kriegskunst, Gneisenau und Scharnhorst. Durch Beispiel, Rede und Schrift hatten endlich viele vaterlandsliebende Männer an der Erstarkung Preußens und Deutschlands überhaupt ohne Furcht und Zagen vor dem fremden Zwingherrn mitgearbeitet.

Schon die ersten Gefechte mit dem Feinde zeigten, daß ein neuer Geist das preußische Heer beseelte; die Franzosen wurden geschlagen und über die Elbe zurückgeworfen. Da zog Napoleon selbst mit einem neuen Heere aus Frankreich heran, und im Mai 1813 kam es bei Lützen zu einer mörderischen Schlacht, die aber nichts entschied. Die verbündeten Russen und Preußen zogen sich unter tapferen Kämpfen und in bester Ordnung nach Schlesien zurück. Österreich suchte den Frieden zu vermitteln; als dieses aber nicht gelang, da erklärte auch der hochherzige Kaiser selbst seinem Schwiegersohne den Krieg, um in Vereinigung mit den anderen Mächten die Leiden Europas zu endigen. Sein Feldherr Schwarzenberg wurde Anführer des Bundesheeres. Auch Bayern und selbst Schweden traten dem Bunde bei. Die Franzosen wurden im August bei Großbeeren, ferner an der Katzbach, dann bei Culm und Nollendorf, und im September bei Dennewitz, unweit Jüterbogk, geschlagen. Nur bei Dresden, wo Napoleon selbst den Angriff leitete, siegten sie und trieben die Verbündeten nach Böhmen zurück. Bald darauf verließ Napoleon Dresden und zog seine Truppen nach Leipzig zusammen. Hier kam es zu der weltberühmten mörderischen Völkerschlacht (am 16., 18. und 19. Oktober 1813), in welcher

die Franzosen völlig geschlagen wurden. Über 80 000 Mann war der Verlust Napoleons, doch hatten auch die verbündeten Sieger gegen 50 000 eingebüßt. In hastiger Eile flohen die Franzosen mit ihrem Kaiser dem Rheine zu und mußten sich noch bei Hanau in einem blutigen Kampfe den Weg bahnen durch ein in ihrem Rücken aufgestelltes bayrisch-österreichisches Heer unter Marschall Wrede. Der Rheinbund sagte sich jetzt von Napoleon los und trat zum Befreiungskampfe ein; das Königreich Westfalen verschwand mit seinem Könige; auch aus Holland und aus der Schweiz wurden die Franzosen rasch vertrieben.

Um dieselbe Zeit war die pyrenäische Halbinsel nach langem, mörderischem Kampfe frei geworden. Der glänzende Sieg bei Vittoria im Juni 1813 endete hier die Fremdherrschaft; und unter Wellingtons Anführung drangen auch von dieser Seite die Verbündeten in Frankreich ein. Auch aus Italien wurden die Franzosen vertrieben; selbst Murat schloß sich, um sein Königreich zu behalten, an die Verbündeten. So glorreich endete das Jahr 1813.

Einnahme von Paris. — Absetzung Napoleons. — Noch vor dem Ende dieses glorreichen Jahres rückten die Verbündeten von Holland bis Basel über den Rhein, um den früheren Machtgebieter in seinem eigenen Lande aufzusuchen. Aber auch in Frankreich hatten sie noch schwere Kämpfe zu bestehen. Mitten zwischen seinen Gegnern lauernd, stürzte Napoleon bald auf den einen, bald auf den andern los und drängte ihn zurück. Blücher siegte zwar bei Brienne, wurde aber bei Montmirail und Montereau umgangen und geschlagen. Dann aber zogen sich die Verbündeten enger zusammen und schritten kräftig wieder vor. Im März 1814 schlugen sie Napoleon bei Laon und näherten sich siegreich der Hauptstadt selbst. Um diese zu retten, wagte Napoleon ein verzweifeltes Mittel. Er wandte sich seitwärts nach dem Rheine hin, hoffend, die Verbündeten würden ihm folgen. Die aber ließen ihn ruhig ziehen und schickten ihm blos ein kleines Beobachtungsheer nach. Ihr Hauptheer aber zog rasch nach Paris. Hier, besonders auf dem Montmartre, hatte dasselbe noch einen sehr harten Kampf zu bestehen. Paris mußte sich er-

geben, und die verbündeten Fürsten und ihre Truppen zogen am 31. März in die stolze Hauptstadt ein, die seit Jahrhunderten keinen Feind innerhalb ihrer Mauern gesehen hatte. Auf Befehl der Verbündeten erklärte der französische Senat Napoleon und dessen Familie des Thrones verlustig und ernannte Ludwig XVIII., den jüngeren Bruder des unglücklichen hingerichteten Ludwig XVI., zum Könige von Frankreich. Vielfach bedrängt und von seinen Freunden verlassen, entsagte nun Napoleon zu Fontainebleau förmlich der Krone und begnügte sich mit dem Kaisertitel und dem Besitze der kleinen Insel Elba. Im Mai hielt Ludwig, der neue König, der sich in den letzten Jahren in England aufgehalten hatte, seinen feierlichen Einzug in Paris, um den Thron wieder in Besitz zu nehmen, von welchem sein Bruder vor zwanzig Jahren aufs Blutgerüst gestiegen war. Mit diesem Ludwig XVIII. schlossen die Verbündeten den ersten Pariser Frieden, in welchem Frankreich die Ausdehnung behielt, welche es 1792 hatte.

Kongreß zu Wien (1814). — Rückkehr Napoleons. Die Fürsten zogen nun ihre Truppen aus Frankreich und begaben sich nach Wien zu einem allgemeinen Kongreß, auf dem die Verhältnisse der europäischen Staaten geordnet werden sollten. Noch schwebten die Verhandlungen, als plötzlich ein Ereignis eintrat, das ans Wunderbare grenzte. Napoleon verließ die Insel Elba mit 1100 Mann seiner Garde, die ihm dahin gefolgt war, landete am 1. März an der französischen Küste und zog schnell landeinwärts. Überall wurde er mit Jubel empfangen, alle gegen ihn ausgesendeten Truppen gingen freudig zu ihm über. Sein Weg nach Paris war ein ununterbrochener Triumphzug. In der Nacht vom 19. auf den 20. März floh Ludwig eiligst aus Paris, und am folgenden Morgen zog Napoleon an der Spitze derer, die ihn vernichten sollten, in die jubelnde Hauptstadt ein.

Diese neue Gefahr brachte plötzlich allen Zwist auf dem Kongresse zum Stillstande. Die Monarchen sprachen einstimmig die Acht über den Friedensstörer aus und ließen ihre Heere wieder nach den Grenzen aufbrechen. Ein österreichisches Heer griff in Italien den dort durch seinen Schwager Napoleon vor Jahren

eingesetzten König Murat an, der für Napoleon wieder Partei genommen hatte. Schon innerhalb sechs Wochen war der Krieg auf der Halbinsel beendet, und Murat vertrieben. Der rechtmäßige König Ferdinand kehrte aus Sizilien zurück und nahm sein Königreich Neapel wieder in Besitz. Später machte Murat von Corsica aus noch einen Versuch, den König zu stürzen und den Thron wieder an sich zu reißen, doch er ward gefangen und kriegsrechtlich erschossen.

Schlacht bei Belle-Alliance. — Zweite Einnahme von Paris. — Um der Vereinigung seiner Feinde zuvorzukommen, brach Napoleon schnell mit einem großen Heere in die Niederlande ein, wo bereits die Engländer und Preußen aufgestellt waren. Mit Ungestüm warf er sich auf die Preußen, welche unter dem Oberbefehle des Fürsten Blücher bei dem Dorfe Ligny standen, und es entspann sich hier ein schrecklicher Kampf (1815). Das Dorf wurde mehrmals genommen und wieder genommen; endlich mußten die Preußen der Übermacht weichen. Sie zogen sich in guter Ordnung zurück und kamen den Engländern zu Hilfe, welche bei Waterloo, unweit des Meierhofes Belle-Alliance, unter des Herzogs Wellington Anführung, am 18. Juni von Napoleon angegriffen wurden. In dieser Entscheidungsschlacht wurden die Franzosen schließlich gänzlich geschlagen. Napoleon eilte nach Paris zurück, dankte dort zu Gunsten seines Sohnes ab und begab sich nach Rochefort, um sich nach Amerika einzuschiffen. Nur 100 Tage hatte seine zweite Herrschaft in Frankreich gedauert. Am 7. Juli 1815 zogen die Verbündeten zum zweiten Male in Paris ein und setzten Ludwig XVIII. wieder auf den Thron. Mit diesem schlossen sie den zweiten Pariser Frieden, durch welchen Frankreich auf den Besitzstand des Jahres 1790 zurückgeführt wurde. Auch mußte es große Kriegskosten zahlen, die geraubten Kunstschätze wieder herausgeben und drei Jahre lang eine Besatzung der Bundestruppen in seinen Grenzfestungen unterhalten. Schon im Juni waren auch die Wiener Kongreßverhandlungen zum Abschluß gekommen, durch welche die Grenzverhältnisse der einzelnen Staaten Europas überhaupt und Deutschlands insbesondere geordnet wurden.

Napoleons Verbannung und Tod. — Der Wunsch Napoleons, von Rochefort aus sich nach Amerika zu begeben, sollte nicht erfüllt werden; durch englische Kreuzer*), welche die französische Küste bewachten, wurde er an der Flucht gehindert. Da er nun fürchten mußte, an seine Feinde ausgeliefert zu werden, so ergab er sich den Engländern, auf ihre Großmut vertrauend. Allein er irrte sich. Die Ruhe der Welt und die allgemeine Wohlfahrt geboten es, ihn aller Gelegenheit zu entziehen, je wieder zu Einfluß und Macht zu kommen. Deshalb beschloß man seine Verbannung auf die Insel St. Helĕna, einen der abgelegensten und unzugänglichsten Felsen des atlantischen Weltmeeres. Nach einer traurigen Fahrt gelangte Napoleon mit wenigen treuen Gefährten dort an. Hier führte er seitdem als europäischer Staatsgefangener mit einigen Freunden, die freiwillig sein Schicksal teilten, unter der strengsten Aufsicht der Engländer, ein abgeschiedenes, der Erinnerung verwichener Größe geweihtes Leben. Durch die standhafte Ertragung seines herben Geschickes hat er den Haß eines großen Teiles der Zeitgenossen ausgelöscht, die Bewunderung seiner Anhänger aber noch vermehrt. Er verschied — auf seinem Feldbette von Austerlitz — mit ruhiger Ergebung am 5. Mai 1821, in einem Alter von 53 Jahren. In seinem Testamente fand man die Worte: „Ich wünsche, daß meine Asche an den Ufern der Seine ruhen möge, inmitten des französischen Volkes, welches ich so sehr geliebt habe!“ Allein auch dieser Wunsch blieb lange unerfüllt. Er ward auf St. Helena zur Erde bestattet, und nur ein einfaches Denkmal bezeichnete die stille Felsengruft, in welcher der große Tote von seinem stürmischen Siegeslaufe ruhte. Erst im Jahre 1840 wurde seine Asche unter großem Gepränge nach Paris herübergeholt und im Dome der Invaliden feierlich beigesetzt.

Mit dem Throne Napoleons fielen auch die Throne seiner Brüder. Der hoffnungsvolle Sohn Napoleons, der vormalige König von Rom, ward als Herzog von Reichstadt in Wien bei seinem Großvater erzogen, starb aber schon in jungen Jahren.

---

*) Kreuzer nennt man Schiffe, welche auf einer kurzen Strecke hin- und hersegeln (kreuzen), um eine Küste oder einen Hafen zu beobachten.

Dessen Mutter, jetzt Herzogin von Parma und Piacenza, starb im Jahre 1847. Wie ein glänzendes Meteor war die Familie Napoleons gestiegen und gesunken.

Dreiundfünfzigster Abschnitt.

Rundgang der Revolution.

Revolution in Spanien und im spanischen Amerika. — Revolution in Portugal und Brasilien. — Revolution im Königreiche beider Sizilien und in Sardinien. — Revolution in Griechenland. — Krieg der Russen gegen die Türken.

Nach vielen Jahren harter Leiden war so endlich der Friede heimgekehrt, und die Fürsten Europas suchten nun die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hatte. Allmählich hob sich der gesunkene Handel und Wohlstand, und auch die Künste und Wissenschaften fingen an, sich wieder zu entfalten. Damit aber nicht abermals eine Revolution so namenloses Elend über Europa bringe, hatten schon bei ihrer Anwesenheit in Paris die Monarchen von Rußland, Preußen und Österreich den heiligen Bund geschlossen, durch welchen sie sich unzertrennlich zur christlichen Liebe und zum Frieden verbrüderten. Bald traten die meisten Mächte Europas diesem Bunde bei.

Allein mit dem Frieden von außen kehrte noch nicht sogleich Ruhe und Eintracht in die Staaten selbst zurück. Nicht aller Wünsche und Hoffnungen konnten befriedigt werden; dazu hatte die französische Revolution eine solche Menge neuer Gedanken über Freiheit und Gleichheit in Umlauf gesetzt, daß viele, welche sich hiernach ein Bild von Verfassung entworfen hatten, unmutig, ja aufrührerisch wurden, als sie es nicht verwirklicht fanden. Es schien, als solle wahr werden, was einst der Graf Mirabeau gesagt hatte: „Die französische Revolution wird die Reise um die Welt machen."

Revolution in Spanien und im spanischen Amerika. — Nach der ersten Besiegung Napoleons war Ferdinand VII., Spaniens früherer, aber von dem französischen Gewaltherrscher gestürzter

König, wieder in sein Königreich zurückgekehrt. Während seiner Abwesenheit, im Jahre 1812, hatten die Cortes, oder Landesstände, eine Verfassung entworfen, die sie ihm bei seiner Ankunft zur Bestätigung vorlegten. Da dieselbe aber die königliche Gewalt zu sehr lähmte, so weigerte er sich, sie anzunehmen. Hierüber entstand eine Gährung, die endlich zum gewaltsamen Ausbruche kam. Der König wurde gezwungen, die Verfassung anzunehmen und war von nun an nur ein Spielball in den Händen der Cortes. Um dem Unwesen eine Grenze zu setzen, schickte der König von Frankreich, Ludwig XVIII., im April 1823, unter Anführung seines Neffen ein Heer nach Spanien, das von der Mehrzahl der Nation mit offenen Armen empfangen wurde. Alles, was unter den Cortes angeordnet war, wurde aufgehoben, und das französische Heer blieb mehrere Jahre im Lande, um die Wut der Parteien zu beschwichtigen. — Am Ende aber stürzte der spanische König selbst sein Reich ins Unglück, indem er die weibliche Erbfolge einführte, um seiner Tochter Isabella II. den Thron zu verschaffen, den er seinem Bruder Karl (Don Karlos) widerrechtlich vorenthielt. Als nun Ferdinand VII. im September 1833 starb, setzte die Königin Christina, die schon während der Krankheit ihres Gemahles die Zügel der Regierung geführt hatte, die vormundschaftliche Regierung für ihre noch unmündige Tochter Isabella II. fort. Doch bald brach in Navarra ein Aufstand zu Gunsten ihres Oheims Karl aus, der an der Spitze seiner Freunde in Spanien kämpfte, um den Thron seiner Ahnen wieder zu erobern. So entspann sich ein schrecklicher Bürgerkrieg zwischen den Christinos und Karlisten, der mehrere Jahre fortwütete. Christina legte endlich die vormundschaftliche Regierung nieder und ging nach Paris; doch dauerten die blutigen Wirren in Spanien noch lange fort. Auch als die junge Königin Isabella feierlich den Eid auf die Verfassung ablegte, hatten die aufrührerischen Bewegungen noch ihren Fortgang. Dauernde Ruhe hoffte man endlich durch eine Versöhnung der verfeindeten Familien des Königshauses zu gewinnen; und auf Betrieb des Königs von Frankreich, Ludwig Philipp, kam eine Ehe zustande zwischen der Königin Isabella mit dem ältesten Sohne des Bruders von Don Karlos. Dennoch währte die Gährung in dem unglücklichen Lande noch immer fort.

Während solcher Wirren in Spanien rissen sich fast alle Kolonien dieses Reiches in Amerika vom europäischen Mutterlande los und bildeten sich zu selbständigen Republiken. So entstanden unter anderen die Republiken Mexiko, Kolumbien, Peru und Chili; und alle Versuche der Spanier, sie wieder zu erobern, scheiterten an der kühnen Gegenwehr der neuen, in jugendlicher Kraft aufblühenden Freistaaten. Durch den Verlust jener reichen amerikanischen Gebiete ist Spanien immer tiefer von seiner früheren Weltstellung hinabgesunken.

Revolution in Portugal und Brasilien. — Mit Spanien hatte Portugal ein ähnliches Schicksal. Obschon das Land von den Franzosen längst geräumt war, so kehrte doch die nach Brasilien geflüchtete königliche Familie nicht zurück, sondern ließ es wie eine Provinz durch einen Statthalter verwalten, der ganz unter englischem Einflusse stand. Die Gährung in Spanien verbreitete sich auch nach Portugal und kam im August 1820 zuerst zu Oporto zum Ausbruche. Alsbald entwarfen die Cortes eine der spanischen ähnliche Verfassung und schickten sie dem Könige Johann VI. zur Bestätigung nach Brasilien. Im Februar 1821 beschwur er sie zugleich für Brasilien, schiffte sich dann aber nach Portugal ein und ernannte seinen ältesten Sohn, Don Pedro, zum Statthalter Brasiliens.

Allein des Königs Rückkehr stellte die Ruhe nicht wieder her. Es entstand ein wildes Parteigewühl, indem ein großer Teil der Nation die neue Verfassung mißbilligte. Da trat der zweite Sohn des Königs, Don Miguel, an die Spitze der Unzufriedenen und stellte die unumschränkte Verfassung wieder her, so sehr auch der König sich dagegen erklärte. Während dieser Unruhen riß sich Brasilien von Portugal los, und der Prinzregent Don Pedro nahm auf Verlangen der Stände den Titel eines Kaisers von Brasilien an. So entstand im Jahre 1822 das erste Kaiserreich in Amerika, dessen Unabhängigkeit auch vom Könige von Portugal anerkannt wurde.

Nach dem Tode des Königs Johann VI. ernannte der brasilianische Kaiser Don Pedro seine junge Tochter, Maria da Gloria, zur Königin von Portugal. Allein ein großer Teil der

Nation erklärte sich für Don Miguel, der schon längst den portugiesischen Thron zum Zielpunkte seines Strebens gemacht hatte. So entstand, ähnlich wie damals in Spanien, zwischen den nächsten Angehörigen der königlichen Familie und ihrem Anhange ein wilder Krieg um Krone und Herrschaft. Lange wütete dieser Bürgerkrieg, bis endlich Don Miguel im Jahre 1834 den unseligen Kampf aufgab und nach Italien floh.

Revolution im Königreiche beider Sizilien und Sardinien. Wie andere Länder, so erlebte auch Italien nach dem Sturze der französischen Fremdherrschaft und nach der Rückkehr der alten Königsfamilien noch geraume Zeit der Aufregung und Wirren, bis endlich eine neue, feste Ordnung der Verhältnisse durchgeführt war. Einschränkung der Königsmacht, Vermehrung der Volksrechte, das und anderes war die Losung für viele Kreise der Nation. Die blutigen Vorgänge in Spanien und Portugal wiederholten sich in Italien, namentlich in Sizilien waren die Ausschreitungen zeitweilig so schauderhaft, daß sie die Greuel der französischen Revolution fast überboten. In den Zeiten des zurückgekehrten Königs Ferdinand VI. und später seines Sohnes und Enkels hat namentlich Österreich sich in den zwanziger Jahren hohe Verdienste um die Ruhe auf der Halbinsel erworben; auch im Königreich Sardinien machte ein österreichisches Heer dem Revolutionsversuche ein schnelles Ende.

Um so vielen und sich stets erneuernden Umsturzversuchen der Völker und all den blutigen Greueln ein Ende zu machen, hatten sich bereits im Oktober 1820 die Hauptmächte Europas zu Troppau zum s. g. Monarchen-Kongreß versammelt, der später nach Laibach verlegt wurde. Die Herstellung der Ruhe und Ordnung war zunächst auch für Italien das Ergebnis dieser Bemühungen.

Revolution in Griechenland. — Seit 1453 standen die Griechen unter dem harten Joche der Türken. Umsonst hatten sie sich nach einem Retter umgesehen, als endlich im März 1821, bei einem Aufstande in der Wallachei, der Fürst Alexander Ypsilanti, früher russischer General, in der Moldau auftrat und die Griechen zum Kampfe für ihre Unabhängigkeit aufrief. Vermutlich rechnete

er bei diesem Wagestücke auf die Hilfe des russischen Kaisers; allein er täuschte sich. So sich selbst überlassen, wurde er mit seinem Häuflein bald überwältigt; und nun begann ein furchtbares Blutbad unter den Griechen in Konstantinopel und mehreren anderen Städten, die man im Verdacht der Teilnahme hatte. Selbst der ehrwürdige Patriarch von Konstantinopel wurde vor seiner Kirche aufgehängt. Dagegen brach der Aufstand auch auf Morea (dem ehemaligen Peloponnes) und den Inseln aus und verbreitete sich über ganz Griechenland. Zu Wasser und zu Lande entbrannte alsbald der Krieg, in welchem sowohl von seiten der Türken, als auch der Griechen die größten Grausamkeiten verübt wurden. Am glücklichsten kämpften die Griechen zur See. Mit ihren Brandern griffen sie die feindlichen Schiffe an und verbrannten dieselben. Auch im Landkriege fochten die Griechen anfänglich mit Erfolg und entrissen den Türken den größten Teil von Morea. Da schickte der Pascha von Ägypten im Jahre 1824 seinen Sohn Ibrahim mit einem großen Heere nach Morea, welches von ihm bald wieder erobert und schrecklich verheert wurde.

Die Lage der Griechen wurde seitdem mit jedem Tage trauriger und erregte die Teilnahme aller christlichen Völker. Endlich traten die drei Seemächte, England, Rußland und Frankreich, ins Mittel und schlossen unter sich im Juli 1826 zu London einen Vertrag, dem Gewürge ein Ziel zu setzen und die streitenden Parteien auseinander zu halten. Ihre vereinigten Flotten besetzten den Hafen von Navarino, in welchen eben die große ägyptisch-türkische Flotte eingelaufen war. Hier kam es am 20. Oktober 1827 zu einer großen Seeschlacht, in welcher jene fast gänzlich von den Verbündeten vernichtet wurde.

So hart dieser Schlag auch war, er beugte dennoch den Übermut der Türken nicht. Ibrahim wütete in Morea ärger als je. Die Verbündeten forderten ihn auf, die Halbinsel zu räumen, und da er sich weigerte, landete im August 1828 ein französisches Besatzungsheer. Sofort schiffte sich jetzt Ibrahim ein; auch das übrige Griechenland wurde von den Türken geräumt, und der Graf Capodistrias, früher russischer Minister, zum Präsidenten des befreiten Landes ernannt. Allein bald erwachte wieder der Griechen

alte Uneinigkeit. Der Präsident wurde ermordet, und das kaum befreite Griechenland ward nun der Schauplatz eines gräßlichen Bürgerkrieges. Da aber traten die auswärtigen Mächte vermittelnd ein, um dem schwankenden Zustande des Landes ein Ziel zu setzen. Auf ihren Vorschlag wählten die Griechen den Prinzen Otto, den zweiten Sohn des Königs Ludwig von Bayern, zu ihrem Könige. Im Dezember 1832 verließ der junge Fürst mit mehreren Räten und einem kleinen Heere die Heimat, um den gefährlichen Thron des neugeschaffenen Staates zu besteigen. Er wählte erst Nauplia, dann Athen zu seiner Residenz und gründete hier auch eine Hochschule. Allein mit dem neuen Geschicke dieses Landes verbanden sich nicht die Segnungen des Friedens, die der König nach besten Kräften anzubahnen fortwährend bemüht war. Das Volk, verwildert durch langen Druck und ohne geistige Bildung, war zügellos und ging in seinen Forderungen immer weiter. Um die Volkswut zu beschwichtigen, entließ der König schon nach wenigen Jahren seine fremden Minister und Soldaten, später alle Fremden ohne Unterschied, selbst die, welche Gut und Blut für Griechenland gewagt hatten. Auch gab der König dem Lande eine neue Verfassung; dennoch blieb die Parteiwut, ja es kam im Oktober 1862 zu einem großen Aufstande. Da verließ der um Griechenland so hochverdiente König das undankbare Land und kehrte in die Heimat seiner Jugend zurück. In Griechenland bildete sich jetzt eine vorläufige Regierung, die nach neuen Wirren und Erschütterungen im Jahre 1863 den jungen Georg, Sohn des Königs Christian IX. von Dänemark, zum Könige von Griechenland wählte.

Unmittelbar an den Befreiungskrieg der Griechen reihte sich ein blutiger Zusammenstoß Rußlands mit der Türkei, die bald die härtesten Niederlagen von den siegreichen Truppen des nordischen Nachbars zu erleiden hatte. Da aber die übrigen europäischen Großmächte ein allzu starkes Wachsen Rußlands auf Kosten des zerfallenden osmanischen Reiches nicht wollten, so kam unter preußischer Vermittlung im Jahre 1829 der Friede von Adrianopel unter sehr gemäßigten Bedingungen zustande.

Vierundfünfzigster Abschnitt.

Frankreich. Eroberung Algiers 1830. — Die Julirevolution 1830. — **Karl X.** verbannt; **Ludwig Philipp**, König der Franzosen. — Revolution in Belgien 1830; Belgien trennt sich von Holland; Krieg zwischen beiden Staaten; das Bombardement von Antwerpen 1832. — Revolution in Polen 1830; auch dieser Versuch zur Wiederherstellung des Reiches scheitert; nach heldenmütiger Gegenwehr fällt Warschau 1831. — Unruhige Bewegungen in mehreren Staaten Europas.

Frankreich unter Ludwig XVIII. — Nach dem Sturze Napoleons wurde, wie schon oben erzählt ist, in Frankreich das alte Geschlecht der Bourbonen wieder auf den Königsthron zurückgeführt, und zwar folgten sich in dieser höchsten Würde die beiden jüngeren Brüder des unglücklichen hingerichteten Königs Ludwig. Schwieriger als früher war die Stellung des zunächst regierenden Ludwigs XVIII., nachdem ihn die Waffen der Fremden zum zweiten Male auf den französischen Thron zurückgeführt hatten. Er that vieles für das Wohl des Landes, allein das Vertrauen und die Liebe der Nation gewann er nicht. Die mit alten Vorurteilen und stolzen Ansprüchen heimgekehrten Emigrierten, welche vom Hofe begünstigt wurden, erregten Unmut; vor allem aber gedachten die zahlreichen aus der Gefangenschaft entlassenen Krieger Napoleons der glorreichen Zeit unter ihrem ehemaligen Gebieter mit Sehnsucht. Seitdem waren zwei Parteien in unversöhnlichem Zwiste befangen, die der Ultras, welche die Regierung, wie sie vor der Revolution gewesen war, wiederherstellen wollten, und die der Liberalen, welche die Beibehaltung desjenigen verlangten, was durch die Revolution errungen war. In diesem Parteistreite für das Alte und Neue kam es zu den traurigsten Auftritten. — Ludwig XVIII. starb im Jahre 1824; ihm folgte sein Bruder

Karl X. — Der Streit der Parteien wurde unter ihm noch größer. Das Streben der Regierung war deshalb dahin gerichtet, durch auswärtige Unternehmungen dem französischen Nationalstolze zu schmeicheln und die Regierung der Bourbonen zu empfehlen, vor allem aber die Aufmerksamkeit des Volkes anderswo zu beschäftigen. Deshalb schickte der König zur Rettung der bedrängten Griechen nach Morea ein Heer, welches die Halbinsel schnell von den Türken säuberte und für die Griechen besetzte. Noch glorreicher war das Unternehmen gegen Algier. Seit Jahrhunderten hatte

dieser Raubstaat mit unerhörter Frechheit an den Rechten der Fürsten und Völker gefrevelt. Noch jüngst hatte der Dei den französischen Gesandten, als dieser ihm wegen des Treubruchs gegen seine Nation Vorstellungen machte, mit Hohn zurückgewiesen und so die Ehre der ganzen Nation aufs tiefste verletzt. Aber die Strafe folgte auf dem Fuße nach. Der Marschall Bourmont wurde mit einer großen Flotte abgeschickt, sie zu vollziehen. Er landete im Juli 1830 an der afrikanischen Küste, eroberte nach heftigem Kampfe zu Wasser und zu Lande die Stadt, entsetzte den Dei und machte das ganze Land zu einer französischen Kolonie.

Die Julirevolution (1830). — Dieser über alle Erwartung glückliche Erfolg eines Unternehmens, das bisher keinem, selbst nicht dem mächtigen Kaiser Karl V., gelungen war, erfüllte ganz Frankreich, ganz Europa mit Jubel und schien um das Haupt der Bourbonen einen ewig grünenden Lorbeer zu winden. Daher glaubte auch die Regierung, eben jetzt sei der geeignete Zeitpunkt erschienen, einzelne Veränderungen in der Verfassung vorzunehmen und gewisse Rechte und Freiheiten des Volkes wieder zu beschränken. Im Monat Juli erschienen bereits die betreffenden königlichen Ordonnanzen oder Verordnungen. Aber hierüber brach der Unmut des Volkes in lichte Flammen des Aufruhrs aus. Drei Tage hintereinander war ein mörderischer Kampf in den Straßen von Paris. Der Donner des Geschützes erscholl wie in einer eroberten Stadt, das Blut floß in Strömen, bis endlich die Bürger ihren Sieg vollendet hatten. Alsbald versammelten sich die Abgeordneten des Volkes, erklärten die ganze ältere Linie der Bourbonen des Thrones verlustig und ernannten aus einer Seitenlinie des Geschlechtes den Herzog von Orleans, unter dem Namen Ludwig Philipp, zum Könige der Franzosen. Auch von den übrigen Mächten wurde er als solcher anerkannt. Der entthronte König schiffte sich mit seiner Familie nach England ein; später begab er sich nach Österreich, wo er die gastfreundlichste Aufnahme fand und im Jahre 1838 auf einem Schlosse bei Prag starb.

Revolution in Belgien (1830). — Die in Frankreich wieder erwachte Revolution blieb auch dieses Mal nicht ohne Wirkung auf die Nachbarländer. Durch Religion, Sprache und Sitten

getrennt, blieben sich die beiden benachbarten Völker, Holländer und Belgier, stets fremd. Als dessenungeachtet der Wiener Kongreß sie zu einem Reiche vereinigte, wurde die Spannung noch größer. Leicht entbrannte daher, wenige Wochen nach den Vorgängen des Juli zu Paris, der Aufruhr auch in Brüssel. Der Palast des verhaßten Ministers van Maanen wurde zerstört, die Wache niedergemetzelt; jede Leidenschaft entbrannte in ungezügelter Wildheit. Zwei Tage hintereinander boten die Greuel in den Straßen der Stadt einen schaudererregenden Anblick dar. Dann erst ward die Ruhe durch das Einschreiten der Nationalgarde wieder hergestellt. Mittlerweile hatte sich aber der Aufstand in der Hauptstadt schnell den übrigen Provinzen mitgeteilt; überall wurden die Holländer vertrieben.

Der König der Niederlande, Wilhelm, schlug anfangs den Weg der Güte ein, um seine südlichen Provinzen zum Gehorsam zurückzuführen. Als aber alle versöhnenden Maßregeln mit Trotz zurückgewiesen wurden, schickte er seinen Sohn, den Prinzen Friedrich, mit einem Heere ab, um zunächst Brüssel, den Herd der Revolution, zu unterwerfen. Jetzt begann ein mörderischer Kampf in den Straßen, in den Häusern, in den Gärten und wütete vier schreckliche Tage hindurch. Nach fruchtloser Gegenwehr gaben endlich die Holländer den Kampf auf und zogen sich in der Nacht aus Brüssel. Hier bildete sich nun eine vorläufige Regierung, die eine völle Trennung Belgiens von Holland verlangte. Um neuem Blutvergießen vorzubeugen, traten im Dezember desselben Jahres die fünf Hauptmächte Europas, Österreich, Preußen, Frankreich, England und Rußland, durch die Konferenz zu London vermittelnd ein. Diese sprach auch die völlige Trennung aus und bestimmte nach vielfachen Verhandlungen den Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg zum Könige der Belgier.

Der König der Niederlande fügte sich dem Drange der Umstände und willigte in die Herausgabe Belgiens, jedoch nicht unter denjenigen Bedingungen, welche von den vermittelnden Mächten festgesetzt wurden. Er griff deshalb im August 1831 wieder zu den Waffen, um sich ehrenvollere zu erkämpfen. Der Prinz von Oranien führte den Oberbefehl des Heeres. Die Belgier wurden zweimal nacheinander geschlagen und nach einem Feldzuge von

zehn Tagen standen die Holländer im Herzen von Belgien. In dieser Gefahr eilte ein französisches Heer herbei, um die Holländer in eine von der Konferenz bestimmte Waffenstillstandslinie zurückzuweisen. Vor der Übermacht zogen sich die Holländer ohne Kampf zurück. Auch die Franzosen wandten sich wieder nach ihren Grenzen, blieben aber stehen, um die Holländer zu beobachten und mit Hilfe sogleich zur Hand zu sein, falls ihre Bundesgenossen, die Belgier, von den Holländern überfallen würden. Das Band zwischen Frankreich und Belgien wurde bald hierauf noch fester geknüpft durch die Vermählung des Königs Leopold mit einer Tochter des Königs der Franzosen.

Die Unterhandlungen zur Auseinandersetzung der beiden verfeindeten Staaten hatten zu London wieder ihren Fortgang, ohne jedoch den gewünschten Erfolg herbeizuführen. Da rückte zum zweiten Male ein französisches Heer unter dem Marschall Gérard in Belgien ein, um die von den Holländern noch besetzte Citadelle von Antwerpen für die Belgier zu erobern. Am 1. Dezember 1832 begann die Belagerung, die eine der furchtbarsten in der Kriegsgeschichte ist. Bis zum 22. Dezember schlug der berühmte holländische General Chassé alle feindlichen Sturmangriffe mit Heldenmut zurück, bis endlich die letzten Hilfsmittel erschöpft waren. Gleich nach der Einnahme näherte sich der Sieger voll Hochachtung dem Helden und reichte ihm die Hand mit den Worten: „Ich ehre den Mut überall, und diese Ruinen sind die schönsten Zeugen des Ihrigen.“ Die Citadelle wurde den Belgiern übergeben, und das französische Heer zog wieder ab. Allein auch der Fall der Citadelle führte noch nicht das Ende des Krieges herbei. Noch immer standen die Holländer und Belgier bewaffnet einander gegenüber. Erst im Jahre 1839 kam eine friedliche Auseinandersetzung zustande.

Revolution in Polen (1830). — Mit dem Sturze Napoleons war der Polen letzte Hoffnung für die Wiederherstellung ihres Reiches zertrümmert. Der Wiener Kongreß gab die Provinz Posen wieder an Preußen, erklärte Krakau zum Freistaate und überließ das Herzogtum Warschau mit 3 600 000 Einwohnern unter dem Titel „Königreich Polen“ dem Kaiser Alexander von

Rußland. Dieser hoffte, die Polen mit ihrem Mißgeschicke zu versöhnen und verlieh ihnen deshalb besondere Freiheiten und Rechte. Vergebens! In den Russen sahen sie die Urheber ihres Unglückes, und das Gefühl, jetzt von einem russischen Machtgebieter, dem Vizekönige Konstantin, abhängig zu sein, konnte sie mit der Gegenwart nicht aussöhnen. Statt sich wie früher in Parteiungen gegenseitig zu schwächen, hatte jetzt das gemeinsame Unglück alle Bewohner vereinigt. Der mächtige Gedanke des Vaterlandes war sichtbar auch nach unten in die niederen Volksklassen gedrungen. Da nun auch die Vorfälle in Paris auf die Polen wirkten, so kam es plötzlich im November 1830 in Warschau zu einem furchtbaren Volksaufstande gegen die Russen. Konstantin selbst entkam der Volkswut nur durch schleunige Flucht. Durch das kräftige Einschreiten der Nationalgarde war jedoch schon am folgenden Tage die Ruhe wieder hergestellt. Es wurde jetzt eine vorläufige Regierung eingesetzt, und eine Gesandschaft nach Petersburg geschickt, um den Kaiser um die Wiederherstellung des Königreichs Polen innerhalb seiner früheren Grenzen zu bitten. Als diese aber mit der Trauerbotschaft zurückkam: „Keine Gnade ohne völlige Unterwerfung!“ da rüstete sich alles zur verzweifelten Gegenwehr. Schon im Februar 1831 ließ der Kaiser ein großes Heer in Polen einrücken. Doch der Polen alte Tapferkeit strahlte bei ungleichem Kampfe in verjüngtem Glanz. Im Angesichte der Hauptstadt leisteten sie mehrere Tage hintereinander den hartnäckigsten Widerstand und behaupteten sich fest in ihrer Stellung. Nachdem andere ihrer Feldherren abgetreten oder verwundet waren, trat der General Skrzynecki an die Spitze. Dieser suchte auch die entfernteren Provinzen durch dahin gesandte Truppen zu befreien. Er selbst unternahm es, Litauen zu befreien, anfangs mit glücklichem Erfolge, doch bald darauf von den Russen mit großer Übermacht angegriffen, entging er nur nach Wundern der Tapferkeit bei Ostrolenka der Vernichtung; die polnischen Truppen wurden unter steten Kämpfen auf das preußische Gebiet verdrängt, wo man Niederlegung der Waffen forderte.

Unterdes durchzog die asiatische Cholera, vor ihr der Schrecken, hinter ihr der Tod, nach und nach fast alle Länder Europas. Auch

im russischen Heere wütete die schreckliche Seuche, die unter anderen Feldherren auch den Großfürsten Konstantin dahinraffte. Die Polen, und namentlich ihr heldenmütiger Führer Skrzynecki hofften inzwischen auf Hilfe, bald von Frankreich, bald von England, und suchten durch Vermeidung einer Hauptschlacht den Krieg in die Länge zu ziehen, bis Beistand von außen käme. Allein der gehoffte Beistand kam nicht, und die Lage der Polen wurde mit jedem Tage bedenklicher. Vor der Übermacht weichend zog sich Skrzynecki mit dem Reste seiner Truppen kämpfend unter die Mauern Warschaus zurück und legte seine Stelle nieder.

Da schickte der russische Oberfeldherr Paskewitsch einen Offizier in die Stadt, um sie im Namen des Kaisers zur Unterwerfung aufzufordern und dagegen Gnade und Vergessenheit alles Geschehenen zu verheißen. Allein diese Worte des Friedens und der Versöhnung wurden zurückgewiesen. Am 6. September mit Tagesanbruch rückten daher die Russen zum Sturm heran. Nach einer zweitägigen, äußerst hartnäckigen Verteidigung, als bereits Schanzen und Wälle erstürmt waren, und viele Häuser in Flammen standen, übergab man, auf die Bewilligung freien Abzuges mit allen militärischen Ehren, die Stadt, um sie nicht dem äußersten Elende bloßzustellen. Dann hielten die Russen ihren Einzug, nachdem am Abend vorher die polnischen Truppen abgezogen waren. Diese setzten den Kampf in anderen Gegenden des Landes noch einige Zeit hindurch fruchtlos fort; die einzelnen Haufen mußten sich auf das preußische oder österreichische Gebiet flüchten und dort die Waffen niederlegen. Der Kaiser Nikolaus erließ bedingungsweise Verzeihung, infolge deren manche Polen zurückkehrten; viele aber zogen es vor, in Frankreich oder England eine neue Heimat zu suchen. Durch diesen unglücklichen Aufstand verlor Polen den letzten Schatten seiner Selbständigkeit.

Unruhige Auftritte in mehreren anderen Staaten. — Auch fast in allen übrigen europäischen Staaten herrschte während jener Jahre große Gährung und kam hier und dort zum gewaltsamen Ausbruche. — In der Schweiz, welche damals ein offenes Asyl war für alle Unzufriedenen und Flüchtlinge anderer Nationen, herrschte ein arges Parteigewühl mit Aufstand und Empörung.

Alte zu Recht bestehende Gesetze und Verträge ganzer Kantone wurden nicht mehr geachtet. Die gewaltsame Aufhebung der Stifter und Klöster fing an, auch den kirchlichen Frieden zu stören. Und als im Jahre 1846 die Stadt Luzern von bewaffneten Freischaren plötzlich überfallen wurde, da schlossen sieben katholische Kantone unter sich einen Sonderbund, um sich mit den Waffen gegen solche gewaltsame Überfälle zu schirmen. Da aber rief der Vorort Bern alle übrigen Kantone zum Einschreiten auf und nun begann ein greuelvoller Bürgerkrieg von zwölf Kantonen gegen sieben. Der Sonderbund mußte der Übermacht erliegen und sich wieder auflösen. Die gewaltthätige Partei benutzte ihren Sieg zu einer bedeutsamen Bundesreform und verwandelte durch eine neue Verfassung die Eidgenossenschaft aus einem Staatenbunde selbständiger Kantone in einen Bundesstaat mit einheitlichem Militär-, Zoll-, Paß- und Münzwesen (1848).

Fünfundfünfzigster Abschnitt.

Das Revolutionsjahr 1848.

Frankreich: die Februarrevolution 1848. Der Julithron wird wieder gestürzt, eine **Republik** errichtet, und nach kurzer Dauer derselben **Ludwig Napoleon** zum Kaiser erwählt. Die Vorgänge in Frankreich breiten wieder ihre einwirkende Kraft rasch aus über die meisten übrigen Staaten Europas, und das Jahr 1848 wird ein sehr verhängnisvolles.

Während in den früheren Jahrzehnten des Rundganges der Revolution immer nur ein oder anderes Land in gewissen zeitlichen Zwischenräumen vom Geiste des Umsturzes ergriffen war, brach plötzlich im Jahre 1848 bei fast allen Völkern Europas ein solch allgemeines Toben los, daß man jenes Jahr staatlicher Unruhen wohl als „das tolle Jahr“ bezeichnet hat. Fast schien es, als wenn gleichzeitig die meisten Völker von einer allgemeinen geistigen Krankheit befallen wären. Wirre Vorstellungen von Freiheit und Gleichheit, von Erweiterung der Volksrechte und Beschränkung des Königstums entzündeten die wildesten Leidenschaften und führten in Frankreich, Italien, Deutschland und in anderen Staaten zu den blutigsten Vorgängen.

Die Februarrevolution in Frankreich (1848). — Frankreich, das Land der Unruhen und Empörungen, machte auch jetzt wieder

den traurigen Anfang. Nachdem hier die ältere Linie der Bourbonen gestürzt und das Haus Orleans auf den Thron gekommen war, verlangte das Volk immer größere Freiheiten und Rechte und deshalb eine Reform oder Umänderung der Verfassung. Reform wurde überhaupt das Stichwort für alles, was jeder Unzufriedene für sich wünschte. In jener Zeit nun sollte einst in Paris ein sogenanntes Reformbankett gefeiert werden, und die ganze Stadt geriet in eine fieberhafte Aufregung. Um einer etwaigen Gefahr vorzubeugen, erschien am Tage zuvor eine Bekanntmachung der Regierung, durch welche das Festmahl verboten ward. Da aber kam es in Paris zu einem gewaltsamen Aufstande. Ganze Massen von Arbeitern zogen lärmend und drohend durch die Straßen mit dem Schrei: „Reform! Reform!" „Fort mit Guizot!" — dieser war Ministerpräsident, — und es erhoben sich schon in mehreren Straßen Barrikaden. Der König glaubte, den Sturm beschwichtigen zu können, wenn er das Ministerium Guizot entließe und einen beim Volke beliebten Mann an die Spitze eines neuen Ministeriums stellte. Und wirklich erregte diese Botschaft laute Freude. Die Barrikaden verschwanden; die Straßen wurden festlich beleuchtet. Aber ein unglücklicher Zufall vereitelte die Hoffnung der Ruhiggesinnten. Am Abende dieses Tages, den 23. Februar, gegen 10 Uhr zog ein Volkshaufen mit Fahnen und Fackeln singend und lärmend nach der Wohnung des Guizot und forderte drohend die sofortige Beleuchtung des Gebäudes. Plötzlich fiel ein Schuß und verbreitete bei der auf dem Vorplatze aufgestellten Wache die Meinung, sie würde von dem Volkshaufen angegriffen. Da gab diese Feuer, und mehrere sanken tot oder verwundet nieder. Wut ergriff die Menge. Sie belud eine Bahre mit Leichen, durchzog unter Fackelschein die Straßen, mit dem Schrei: „Auf! wir sind verraten! Rache! zu den Waffen!" Noch in der Nacht wurden Barrikaden errichtet, und große Gefahren waren in vollem Anzuge.

Der König nahm jetzt seine Zuflucht zu einem neuen, ganz volkstümlichen Ministerium. Es war zu spät! Die Menge wollte keine königliche Herrschaft mehr, sie verlangten nunmehr eine Volksherrschaft nach ihrem Sinne. Da legte der alte, tiefgebeugte

König die Regierung nieder zu Gunsten seines Enkels, des Grafen von Paris, unter der Vormundschaft seiner Mutter, der Herzogin von Orleans, einer deutschen Fürstentochter aus Mecklenburg, die bei der französischen Nation beliebt war. Es war zu spät! Unter den wütenden Forderungen und Drohungen der Menge kam nun plötzlich eine Republik zustande, und diese neue Errungenschaft wurde mit lärmendem Jubel begrüßt. Der König schiffte sich mit seiner Gemahlin nach England ein; die Herzogin von Orleans begab sich mit ihren Kindern nach Deutschland.

Allein der Rausch der republikanischen Jubeltage mit ihren Freudenfesten und Fahnenweihen unter dem neuen Wahlspruche: „Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!“ war bald vorübergehend. Die Wirklichkeit des gewöhnlichen Lebens schuf immer größere Schwierigkeiten und Bedenken. Eine Hauptaufgabe der neuen Regierung mußte nun die Besserstellung der arbeitenden Klasse sein, da ja die Revolution hauptsächlich ihr Werk war; und es geschah auch viel für dieselbe. Es wurden neue Werkstätten errichtet, es wurde den Arbeitslosen täglich eine Geldspende gereicht. Allein die Werkstätten verschlangen Millionen, ohne etwas Erhebliches zu leisten, und die Zahl der Arbeitslosen, mitunter Arbeitsscheuen, mehrte sich von Tag zu Tag und ward immer ungestümer in ihrer Forderung. Die Regierung sah sich deshalb in die Notwendigkeit versetzt, die Werkstätten wieder zu schließen und die täglichen Geldspenden aufzugeben. Da versuchten die in ihrer Erwartung getäuschten Arbeiter eine neue Revolution, deren Endziel kein anderes zu sein schien, als die Plünderung und Beraubung der besitzenden Klasse. Sie erhoben sich in Masse und durchzogen wütend und drohend die Straßen. Rote Fahnen wehten vor ihrem Zuge und verkündeten das blutige Vorhaben. Dieser Sturm jedoch wurde durch das kräftige Einschreiten der Truppen und der Nationalgarde zurückgewiesen. Dem ersten Versuche des Aufruhrs folgte aber schon bald ein zweiter und gefährlicherer. In dieser ungeheuren Not ernannte die Regierung einen Diktator und erklärte Paris in Belagerungszustand. Nun begann in den Straßen ein schrecklicher Kampf, der vier Tage fortwütete und beiderseits viele Menschenopfer kostete. Am zweiten Tage, als

der Kampf am schrecklichsten tobte, begab sich der Erzbischof von Paris, voll Erbarmen über das Bürgerblut, welches vergossen wurde, das Kruzifix und die Palme des Friedens in der Hand, zu den Empörern, um ihnen Worte der Versöhnung zu bringen! Allein selbst der fromme Apostel des Friedens sank von Kugeln durchbohrt am Fuße der Barrikaden als Opfer dahin. Erst am 26. Juni endete der Kampf mit der Besiegung der Meuterer, über die jetzt ein strenges Gericht erging. Geschützt durch diese Maßregeln der Strenge wählte die Nation im Andenken an den ruhmvollen Namen Napoleon nunmehr Ludwig Napoleon, den Sohn des vormaligen Königs von Holland, zum Präsidenten der Republik. Ja die Mehrzahl der Nation wünschte ihn bald sogar als Kaiser an die Spitze des Reiches gestellt, damit unter eines Mächtigen Zepter das Land endlich beruhigt und der Segnungen des Friedens teilhaftig würde. Und als es hierüber zur Abstimmung kam, wurde Napoleon mit fast acht Millionen Stimmen zum Kaiser der Franzosen erwählt, und am 1. Dezember 1852 dieser Volksbeschluß ihm feierlich überbracht. Seitdem führte er den Titel Napoleon III. (Der zweite Napoleon wäre demnach der Sohn Napoleons I., der Herzog von Reichstadt, gewesen.) Auf die Geschichte dieses merkwürdigen Mannes werden wir im folgenden Abschnitt näher eingehen.

Italien und die Revolution von 1848. — Die französischen Vorgänge hatten auch in den Nachbarländern mächtige staatliche Bewegungen zur Folge. In Oberitalien hatte sich das lombardisch-venetianische Königreich unter der Regierung Österreichs zu hohem Wohlstande hinaufgeschwungen. Aber dennoch standen hier die Österreicher wie in Feindes Land. Sie galten als Fremde, und alles, was deutsch war und deutsch hieß, war von jeher in Italien verhaßt. Leicht entbrannte daher nach den Vorkommnissen in Frankreich auch hier die Revolution, und zuerst rief Mailand die Republik aus. In Mailand stand damals der alte österreichische Feldmarschall Radetzki. Um Bürgerblut zu schonen und der aufgeregten Menge Zeit zu lassen, zur Besonnenheit zurückzukehren, verließ der Heldengreis im März des wild bewegten Jahres 1848 mit seinen Truppen die Stadt, jedoch „auf Wieder-

sehen!" Auch Venedig rief die Republik aus, und die kaiserliche Besatzung räumte ebenfalls die Stadt, jedoch auch „auf Wiedersehen!" Einen noch höheren Aufschwung nahm die Revolution, als Karl Albert, der König von Sardinien, sich an die Spitze derselben stellte.

Dieser vom Ehrgeize getriebene Fürst glaubte, den passenden Augenblick benutzen zu müssen, ganz Oberitalien sich zu erwerben. Er erklärte deshalb ohne alles Recht Österreich den Krieg und fiel mit Heeresmacht in die Lombardei ein. Sogleich erhob sich ganz Oberitalien und scharte sich voll Begeisterung um „das Schwert Italiens" — so nannte ihn die jubelnde Menge. Radetzki stand nun mit seiner geringen Truppenzahl einem ganzen bewaffneten Volke gegenüber! Dennoch zagte der alte Löwe nicht. Nur langsam und unter steten Kämpfen zog er sich vor der Übermacht zurück, bis Verstärkung von Österreich kam. Dann aber machte er Halt, ging im Anfange Juli kräftig wieder vor und erfocht Sieg auf Sieg, den entscheidendsten bei Custozza, wo er den weit überlegenen Feind völlig niederwarf und zersprengte. In raschem Siegeszuge rückte er wieder in die Lombardei ein und hielt seinen Einzug in Mailand. Der enttäuschte König von Sardinien aber eilte mit einem erbetenen Waffenstillstande beschämt in sein Land zurück. Und dennoch schlug er im März des folgenden Jahres von neuem los. Dieser Feldzug dauerte nur vier Tage. Bei Novara wurde der König so entschieden geschlagen, daß er noch auf dem Schlachtfelde zu Gunsten seines ältesten Sohnes abdankte und freiwillig in die Verbannung ging. Der neue König, Viktor Emanuel, schloß Frieden mit Österreich, und dieses hatte die Großmut, den jungen Fürsten gegen eine feindliche Partei in seinem eigenen Lande zu schützen. Schon im August desselben Jahres erlag auch die stolze Meeresfeste Venedig den Anstrengungen der Kunst und des Mutes der Österreicher, und das ganze Land war nun wieder gewonnen. Das war das Werk des alten Helden Radetzki und eines Heldenheeres, wie selbst die neuere Zeit kein besseres sah.

Auch der Kirchenstaat und besonders Rom selbst ließ sich mit fortreißen in den Freiheits-Strudel jener Zeit. Als im

Jahre 1846 der Papst Gregor XVI. gestorben war, wurde der Kardinal Mastai Ferretti als Pius IX. sein Nachfolger. Seine Milde, seine Leutseligkeit gewannen ihm aller Herzen. Er begann seine Regierung mit wesentlichen Veränderungen in der bisherigen Verwaltung des Kirchenstaates, und seine freisinnigen Anordnungen wurden mit Jubel begrüßt. „Es lebe Pius IX.!" war die Losung des Tages überall. Aber schon bald zeigten sich bedenkliche Spuren eines überstürzenden Ungestüms bei der leidenschaftlichen Bevölkerung dieses Landes, und das Jahr 1848 zerstörte vollends die Hoffnung auf eine ruhige Entwickelung besserer Zustände, die nur durch sittlichen Ernst, Besonnenheit und Eintracht gewonnen werden können. Die vom Freiheitsschwindel fortgerissene Menge wurde immer anmaßender und herrischer. Ein Recht nach dem andern nahm sie für sich in Anspruch; und als der Krieg in der Lombardei ausbrach, verlangte sie sogar, daß der Papst dem Kaiser von Österreich den Krieg erkläre. So ungebührlicher Forderung mußte die Zustimmung versagt werden. Da kam es in Rom zu rohen Ausbrüchen der Wut und Raserei. Der Papst verließ deshalb Rom und begab sich nach Civita-Vecchia und von da nach Gaëta im Königreiche Neapel. Nun schritten die Rädelsführer in ihren Revolutionsgelüsten immer weiter und erklärten Rom für eine Republik. Da aber erhoben sich die katholischen Mächte. Sofort schickte Frankreich ein Heer nach Rom, welches die widerspenstige Stadt nach kurzer Belagerung einnahm und für den Papst besetzt hielt; Österreich besetzte Ankona und Bologna. Auch Truppen aus Neapel, selbst aus Spanien kamen herüber zur Mithilfe bei der Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung im Lande. Nachdem diese bald wieder zurückgeführt war, schickte der Papst drei Kardinäle nach Rom, um zuvor die geistliche Herrschaft hier wieder einzurichten; dann kehrte Pius IX. selbst zurück und ließ überall Gnade walten.

Deutschland und das Jahr 1848. — Zur Zeit, als solch wilde Stürme des Aufruhrs in manchen Staaten Europas tobten, herrschte in Österreich seit 1835 Kaiser Ferdinand I., in Preußen seit 1840 König Friedrich Wilhelm IV. Von diesen beiden friedliebenden Fürsten hat namentlich der letztere auf vielen Gebieten des inneren Staatslebens eine sehr gesegnete Regierung geführt.

Selbst hoch begabt und voll Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, machte er Berlin zu einem Königssitz der Künste, regte er in Preußen, ja in ganz Deutschland zur Pflege der geistigen Güter der Nation an und verschaffte so im Verein mit der hingebenden Thätigkeit anderer deutschen Fürsten unserem Volke einen rühmlichen Platz unter den gebildetsten Staaten der Erde. Museen, Bildergalerien und wissenschaftliche Sammlungen zeugten überall in Preußen und im übrigen Deutschland von diesem schönen Bemühen; die herrlichen Denkmäler früherer Jahrhunderte, namentlich der Kölner Dom, wurden erneuert oder weitergeführt, andere Prachtbauten wurden neu errichtet. Künstler und Gelehrte ersten Ranges wurden unter diesem edlen Könige eine Zierde des ganzen Volkes. Wenn dennoch in so manchen Beziehungen sowohl der damalige österreichische Kaiser, der nicht weniger auf die Wohlfahrt seiner Völker bedacht war, als auch König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen bittere Erfahrungen und Enttäuschungen erleben mußten, so lag das zum Teil in dem Geiste des Aufruhrs begründet, von dem auch ihre Länder erfaßt waren. Schon lange waren in ganz Deutschland manche Wünsche und Hoffnungen auf zeitgemäße Veränderungen in der bisherigen Verfassung und Verwaltung laut geworden; sie hatten aber die ersehnte Berücksichtigung noch nicht finden können. Daher ging eine große Mißbilligung durch das ganze Land und wurde durch die wachsende Flut der Eindrücke von außen immer größer und bedenklicher. Nun kam die Kunde von jener Februar-Revolution aus Frankreich und gab auch hier das Signal zu offenem Ausbruche der Unzufriedenheit. Die zu Frankfurt a. M. tagende Bundesversammlung sah die Zeichen der Zeit und war jetzt selbst für eine freiere Gestaltung des Staatslebens, damit fortan Regierung und Volk durch ein festeres Band der Liebe und Eintracht umschlungen würden. Daher kam man auch fast überall den Wünschen und Forderungen des Volkes entgegen; ja es wurde sogar, um hierfür den Weg anzubahnen, bewilligt: es solle eine aus der freien Wahl aller deutschen Völker hervorgegangene Nationalversammlung eine Verfassung für das gesamte deutsche Vaterland am alten Bundessitze entwerfen. Und wirklich wurde diese am 18. Mai 1848 dort eröffnet. Sie wählte am 29. Juni den volkstümlichen Erzherzog Johann von

Österreich zum Reichsverweser, und in seine Hand legte nunmehr auch die deutsche Bundesversammlung ihre Gewalt nieder.

Ungeachtet dieser vorsorglichen Mittel konnte der einmal ausgetretene Strom nicht sobald wieder in seine Ufer zurückgeleitet werden. Gerade über die größten Länder und Städte lagerten sich auch die größten Gefahren. In Österreich bot der Kaiser Ferdinand alles auf, um seine Unterthanen zu beruhigen. Schon im März 1848 traf er zu Gunsten derselben mehrere Umänderungen in der bisherigen Gestaltung des Staatslebens und legte zu noch anderen den Grund; und doch dauerte der Aufruhr fort. Da zog sich der in seiner Gesundheit geschwächte Kaiser aus seiner stürmischen Residenzstadt zurück und begab sich mit seiner Familie nach Innsbruck, zu seinen treuen Tirolern. Die bewaffneten Bürger und hinzugekommenen Fremden waren seitdem die Herren der Stadt Wien. Ein gesetzloser Zustand schien sich Bahn brechen zu wollen. — Auch in Prag kam es zu einem Aufstande, der von dem Marschall Windischgrätz nur durch die Gewalt der Waffen niedergeworfen werden konnte. — Der Kaiser Ferdinand war auf vieles Bitten der besser gesinnten Bürger Wiens nach seiner Hauptstadt zurückgekehrt, verließ sie aber bald wieder, als ganze Massen von Fremden das Feuer der Empörung fort und fort schürten. Er verlegte seinen Hof nach Olmütz in Mähren. Da zog Windischgrätz zugleich mit Jellachich, dem Ban oder Statthalter von Kroatien, mit Heeresmacht vor Wien, belagerte die aufrührerische Stadt und zwang sie nach kurzer Gegenwehr zur Unterwerfung. — Am hartnäckigsten aber war der Kampf, in welchen Österreich seit November 1848 mit den Ungarn verwickelt wurde, die, hauptsächlich von dem kühnen Diktator Kossuth geleitet, ein von Österreich unabhängiges Reich schaffen wollten. Da legte der alte Kaiser die seinem Haupte zu schwer gewordene Krone zu Gunsten seines jungen, hoffnungsvollen Neffen, des jetzt regierenden Kaisers Franz Joseph, eines Sohnes des Erzherzogs Franz Karl, am 2. Dezember 1848 nieder. Die Ungarn aber wollten ihn nicht als ihren König anerkennen und leisteten den kaiserlichen Feldherren den hartnäckigsten Widerstand. Aber auch aus diesem wechselvollen Kriege ging Österreich, welches durch

ein russisches Hilfsheer unterstützt wurde, noch im Laufe des folgenden Jahres siegreich hervor. Ungarn einigte sich wieder mit Österreich. So war dieser Staat glücklich aus den vielen inneren und äußeren Kämpfen hervorgegangen, und die alten kaiserlichen Banner wehten wieder in allen Ländern des Reiches.

In Preußen und besonders in Berlin loderte ebenfalls die Flamme der Revolution hoch auf. Am 18. März 1848 bewilligte der leutselige König Friedrich Wilhelm IV. in einem besonderen Erlasse seinem Volke neue Freiheiten und Rechte. Über diese königliche Botschaft geriet ganz Berlin in freudige Bewegung. Alles eilte nach dem Schlosse, dem Könige zu danken, und als er auf dem Balkon erschien, erhob sich ein großer Jubel. Aber es ließ sich auch der Ruf hören: „Fort mit dem Militär!" und zugleich entstand ein großes Gedränge gegen die Schloßwache. Als nun plötzlich zwei Schüsse fielen, und die Kavallerie vordrang, den Schloßplatz zu säubern, da verwandelte sich der Jubel des Volkes in ungeheure Wut. Die Volksmenge stürzte auseinander mit dem Rufe: „Verrat! Man mordet uns! zu den Waffen!" Wie ein Lauffeuer verbreitete sich dieser Schreckensruf durch die ganze Stadt. Alles war in stürmischer Bewegung; überall wurden Barrikaden aufgeworfen, und es begann zwischen dem Militär und dem Volke ein furchtbarer Kampf, der sich den Tag und die Nacht hindurch von Straße zu Straße hinzog. Wohl gelang es der Tapferkeit der Truppen, eine Barrikade nach der anderen zu erstürmen; neue erhoben sich. Gegen Morgen trat wegen übergroßer Ermattung Stille ein. Da gab der König Befehl zum Abzuge des Heeres und willigte in die Errichtung einer Bürgerwehr zum Schutze der öffentlichen Sicherheit. Allein die Zustände Preußens blieben fortdauernd sehr bedenklich und gefahrdrohend. Immer neue Unruhen, neue Empörungen, und neben diesen noch ein offener Kampf mit Polen. Auch das Werk der Verfassung konnte nicht zum Abschlusse kommen; eine Ständekammer nach der andern wurde wieder aufgelöst, und erst zu Anfange des Jahres 1850 kam eine von der Krone selbst dargebotene Verfassung zur Geltung.

In dieser Zeit der Unruhen und Bewegungen waren die Blicke aller, welche es mit dem deutschen Vaterlande gut meinten,

nach Frankfurt a. M. gerichtet, wo seit dem Monat Mai die Nationalversammlung tagte, welche für das deutsche Volk und seine Einigung die erforderlichen Maßnahmen beraten sollte.

Nur bis zur endgültigen Begründung einer Regierungsgewalt für ganz Deutschland war der Erzherzog Johann von Österreich zum Reichsverweser erwählt als vorläufiger Vertreter der gemeinsamen Angelegenheiten der Nation. — Nach langen stürmischen Verhandlungen bot dann im April des folgenden Jahres 1849 die Nationalversammlung dem Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., die Kaiserkrone an. Allein der edle König lehnte sie ab unter der Erklärung, die Kaiserwürde nur bei Zustimmung aller deutschen Regierungen annehmen zu können. — Immer wirrer wurden die Verhältnisse, immer schroffer die Gegensätze selbst im Schoße der Nationalversammlung.

Die Versammlung zählte eine große Menge braver, kenntnisreicher Männer in ihrer Mitte, aber auch ihre Bestrebungen stießen überall auf Hindernisse. Es gab am Rhein, besonders in Baden, ja am Sitze der Nationalversammlung selbst, mächtige Umsturz-Parteien, welche der Nation eine Republik aufzwingen wollten und, um dieses Ziel zu erreichen, vor keinem Mittel der rohen Gewalt zurückschreckten. Zur Sprengung der Nationalversammlung hatten sich ganze Massen solcher Leute zu Frankfurt eingefunden, und es kam zu einem blutigen Straßenkampfe zwischen dieser, meist fremden Menge und dem zum Schutze der Nationalversammlung aufgestellten Militär. Dieses blieb endlich Sieger. — Angesichts solch blutiger Vorgänge und der unversöhnten Gegensätze der Parteien riefen daher schon zu Mitte des Jahres 1849 die meisten deutschen Regierungen ihre Abgeordneten von Frankfurt zurück. Die Sehnsucht der Nation nach einem Ersatz für sein untergegangenes Kaisertum, nach Feststellung der Volksrechte, — das alles war in keiner Weise verwirklicht worden; Zwietracht und wilde Leidenschaft hatten die Erfüllung der Wünsche abermals in unabsehbare Ferne gerückt.

Blutige republikanische Aufstände tobten damals in der bayrischen Pfalz und in Baden, bei welchen Gelegenheiten der

Prinz Wilhelm von Preußen, der spätere große Kaiser, sich als siegreicher Wiederhersteller der Ruhe und Ordnung bewies. Im Frühlinge des Jahres 1851 wurde auch der frühere Bundestag zu Frankfurt wieder eröffnet. Die Zustände Deutschlands fingen allmählich an sich zu beruhigen, und der von allen Bessergesinnten ersehnte Friede konnte seine Segnungen bald wieder entfalten.

Sechsundfünfzigster Abschnitt.

Abermaliger Vorrang Frankreichs unter **Kaiser Napoleon III.** — **Der Krimkrieg.** — **Der italienische Krieg** und die Errichtung des Königreichs Italien. — Frankreichs Obmacht.

In Frankreich hatte das Zeitalter der Revolutionen durch die Erhebung Napoleons III. auf den Kaiserthron vorläufig einen Abschluß gefunden. — Selten mag das frühere Leben eines Mannes, der später eine Krone trug, so bunt bewegt, ja so abenteuerlich gewesen sein, als dasjenige dieses Herrschers. Als Ludwig Napoleon am 20. April 1808 zu Paris geboren wurde, stand sein kaiserlicher Oheim auf dem Gipfel der Macht. Nach dem Sturze des gewaltigen Mannes führte der junge Prinz zusammen mit seiner sorgsamen Mutter ein unstätes Wanderleben in der Verbannung. Bayern, die Schweiz, Rom, England und endlich selbst das weitentfernte Amerika boten dem ehrgeizigen jungen Manne nur vorübergehend eine Heimat. Zweimal versuchte er mit einer Handvoll Abenteurer sich des Thrones von Frankreich zu bemächtigen, beide Versuche aber scheiterten, und bei dem letzten wurde er gar gefangen genommen und zur lebenslänglichen Haft verurteilt. Allein es gelang dem Prinzen, als Arbeitsmann verkleidet aus der Festung Ham in der Picardie zu entfliehen und sich nach London zu retten. Jetzt setzte er seine Hoffnungen auf die revolutionären Vorgänge, von denen Frankreich bald darauf heimgesucht wurde.

Schon der Schluß des Jahres 1848 sah den ehrgeizigen Mann den Stuhl des Präsidenten der französischen Republik besteigen, und nach blutigen Gewaltmaßregeln begrüßte der 1. Dezember 1852 Napoleon III. als den Kaiser der Franzosen.

Wohl verkündete der neue Herrscher, das Kaiserreich sei der Friede, in der That aber entzündete er einen Krieg nach dem andern, um sein ruhmsüchtiges Volk durch äußere Erfolge möglichst zufrieden zu stellen. Diejenigen Staaten, die einst zum Sturze der Zwingherrschaft seines Oheims am meisten beigetragen hatten, suchte er zuerst und zumeist seine Obmacht fühlen zu lassen. So mischte er sich gegen Rußland in den Krimkrieg, gegen Österreich in den italienischen Krieg, bis er endlich in dem letzten und größten Kriege, den er gegen Preußen und das übrige Deutschland entzündete, seinen ungeahnten Untergang finden sollte. Von jenen beiden ersten Kriegen soll in diesem Abschnitte erzählt werden, während der Kampf gegen Deutschland in dem dann folgenden Abschnitte zweckmäßiger seine Darstellung findet.

Der Krimkrieg (1854). — Im Jahre 1853 umdüsterte sich wieder der Himmel im Osten. Rußland hielt immer seinen Blick auf Konstantinopel gerichtet und geriet bald in neue Verwickelungen mit der Pforte. Unter der Fahne eines Religionskrieges zu Gunsten seiner Glaubensgenossen in der Türkei ließ der Kaiser Nikolaus seine Truppen in die Donaufürstentümer Moldau und Walachei einrücken. Da griff der Sultan zum Schwerte und rief die anderen Großmächte zum Schutze seines Reiches auf. Diese suchten auch den Frieden zu vermitteln, weil die Erhaltung des türkischen Reiches in seiner bisherigen Ausdehnung zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichts als notwendig erschien. Allein ihre Vermittlungsversuche blieben ohne Erfolg; und der Krieg hatte seinen Fortgang mit wechselndem Glücke. Im Frühlinge des Jahres 1854 traten nun die Westmächte, Frankreich und England, denen sich später auch Sardinien anschloß, bewaffnet für die Pforte ein. Während der Norden der Türkei durch eine von Österreich eingenommene Stellung gedeckt wurde, unternahmen die Westmächte einen Zug nach der Krim, jener südlichen russischen Halbinsel, welche vom schwarzen und asowschen Meere bespült wird. Hier sollte den Russen die wichtige Meeresfeste Sebastopol entrissen werden. Die Westmächte bahnten sich durch den Sieg an der Alma den Weg nach derselben. Furchtbar war der Angriff auf die Festung zu Wasser und zu

Lande, furchtbar die Verteidigung hier wie dort. Während des langwierigen Kampfgewühls um Sebastopol starb der russische Kaiser Nikolaus, und sein Sohn und Nachfolger, Alexander II., erbte mit der Krone auch den Krieg seines Vaters. Die Belagerung der Festung währte unter steten Kämpfen fort bis in den September 1855; da kam es zu einem allgemeinen Sturme. Drei Tage und drei Nächte hindurch währte das Bombardement, sechs verzweifelte Sturmangriffe wurden zurückgeschlagen; und erst beim siebenten Angriffe gelang es den Franzosen, den Malakowturm zu behaupten, welcher die Südseite der Stadt beherrscht. Aber der Befehlshaber der Stadt, der Fürst Gortschakow, hatte bereits den größten Teil der Festungswerke in die Luft gesprengt, den ganzen südlichen Teil der Stadt den Flammen preisgegeben, alle noch übrigen Schiffe versenkt. Da erst zog er sich in den nördlichen Teil zurück und setzte auch hier die Verteidigung herzhaft fort. Unterdes wurden die Russen im freien Felde immer weiter zurückgedrängt. — Endlich kam es zu gegenseitigen Verständigungen, die zunächst einen Waffenstillstand, dann den Frieden von Paris am 30. März 1856 zur Folge hatten. In diesem verbürgte sich die Pforte für den Schutz der religiösen und bürgerlichen Rechte ihrer christlichen Unterthanen, dagegen wurde ihr die von Rußland gefährdete Unabhängigkeit und Sicherheit des Gebietes gewährleistet. — Von all diesen Errungenschaften über Rußland nahm Napoleon III., der ja nicht ohne Grund in seiner Hauptstadt den Frieden hatte abschließen lassen, einen großen Teil für sein und Frankreichs Ansehen in Anspruch. — Weitere Waffenerfolge suchte und fand er bald gegen den mächtigen österreichischen Kaiserstaat.

Der italienische Krieg und die Errichtung des Königreichs Italien (1859—1861). — Die Bemühungen des sardinischen Königs Karl Albert, sich auf gewaltsamem Wege in den Besitz von Oberitalien zu setzen, welche in den Jahren 1848 und 49 so schmählich gescheitert waren, wurden ein Jahrzehnt später von seinem Sohne und Nachfolger Viktor Emanuel wieder aufgenommen. Für diesen gestalteten sich die Aussichten günstiger. Denn dem Könige zur Seite stand in der Person des Grafen Cavour einer der geschicktesten und unternehmendsten Staats-

männer des Jahrhunderts, und für den Kriegsfall war Frankreichs Unterstützung gesichert, da dessen Kaiser nichts sehnlicher wünschte, als Österreich seine Macht fühlen zu lassen. So durfte der sardinische König es wagen, durch feindliche Ansprachen bei feierlichen Gelegenheiten, durch Truppenrüstungen und das ungehinderte Zusammentreten von Freischaren Österreich mehr und mehr zu reizen. Die maßvollen Aufforderungen dieses Staates, Sardinien solle die Kriegsrüstungen einstellen, blieben ebenso erfolglos, als die Vermittlungs-Versuche Englands und Rußlands. Da entbrannte in Oberitalien im April des Jahres 1859 ein blutiger Krieg zwischen Österreich und Sardinien, welches an dem waffenstarken Frankreich alsbald einen Helfer hatte, ohne den es kläglich erlegen wäre. Mutvoll, wie immer, drangen die Österreicher von der bedrohten Lombardei aus in das feindliche Nachbarland vor, aber da sie ihre Truppenmassen allzu weit ausdehnten, so wurde es dem Doppelfeinde, der seine Scharen dichter zusammenhielt und alle Umstände selbst durch Spione auskundschaftete und zu seinem Vorteil ausnutzte, möglich, die Vorgedrungenen allmählich zum Rückzuge zu zwingen. Bald folgte Schlacht auf Schlacht. Nach einem kleineren Gefechte bei Montebello wurde die blutige Schlacht bei Magenta geschlagen, die schon für die Sardinier und Franzosen verloren schien, als der französische General Mac Mahon den schwankenden Sieg in letzter Stunde rettete. Infolge dieses Kampfes räumten die Österreicher den größten Teil der Lombardei, deren Hauptstadt Mailand mit treulosem Jubel die Feinde aufnahm; hinter dem Minzio-Flusse nahmen die zurückgezogenen Truppen von neuem Aufstellung. Hier kam es bei Solferino am 24. Juni zu einer neuen fürchterlichen Schlacht, die zu den blutigsten der neueren Geschichte zählt. Zu dem Gebrüll der Geschütze rasten Donner und Blitz in einem schauerlichen Ungewitter am Himmel. Von 4 Uhr morgens bis 8 Uhr abends dauerte der Kampf, in welchem die Österreicher mit ihrem rechten Flügel unter Benedek die Piemontesen zurückwarfen, während sie selbst nach langem Schwanken im Zentrum endlich den Franzosen unterlagen. Trotz dieser Unglücksfälle hatten die Österreicher noch einen mächtigen Halt, wie an ihrer ungebrochenen Tapferkeit, so auch an dem Schutze, den ihnen das s. g. Festungs-Viereck gewährte,

in welches sie sich jetzt ostwärts zurückzogen. Die Sicherheit dieser Stellung konnte den Ausgang des Krieges noch in weite Zukunft rücken; im Norden Europas rüstete Preußen, das seine Heere, Frankreich bedrohend, an den Rhein vorschob. — So drohte das Kriegsunwetter mit vergrößerter Gefahr sich über einen großen Teil des Festlandes zu entladen. Der Ernst dieser Lage der Dinge stimmte beide Parteien zur Nachgiebigkeit, und nach dem Waffenstillstand von Villafranka kam bald der völlige Abschluß des Friedens zu Zürich am 10. November 1859 zustande. Die Lombardei wurde von Österreich an Frankreich und von diesem an Sardinien abgetreten. Die Wiedereinsetzung der Beherrscher von Toskana, Modena und Parma, welche während der jüngsten Wirrsale auf der italienischen Halbinsel von ihren Thronen vertrieben waren, ward von einer Abstimmung der Bevölkerung abhängig gemacht, die demnächst vor sich gehen sollte. Diese Abstimmung erfolgte schon im Anfange des folgenden Jahres und fiel unter mancherlei Einflüssen dahin aus, daß Viktor Emanuel die Herrschaft in den genannten drei Ländern gewann. Zum unfreiwilligen Danke für all diese Errungenschaften, die nur durch Frankreichs Hilfe möglich geworden waren, mußte der König sein eigenes Stammland Savoyen und die Grafschaft Nizza an das verbündete Frankreich abtreten.

Die Umgestaltung Italiens hatte mit den erzählten Vorgängen noch nicht ihren Abschluß gefunden. Eine wilde Erregtheit beherrschte die Gemüter vieler bis hin zu den äußersten Spitzen der Halbinsel und vornehmlich auf der Insel Sizilien gohr es bedenklich. Die Aufrührer verlangten offen und ohne Scheu dasselbe, wonach das Begehren des piemontesischen Hofes insgeheim ging: mit Wegräumung der anderen Fürsten nämlich aus Italien einen einzigen Staat zu bilden. Der Thron des jungen Königs von Neapel, Franz des Zweiten, welcher seit 1859 die Regierung übernommen hatte, wurde zuerst bedroht. Der gefährliche Zündstoff, der in den großen Städten der Insel Sizilien, in Palermo, Messina und Katania, aufgehäuft lag, sollte entzündet werden. Im April 1860 landete dort der kühne Bandenführer Garibaldi, der, durch einige Tausend Abenteurer und die

Aufrührerischen auf der Insel selbst unterstützt, sich bald des Eilandes bemächtigte. Nun wälzte sich der Brand des Freischaren-Krieges auch nach dem Festlande und zwang den König Franz II., der von Verrätern umgeben war, sich nach dem festen Gaëta zurückzuziehen, während Garibaldi in die Hauptstadt des geflüchteten Königs seinen Einzug hielt. Der nächste Schlag galt Rom und dem Kirchenstaate, und König Viktor Emanuel ließ es an der Unterstützung dieses Unternehmens nicht fehlen. Denn durch die Aussicht, mit Hilfe der Empörer ganz Italien zu gewinnen, ließ er sich dazu verleiten, an den Papst die Forderung zu stellen, er solle seine Truppen entlassen. Pius IX. weigerte sich entschieden, das zu thun. Da rückten die königlichen Truppen ohne weiteres ein, besiegten die päpstlichen Soldaten bei Kastelfidardo und besetzten den Kirchenstaat bis auf die Stadt Rom und den westlichen Teil des Landes, der unter dem Schutze der französischen Waffen stand. Ein nicht weniger schweres Unglück als den Papst traf den König Franz II. von Neapel, der nach heldenmütiger Verteidigung endlich seine letzte Festung Gaëta an die Feinde übergeben mußte. So war Viktor Emanuel am vorläufigen Ziele seiner Wünsche angekommen; Italien mit Ausnahme Venetiens und der römischen Ebene war seine Beute geworden, und am 17. März 1861 wurde er vom Parlamente zum Könige von Italien ausgerufen. Im Jahre 1864 verlegte er auf Betreiben Frankreichs, dessen Kaiser Napoleon sich fast als den Oberherrn von Italien stellte, seine Hauptstadt von Turin nach Florenz.

Frankreichs Obmacht. — Durch die siegreichen Kriege gegen zwei der europäischen Großmächte hatte Napoleon III. eine Stellung erworben, die ihn fast als den Schiedsrichter des Kontinentes erscheinen ließ. Aber auch die fremden Erdteile sollten den Ruhm des Napoleoniden und seines Volkes, welches sich immer mehr als die „große Nation" selbst vergötterte, verbreiten helfen. In Syrien, in Hinterindien, in China wußte Napoleon zum Teile mit Waffengewalt seinen Einfluß geltend zu machen; in Afrika wurde der algerische Besitz vergrößert und gefestigt, und auch das mühevolle Friedenswerk des Suez-Kanales war ein Triumph des

französischen Volkes. Selbst in dem fernen Mittel-Amerika entstand unter französischer Einwirkung und unter Napoleons vorläufiger Schutzherrschaft das Kaiserreich Mexiko, dessen Krone der Erzherzog Maximilian von Österreich zu seinem Unglück annahm. Die schmähliche Weise, wie Napoleon nicht lange darauf diesen von Aufrührern umdrohten edlen Herrscher im Stiche ließ, so daß dieser von seinen herzlosen Siegern gar ohne Gnade erschossen wurde, (1867) war der erste Schritt, welcher Napoleon III. von der Höhe seiner Macht und seines Ansehens abwärts führte. Bald sank sein Stern immer tiefer. In seiner Verblendung tastete er nun auch Preußen und Deutschland an, um an diesem Felsen zerschmettert zu Grunde zu gehen.

Siebenundfünfzigster Abschnitt.

Deutschlands Neugestaltung.

König Wilhelm. — Der Dänenkrieg (1864). — Die Auflösung des deutschen Bundes und der **deutsche Krieg** (1866). Friede zu Prag. Gleichzeitiger **Krieg Italiens gegen Österreich.** Bildung **des norddeutschen Bundes.** — Das vatikanische Konzil. — Der **französisch-deutsche Krieg** 1870—1871. Friede von Frankfurt. **Errichtung des deutschen Reiches.** Die jüngsten Ereignisse.

König Wilhelm. — Der hervorragendste und machtvollste Herrscher unter den Fürsten Europas ist im Verlaufe der letzten fünfundzwanzig Jahre König Wilhelm von Preußen geworden. Als sein königlicher Bruder Friedrich Wilhelm IV. nach überaus schweren Leiden am 2. Januar 1861 gestorben war, übernahm der bisherige Prinz Wilhelm als König die Regierung. Obwohl er selbst schon in vorgerücktem Alter war, entwickelte er dennoch, in voller Kraft des Körpers und des Geistes, auf allen Gebieten des inneren und des äußeren staatlichen Lebens eine solche Thätigkeit, daß er das Erstaunen, bald die Bewunderung der ganzen Welt wachrief. Schlichten und einfachen Wesens, strenger gegen sich als gegen andere, und beseelt von unerschütterlichem Pflichtgefühl, ist er das Urbild eines Hohenzollern. Vom Anfange seiner Regierung an ging sein Streben dahin, dem preußischen und dem gesamten deutschen Volke den Rang wieder zu verschaffen, der ihm seiner Größe und seiner geschichtlichen Vergangenheit gemäß gebührte. Nur mit einem waffengewaltigen Volke konnte das erreicht

werden. Deshalb wendete der König der Verfassung des Heeres eine ganz besondere Sorgfalt zu. Seiner Zahl nach wurde dasselbe erheblich vergrößert, dann wurde auf eine bessere Bewaffnung Bedacht genommen, und endlich ward kein geeignetes Mittel unterlassen, um die Heeresmassen kriegstüchtig und gewandt zu machen. Wohl erforderte das alles ungeheure Geldsummen, allein die bald eintretenden Völkerereignisse bewiesen es aufs schlagendste, daß nur auf dem eingeschlagenen Wege so große Waffenerfolge erreicht werden konnten. Drei Kriege sind es vornehmlich gewesen, durch welche die preußische und die deutsche Macht immer mehr gesteigert, endlich auf den Gipfel erhoben und als Kaisermacht geeinigt und gekrönt wurde. Diese drei Kriege sind der Dänenkrieg vom Jahre 1864, der deutsche Krieg vom Jahre 1866 und schließlich der französisch-deutsche Krieg der Jahre 1870—1871. —

Der Dänenkrieg (1864). — Im Anfange des Jahres 1864 entstand ein zwar kurzer, aber glorreicher Krieg Deutschlands gegen Dänemark, ein Krieg, der die schon lange bedrohten deutschen Bewohner der Elbherzogtümer endlich dem Mutterlande wieder gab. Schleswig-Holstein, das meerumschlungene Land zwischen Nord- und Ostsee, hatte schon seit Jahrhunderten mit dem benachbarten Königreiche Dänemark in einer bald engeren, bald loseren Verbindung gestanden. Schon früher trugen oft Fürsten deutschen Stammes die dänische Königskrone. Wohl waren bereits länger Klagen der Schleswig-Holsteiner über einzelne Übergriffe laut geworden, die sich dänische Könige in dem deutschen Lande erlaubt hatten, der erbitterte Streit jedoch schreibt sich aus dem Jahre 1844 her. Friedrich VII. war damals König von Dänemark und zugleich Herzog von Schleswig-Holstein. Durch alte Verträge war festgesetzt worden, daß beide Herzogtümer auf ewig verbunden bleiben sollten, daß ihre Verfassung nicht anzutasten, noch weniger Schleswig dem dänischen Reiche einzuverleiben sei. Das Streben des Königs aber ging fortwährend dahin, hier alles dänisch zu machen. Mit List und Gewalt ging er zunächst gegen Schleswig vor, denn Holstein gehörte noch zum deutschen Bunde. Die Schleswig-Holsteiner aber griffen

im Jahre 1848 für ihr gutes Recht zu den Waffen. Preußische und hannöversche Bundestruppen eilten ihnen zu Hilfe, und überall wurden die Feinde vom festen Lande vertrieben. Aber bei dem Mangel einer deutschen Kriegsflotte erlitt der deutsche Seehandel große Verluste. Dieser Umstand, und die drohende Haltung Englands, Rußlands und Schwedens zu Gunsten der Dänen bewirkten, daß es zum Waffenstillstande von Malmö kam, doch führte dieser nicht zum Frieden. Dänemark wollte den Herzogtümern keine günstigeren Bedingungen zugestehen. Es verließ sich auf seine Schutzmächte und kündigte im Februar 1849 den Waffenstillstand. Da rückten Preußen, Hannoveraner, Sachsen, Bayern, Württemberger und andere wieder in Schleswig ein mit siegreichem Erfolge. Allein durch das Einschreiten der fremden Schutzmächte mußten die Sieger abermals einen Waffenstillstand schließen und im Juli 1850 den Frieden selbst. Das Hauptziel des ganzen Krieges war nicht erreicht worden. Zerwürfnisse im Innern Deutschlands selbst hatten auch damals zur Schwächung des Ansehens desselben nach außen geführt.

Am 15. November 1863 starb der König von Dänemark, Friedrich VII., ohne erbberechtigte Nachkommen zu hinterlassen. Sein Tod löste die frühere Verbindung der Herzogtümer mit Dänemark. Ihm folgte der Prinz von Sonderburg-Glücksburg als Christian IX. Dieser hielt fest an dem Plane seines Vorgängers. Schleswig sollte dem dänischen Reiche einverleibt werden; frühere Verträge wurden nicht mehr geachtet. Da schritt der deutsche Bund zur mutigen That. Er ließ sächsische und hannöversche Truppen in Holstein einrücken; und die Dänen räumten ohne Widerstand dieses Land. Jetzt aber galt es, auch Schleswig zu befreien, das die Dänen stark befestigt hatten. Die Befreiung dieses Gebietes übernahmen die beiden Großmächte Deutschlands selbst. Die Österreicher unter dem Feldmarschall von Gablenz, und die Preußen unter dem Feldmarschall von Wrangel und dem Prinzen Friedrich Karl, einem Neffen des Königs Wilhelm, bildeten ein Bundesheer; und gerade in der kältesten Winterszeit, am 1. Februar 1864, geschah der Einmarsch des verbündeten Heeres in Schleswig.

Das nächste feindliche Bollwerk war das Danewirk. Dieses bestand aus vielen stark befestigten Schanzen und Wallanlagen mit zahlreichem Geschütz in einer weit sich hinziehenden Linie längs der Schlei. Hinter diesen uralten Grenzfestungswerken war die Hauptmacht der Dänen gelagert und erwartete den Feind. Der ließ nicht lange auf sich warten. Der linke Flügel des Bundesheeres, der größtenteils aus Österreichern bestand, setzte bei Rendsburg über die Eider und ging herzhaft auf das Danewirk los. Dann wurden Jagel, Oberselk, selbst der steile, mit Geschützen besetzte Königsberg von den Österreichern erstürmt, und nun ward in Eile weiter in das Danewirk eingedrungen. Der rechte Flügel unter dem Prinzen Friedrich Karl bewerkstelligte nach heftigen Gefechten bei Missunde und Kosel den Übergang über die Schlei, und so war auch hier der Weg zum Danewirk offen. Eiligst ward nun das ganze Danewirk von den Dänen geräumt, und nur die Nachhut der Fliehenden wurde noch von den Österreichern eingeholt und bei Översee und Bilschau angegriffen und geschlagen. Das Bundesheer drang immer weiter vorwärts, ja sogar in das eigentliche Feindesland selbst, in Jütland. Unterdes hatte sich eine preußische Heeresabteilung vor den Düppeler Schanzen aufgestellt. Auch diese starken zehn Festungswerke, die dazu unter dem Schutze dänischer Kriegsschiffe standen, wurden von den Preußen im April 1864 erstürmt.

Voll Besorgnis über Dänemarks bedrängte Lage veranstaltete England wieder eine Konferenz zu London und ließ jetzt zu derselben auch Frankreich und den deutschen Bund einladen. Zur Anbahnung des Friedens wurde ein Waffenstillstand von vier Wochen in Vorschlag gebracht. Österreich und Preußen nahmen diesen Vorschlag an, aber mit der Erklärung, ihre Truppen würden unterdes in den eroberten Plätzen stehen bleiben. Das wurde auch zugestanden. Auf der Konferenz selbst erklärte Dänemark, vom Herzogtume Schleswig könne es nur einen Teil abtreten, der zunächst an Holstein grenze, und es bestand so hartnäckig darauf, daß die Konferenz selbst voll Unwillen sich auflöste und die Dänen ihrem Schicksal überließ. So hatte der Krieg wieder seinen Fortgang. Ein Hauptangriff wurde jetzt auf die Insel Alsen gemacht,

welche zu Schleswig gehört. Diese hielten die Dänen mit festen Schanzen und Lagern besetzt. In einer Juninacht bewerkstelligte eine preußische Heeresabteilung unter dem General Herwarth von Bittenfeld die Landung, vertrieb den Feind, erstürmte die Stadt Sonderburg und säuberte die ganze Insel von den Feinden. In Jütland zogen unterdes die Österreicher unter steten Siegen vorwärts und trieben den Feind über den Liimfiord zurück. Da endlich war der Übermut der Dänen gebrochen, und das Recht kam zur Geltung. Sie baten um Frieden. Dieser wurde bewilligt und kam am 20. Oktober 1864 zum Abschluß zu Wien, mit der Hauptbestimmung, daß Schleswig-Holstein nebst Lauenburg für immer Deutschland wiedergegeben werde.

Der deutsche Krieg (1866). — Die Freude über die gemeinsamen Waffenerfolge der beiden deutschen Großmächte sollte bald durch die ernstesten Verwicklungen zwischen diesen getrübt werden. Der Grund hierzu lag tiefer. Unter den verschiedenen Staaten des deutschen Bundes war nämlich Preußen nach der Anzahl deutscher Unterthanen freilich der erste; dennoch war nicht dieser Staat an die Spitze der deutschen Bundesländer gestellt, sondern Österreich, dem diese bevorzugte Stellung im Anschluß an den früheren Besitz der Kaiserkrone zugewiesen war. Das entschiedene Streben Preußens, in seiner Machtstellung voranzukommen, wurde so, leicht erklärlich, durch Österreichs Bemühen, seine bisherige Stellung nicht aufzugeben, wiederholentlich durchkreuzt. Die Gegnerschaft hatte sich in den letzten Jahren mehrfach gezeigt, namentlich noch im Jahre 1863 bei Gelegenheit des Frankfurter Fürstentages, durch den eine Neugestaltung der deutschen Bundesstaaten herbeigeführt werden sollte. Auch jetzt, nach glücklich beendetem Dänenkriege, trat der Riß zwischen den beiden Staaten wieder zu Tage, und die Schwierigkeit, wie die gemeinsam erworbenen Herzogtümer regiert werden sollten, wurde nur mit Mühe und nur für einige Zeit durch den Gasteiner Vertrag (1865) beseitigt. Nach dieser Abmachung übernahm Preußen die Verwaltung von Schleswig, Österreich die von Holstein. Als nun aber eine Partei darauf hindrängte, dem Prinzen von Augustenburg die Herrschaft in den Elbherzogtümern zu ver-

schaffen, als Österreich diesen Bemühungen in Holstein nicht entgegentrat, Preußen jedoch in Schleswig die Erbansprüche kräftig niederhielt, kam es zwischen den beiden deutschen Mächten zu einem völligen Bruche. Österreich übergab nämlich die schleswig-holsteinsche Angelegenheit dem Bunde, worauf Preußen den Gasteiner Vertrag für aufgehoben erklärte und in Holstein einrückte. Als dann aber der deutsche Bund mit einer geringen Stimmenmehrheit die Mobilmachung gegen Preußen aussprach, schied dieses aus dem Bunde aus, den es für aufgelöst erklärte. Gegen Preußen waren außer Österreich die süddeutschen Staaten und aus Nord- und Mitteldeutschland noch Hannover, Sachsen, Kurhessen, Nassau und Frankfurt. Um in dem bevorstehenden Kampfe gegen so viele Staaten nicht allein zu stehen, schloß Preußen mit Italien Gemeinschaft der Waffen, die auf den entlegensten Gebieten nun bald gegen einander gezückt wurden.

In drei Ländern, in Deutschland, Böhmen und Italien, wurde der große Kampf gleichzeitig ausgefochten. An die Spitze der preußischen Armee stellten sich der König Wilhelm selbst und die Prinzen seines Hauses. Weniger Schwierigkeiten boten sich den preußischen Heerführern in Deutschland selbst. Ohne große Anstrengungen besetzten ihre Truppen Hannover und Kurhessen, dessen Fürst kriegsgefangen wurde. Die hannöverschen Truppen selbst waren auf dem Marsche nach Süden, um sich mit den dortigen Bundesgenossen zu vereinigen. Aber so weit gelangten sie nicht; denn bei Langensalza kam es zwischen ihnen und den Preußen zu einem blutigen Kampfe, in welchem die Hannoveraner freilich siegten, ohne aber verhindern zu können, daß sie schon zwei Tage später sich ergeben mußten, worauf ihre Truppen nach Ablegung der Waffen in die Heimat gesandt wurden. Nachdem so das hannöversche Heer aufgelöst war, machten die Preußen ebenso schnell als glücklich ihre Vorstöße gegen die übrigen deutschen Gegner. Bei Dermbach und Aschaffenburg wurden diese besiegt, und schon Mitte Juli hielt der preußische Heerführer Vogel von Falkenstein seinen Einzug in Frankfurt. Auch noch tiefer nach Süden brachen die preußischen Heersäulen siegreich vor und waren schon bis Würzburg, ja bis Nürnberg gekommen, als ihrem wei-

teren Kampfe auf deutscher Erde durch den gleichzeitigen Waffenerfolg der anderen preußischen Armeen in Böhmen ein erwünschtes Ende gemacht wurde.

In Böhmen waren die Preußen mit ihrer Haupttruppenmasse gleich nach Ausbruch des Krieges in drei Zügen unaufhaltsam gegen die vereinigten Österreicher und Sachsen einmarschiert. Schnell folgte Schlag auf Schlag, erst in kleineren Kämpfen; so bei Münchengrätz, Nachod und Skalitz — lauter Siegestage der preußischen Waffen — bis endlich bei Königgrätz die ungeheuren feindlichen Massen zu einem Riesenkampfe aufeinander stießen. Die Schlacht von Königgrätz oder von Sadowa, wie sie auch wohl genannt wird, — 3. Juli — zählt zu den furchtbarsten der Geschichte, denn es fochten darin 220 000 Österreicher und Sachsen gegen 215 000 Preußen, so daß in diesem Kampfe noch 30 000 Mann mehr als bei Leipzig zur Stelle waren. Trotz der furchtbaren Wirkungen des Zündnadelgewehres der Preußen, welches hier seine große Probe bestand, schwankte der Sieg lange, bis er endlich durch das Erscheinen des Kronprinzen mit seiner Armee auf dem blutgetränkten Felde zu Gunsten der Preußen entschieden wurde. Die Verluste der Geschlagenen an Toten und Verwundeten beliefen sich auf die schreckliche Zahl von 30 000 Mann, doch hatten auch die Preußen 10 000 Mann verloren. Die Folgen eines so nachdrücklichen Sieges zeigten sich bald, denn schon kurze Zeit darauf lagerte der Hauptteil des preußischen Heeres drei Meilen von Wien; ein abgedrängter Teil der Österreicher zog sich nach Presburg, wohin ihnen eine preußische Armee zu neuem Kampfe folgte. — In diesen Tagen des schwersten Unglücks leuchtete den Österreichern nur in Italien ein Hoffnungsstern. Hatte ihnen dem deutschen Gegner, dem Volke in Waffen, gegenüber der Erfolg gefehlt, so erwarben sie sich in Italien neue Lorbeeren. Die Truppen des Königs Victor Emanuel wurden zu Lande bei Custozza, zur See bei der Insel Lissa vollständig geschlagen. Ungeachtet dieser Siege trat der Kaiser Franz Joseph unter Verzichtleistung auf Venetien durch Napoleons Vermittlung mit Italien auf Friedensfuß zurück, damit die österreichische Südarmee schleunigst nach Norden aufbreche und sich den Preußen ent-

gegenwerfe. Doch unterblieb ein neuer Zusammenstoß. Durch französischen Einfluß kam es unter den Kriegführenden erst zu einem Waffenstillstande und dann am 23. August zum Prager Frieden. Nach diesem schied Österreich aus Deutschland aus, verzichtete auf den Mitbesitz von Schleswig-Holstein, das an Preußen fiel, und zahlte 20 Millionen Thaler Kriegskosten. Sachsen war in den Frieden mit eingeschlossen. Auch mit Württemberg, Baden, Bayern und mit Hessen-Darmstadt folgten in derselben Zeit einzelne Friedensschlüsse.

Der norddeutsche Bund. — Durch den Ausgang des deutschen Krieges hatte Preußen außerordentlich an Macht gewonnen. Weite neue Gebiete waren ihm zugefallen, die es als die neuen Provinzen Schleswig-Holstein, Hannover und Hessen-Nassau, einschließlich der früher freien Stadt Frankfurt, seinem Staatskörper einverleibte. Da nun der frühere deutsche Bund aufgelöst war, griff eine neue Ordnung der Dinge in Deutschland Platz. Die sämtlichen Staaten von Nord- und Mitteldeutschland, 22 an der Zahl, bildeten fortab eine neue Vereinigung, den s. g. norddeutschen Bund, an dessen Spitze Preußen trat; die gesamte Land- und Seemacht der Bundesländer stand im Kriege und im Frieden unter dem Oberbefehle des Königs von Preußen. Der Bundesrat und der Reichstag aus 300 Abgeordneten vertraten die Interessen der zugehörigen Gebiete. Die andere Staatengruppe von Deutschland bildeten die süddeutschen Staaten, Bayern, Württemberg, Baden und Hessen, welche mit dem norddeutschen Bunde wie durch ein vorläufig freilich geheimes Schutz- und Trutzbündnis, so auch durch einen Zoll- und Handelsverein in eine nähere Verbindung traten. Das ausgeschiedene Österreich richtete sich als österreichisch-ungarische Monarchie ebenso den neuen Verhältnissen gemäß bald ein, nachdem die frühere Gesamtstaats-Verfassung schon 1865 aufgehoben war.

Das vatikanische Konzil (1869—1870). — Nach all diesen kriegerischen Umgestaltungen der mitteleuropäischen Verhältnisse schien eine Zeit des Friedens und friedlicher Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten folgen zu sollen. Hatte schon die Industrieausstellung in Paris (1867) die Aufmerksamkeit der Welt auf

sich gezogen, so geschah das in ungleich höherem Grade durch das allgemeine vatikanische Konzil, welches Papst Pius IX. am 8. Dezember 1869 in Rom eröffnete. Unter ungeheurem Menschenandrange schritt der Papst am gedachten Tage den versammelten Bischöfen der ganzen Welt, siebenhundert an der Zahl, voraus zum Sitzungssaale in der vatikanischen Basilika. Aber schon bald wurde durch ein neues furchtbares Kriegswetter der ferneren Thätigkeit dieser hohen Versammlung ein Ziel gesetzt, und nach dem 18. Juli wurde die Kirchenversammlung auf unbestimmte Zeit aufgehoben. Während dann bald darauf die Aufmerksamkeit der europäischen Mächte durch den Riesenkampf zwischen Frankreich und Deutschland in Anspruch genommen war, rückte das Heer des Königs von Italien in den Rest des Kirchenstaates ohne den Schein eines Grundes ein und eroberte am 20. September 1870 Rom selbst. Dem h. Vater verblieb nichts als ein Teil der Stadt, doch sicherte man ihm seine Souveränität und seine volle Freiheit zu.

Der französisch-deutsche Krieg 1870—71. — Kein Staat war durch die glanzvolle Machtentwicklung Preußens tiefer verstimmt worden, als Frankreich, und je haltloser und unsicherer die Stellung Napoleons III. wurde, um so mehr drängte eine blinde Kriegspartei in seiner Umgebung dahin, durch eine Bekriegung des siegreichen Preußens sich und seiner Nation neue Lorbeeren zu gewinnen. Diesen gewissenlosen Eiferern war jeder Anlaß zum Kriege recht; dennoch erschrak die Welt über die frevelvolle Art und Weise, womit jene Männer, unterstützt von der krankhaft eitlen Masse des französischen Volkes, die Gelegenheit zum Kriege vom Zaune rissen. Die Spanier, welche im Herbste 1868 ihre Königin Isabella vertrieben hatten und seitdem ohne Oberhaupt gewesen waren, hatten dem Erbprinzen Leopold von Hohenzollern, aus der fürstlichen Nebenlinie, die Krone angetragen. Sofort erkärte Frankreich, Preußen wolle durch ein ehrgeiziges Übergreifen seine Macht vergrößern, Frankreich werde das nimmer dulden. Diesem wüsten Geschrei gegenüber verzichtete der Erbprinz freiwillig auf die angebotene Krone, doch war Frankreich damit noch nicht zufrieden, sondern stellte das unverschämte An-

sinnen, König Wilhelm möge durch einen entschuldigenden Brief das beleidigte Nationalgefühl der Franzosen beschwichtigen. Der König aber lehnte das ungebührliche Gesuch fest ab und begab sich von Ems, wo der französische Gesandte ihn aufgesucht hatte, sofort am 15. Juli in seine Hauptstadt Berlin zurück. Schon am 19. Juli langte dort die Kriegserklärung Frankreichs an. Allein die Franzosen hatten sich furchtbar verrechnet. Sie hatten geglaubt, der alte Hader in Deutschland würde ihnen auch jetzt wieder zu gute kommen, und die süddeutschen Staaten würden sich ihnen gegen Preußen anschließen, oder sicher doch den unthätigen Zuschauer spielen. Statt dessen erhob sich ganz Deutschland von den Alpen bis zur Nord- und Ostsee wie ein Mann, und eine Begeisterung zog durch das Land, wie sie selbst die Jahre der Freiheitskriege nicht höher und schöner gesehen hatten. Alsbald rückten die nord- und süddeutschen Armeen an die Westgrenzen des Vaterlandes, wo schon am 2. August an 450 000 Mann deutscher Truppen auf dem engen Raume zwischen Trier und Landau zusammenstanden. Auch der greise Heldenkönig Wilhelm, sein Sohn, der Kronprinz Friedrich Wilhelm, die anderen Prinzen und berühmten Generale, Moltke, der Schlachtenmeister, und Graf Bismarck, der größte Staatsmann der Neuzeit, hatten sich auf den Kriegsschauplatz begeben. Allgemein hatte man, weil die Franzosen den ungerechten Krieg begonnen hatten, gefürchtet, sie würden in möglichster Eile in Deutschland einbrechen. Aber die Frevler waren mit ihren Rüstungen noch nicht mal zum Abschluß, als schon die Deutschen ihre Grenzen überschritten. Der Krieg, der nun folgte, steht in der Weltgeschichte fast einzig in seiner Art da; so schnell, so vernichtend, so planmäßig folgte Schlag auf Schlag gegen die Franzosen, deren eitle Größe bald in kläglichen Trümmern auseinanderfiel. Am 4. August wurden sie vom Kronprinzen von Preußen bei Weißenburg, am 6. von den Preußen, Württembergern und Badensern bei Wörth und am selben Tage unweit Saarbrücken bei den Spicherer Höhen vollständig geschlagen. Entsetzt und in wilder Eile flohen sie auf die starke Festung Metz zurück, doch auch hierhin folgten die Deutschen und faßten ihre Feinde in drei furchtbaren Schlachten in der Umgegend von Metz vom 14.—18. August. Der blutigste von

diesen drei Tagen war der 18., der Schlachttag von Gravelotte, wo 200 000 Deutsche gegen 120 000 Franzosen, die aber in den festesten und gedecktesten Stellungen sich befanden, siegreich bis in die Nacht hinein rangen. Die Verluste auf deutscher Seite waren freilich sehr schmerzlich und beliefen sich auf 20 000 Tote und Verwundete, aber dafür war den Franzosen nun auch alle Aussicht benommen, zu entrinnen; sie zogen sich geschlagen in Metz zurück, das nun von einer großen deutschen Armee belagert wurde. Schon waren die anderen Heersäulen der verschiedenen deutschen Truppen auf dem Vormarsche nach Paris und bis über Chalons hinaus gekommen, als sie erfuhren, der französische Feldherr Mac Mahon sei mit dem anderen französischen Heere seitwärts gezogen, um nach Metz zu gelangen und das dort eingeschlossene Heer zu entsetzen. Sofort kehrten die Deutschen zurück, marschierten in Sturmmärschen gegen Mac Mahon, verhinderten seinen Zug nach Metz, umstellten ihn und sein Heer, bei dem sich der flüchtige Kaiser Napoleon befand, ringsum und besiegten es in der grauenvollen Schlacht von Sedan am 1. September so vollständig, daß der geschlagene Kaiser sich dem Könige Wilhelm kriegsgefangen ergab und außerdem über 84 000 Mann mit 330 Feldgeschützen, 76 Mitrailleusen und 10 000 Pferden sich in die deutschen Hände gaben.

Dieser furchtbare Schlag versetzte das französische Volk in eine solche Erbitterung gegen den kaiserlichen Urheber all der Schmach, daß sie das Kaisertum sofort abschafften und eine provisorische Regierung der nationalen Verteidigung einsetzten. Dem gefangenen Kaiser wurde vom siegreichen Könige das Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel zum Aufenthalte angewiesen. — Doch war das Unglück der Franzosen noch in fortwährendem Steigen; die gewaltigen Festungen Straßburg (27. September) und Metz (27. Oktober) fielen in die deutschen Hände; aus Metz allein wanderte eine ganze Armee von 170 000 Mann, mit drei Marschällen und 6000 Offizieren nach Deutschland in die Gefangenschaft. Trotz all dieser Unglücksfälle hielt sich die Hauptstadt des Landes, Paris, welches von den Deutschen belagert wurde, Woche auf Woche mit heldenmütiger Tapferkeit. Aber alle Versuche der

Feinde, wenigstens die Hauptstadt zu retten, scheiterten schließlich. Im Norden, im Westen, im Süden, überall brachte die provisorische Regierung der Franzosen, in welcher neben Jules Favre der Advokat Leon Gambetta ein hervorragende Rolle spielte, neue Truppenmassen auf die Beine; ganz Frankreich schien sich zu erheben. Aber alles vergebens; überall wurden sie geschlagen! Die französische Nordarmee unter dem General Faidherbe unterlag in den letzten Tagen des Dezembers 1870 und zu Anfang Januar 1871 bei Amiens und St. Quentin den deutschen Armeecorps unter Manteuffel und Göben. Dasselbe Schicksal teilte die s. g. große Westarmee, welche sich unter Chanzys Führung im mittleren Frankreich aus den buntesten Massen zusammenballte. Der Prinz Friedrich Karl schlug diese, wo er sie traf, und zersprengte sie endlich vollends durch die blutige Schlacht von Le Mans am 11. und 12. Januar 1871. Da machten die Franzosen noch einen Versuch der Rettung, es war der letzte! Unter dem General Bourbaki sammelte sich die 120 000 Mann starke Südarmee, welche das belagerte Belfort entsetzen, durch die Vogesen-Pässe vordringen und Süddeutschland bedrohen sollte. Eitle Hoffnungen! Der tapfere General v. Werder schlug sie in dreitägiger Schlacht unweit Belfort, trieb sie dann im Verein mit anderen deutschen Truppen flüchtig vor sich her bis zur Schweizer Grenze, wo der Rest der letzten französischen Feldarmee, 80 000 Mann, von den Schweizer Truppen am 1. Februar entwaffnet und bis zur Beendigung des Krieges aufgehoben wurde. Wenige Tage vorher hatte auch Paris sich ergeben, dessen umliegende Forts von den Deutschen besetzt wurden.

Frankreichs Hoffnungen waren dahin, seine Festungen waren gefallen, im Felde hatte es keinen Mann mehr, seine ganze alte Feldarmee, an 400 000 Mann, saß kriegsgefangen in Deutschland. Dem Waffenstillstande folgte daher bald der Entwurf der Friedens-Bestimmungen, welchen die französische Nationalversammlung von Bordeaux ihre Zustimmung erteilte. Der endgültige Friedensschluß erfolgte zu Frankfurt a. M. am 10. Mai 1871. Nach diesem trat Frankreich Elsaß und Deutsch-Lothringen mit der Festung Metz an Deutschland ab; die Festung Belfort wurde

den Franzosen zurückgegeben. Außerdem verpflichteten sich diese zur Zahlung von 5 Milliarden Franks Kriegsentschädigung; bis zur vollen Erlegung blieb eine deutsche Besatzungsarmee in Frankreich auf Kosten des Landes.

So glänzend ging Deutschland aus einem Kampfe hervor, in den es freventlich hineingerissen war; das Verderben, welches die Franzosen ihm zugedacht hatten, war in erhöhtem Maße auf ihr eigenes Haupt zurückgefallen. Aber nur ihrer brüderlichen Vereinigung hatten die deutschen Stämme solche Erfolge zu danken, weshalb Fürsten und Volk darauf bedacht waren, die Einigung auch für die Zukunft zu erhalten. Die Frucht dieses patriotischen Wunsches war das große Ereignis am 18. Januar 1871, an welchem König Wilhelm auf Wunsch und mit freudigster Zustimmung aller deutschen Fürsten und Völker die deutsche Kaiserwürde, als erblich mit der Krone Preußens verbunden, feierlich im französischen Königsschloß zu Versailles annahm. So entstand in neuem Glanze das deutsche Reich, dessen geliebter Herrscher unter endlosem Jubel des Volkes in seine festlich geschmückte Hauptstadt zurückkehrte. Napoleon, der Urheber des Krieges und seines eigenen Sturzes, war mittlerweile seiner Haft entlassen und folgte der Kaiserin und seinem Sohne nach England in die unerwünschte Fremde.

Die jüngsten Ereignisse.

Erwähnen wir zum Schlusse noch der wichtigsten Ereignisse der letzten Zeit.

Im österreichisch-ungarischen Kaiserstaate wurde die Kluft zwischen den einzelnen Nationalitäten mit steigendem Erfolge ausgefüllt und dem Wohle des Gesamtreiches durch eine treffliche Umgestaltung des Heeres, sowie durch Eröffnung neuer Absatzgebiete für den Handel gebührende Rechnung getragen. In den südlichen Donauländern und auf der Balkan-Halbinsel gewinnt Österreich von Jahr zu Jahr mehr Einfluß. Bei dem drohenden Zerfall des türkischen Reiches nimmt der habsburgische Kaiserstaat mit Recht darauf bedacht, den Einfluß Rußlands auf die Völker der Balkan-Halbinsel nicht zu mächtig werden zu lassen. Das herz-

liche Einvernehmen Österreichs mit Deutschland und das feste Bündnis dieser beiden stammverwandten Staaten hat seit Jahren dem europäischen Festlande die Segnungen des Friedens erhalten.

In Spanien wurde nach der Entthronung der Königin Isabella einem Sohne des Königs von Italien die Krone des Landes übertragen. Allein die Regierung dieses neuen Königs Amadeus war von nur kurzer Dauer; seiner freiwilligen Thronentsagung folgte ein trauriger Bürgerkrieg, den die Erhebung Alfonsos (Januar 1875), des Sohnes der früheren Königin Isabella, auf den Thron erst nach langem blutigen Widerstreite gegen den Thronbewerber Don Karlos zu beendigen vermochte. Aber auch die folgenden Regierungsjahre des jungen Königs sind von schweren Drangsalen erfüllt worden. Überschwemmungen, furchtbare Erdbeben, die Cholera endlich suchten das unglückliche Land heim, das im Innern außerdem noch stets durch den Kampf der Parteien zu leiden hatte. Unter dem Druck solcher Übel erlag die schwache Gesundheit Alfons XII., den ein früher Tod gegen Ausgang des Jahres 1885 dahinraffte. So ist das einstens so blühende und mächtige Reich abermals vor eine dunkle Zukunft gestellt.

Auch Frankreich kann noch nicht zur inneren Ruhe kommen. Der zu Chiselhurst in England erfolgte Tod Napoleons III. (1873) blieb fast unbeachtet; erschütternder war der Tod seines einzigen Sohnes Louis, der im Sommer 1879 als Teilnehmer am Kriege der Engländer gegen die Kaffern in Südafrika von den Wilden grausam getötet wurde. Auch der letzte männliche Sproß der französischen Bourbonen ist in der Person des Grafen Heinrich (V.) von Chambord, der Hoffnung der s. g. Legitimisten, mittlerweile gestorben. — Heute ist aller Augenmerk auf die inneren Parteikämpfe Frankreichs gerichtet. Republikaner, Legitimisten und Anhänger der Napoleoniden stehen unversöhnt einander gegenüber. Der Präsidentschaft des greisen Thiers folgte die des Marschalls Mac Mahon, diesem folgte der schwache Grévy, dann Carnot; ob unter diesem und seinen etwaigen Nachfolgern in der Präsidentschaft der Freistaat Bestand haben wird, oder ob und wie bald der Präsident der Republik die Herrschaft einem Thronbewerber, oder gar der ungezügelten Pöbelherrschaft wird einräumen müssen, kann nur die Zukunft lehren.

Auch das östliche Europa erleidet seit dem Jahre 1876 große Erschütterungen. Ein Stoß nach dem andern traf den wankenden Bau des morschen Türkenreiches! Die Montenegriner und die Serben erhoben sich zu blutigem Kampfe gegen die hohe Pforte; der Sultan Abdul Aziz wurde von aufrührerischen Unterthanen entthront, ihm folgte für wenige Monate der Trunkenbold Murad V., und um das Maß der Drangsale voll zu machen, trat im Frühlinge des Jahres 1877 Rußland in den Krieg gegen das Reich der Osmanen. Voller Entsetzen schaute Europa diesem Kriege zu, der mit längst unmöglich geglaubter Grausamkeit in Europa und Asien geführt wurde. Die Türken wehrten sich verzweifelt, doch endlich nach schrecklichem Menschengewürge im Balkangebirge, bei Plevna und im Schipka-Passe, erlagen sie der nordischen Übermacht. Durch den Frieden von San Stephano glaubte Rußland die Türkei lediglich zu seinem Vorteile zertrümmern zu dürfen, doch zwang das mißtrauische Europa durch den Berliner Kongreß (1878) den Sieger zu mäßigeren Bedingungen. Nach diesen Bestimmungen ist eine Reihe unabhängiger Donau-Staaten gegründet. Doch auch unter diesen besteht keine Freundschaft; gegen Ende des Jahres 1885 stießen sogar die stammverwandten und benachbarten Serben und Bulgaren zu einem kurzen, aber blutigen Kriege auf einander. In glänzendem Siegeszuge warf der Fürst Alexander von Bulgarien, ein Prinz deutscher Abstammung, die Serben nieder, doch erweckte das zielbewußte Auftreten dieses heldenhaften Fürsten in solchem Grade den Unwillen und die Feindschaft des eifersüchtigen russischen Zaren, daß er vor dessen unseligem Einfluß sogar seinen Thron und sein Land verlassen mußte. Rußlands Streben, sich der osmanischen Erbschaft zu bemächtigen, tritt bei jedem Anlasse hervor, und nur der Eifersucht der europäischen Mächte, deren keine der anderen die reiche Beute gönnt, verdankt die Türkei noch ein kümmerliches, aber stets bedrohtes Leben.

Als Hauptmacht Europas stand und steht auch heute noch unbestritten Deutschland da. Seitdem der greise Kaiser Wilhelm I. das Schwert niedergelegt hatte, hütete er trotz seines ungewöhnlich hohen Alters immer in rastloser Thätigkeit als Schirmer und Hort des Friedens nicht allein das Glück seines deutschen Volkes, sondern auch die Ruhe Europas. Seine Stimme war und blieb

die entscheidende im Rate der Mächte unseres Erdteiles, zu ihm schaute mit Begeisterung und Liebe sein eigenes Volk hinauf, schauten die fremden Nationen mit Verehrung und neidloser Bewunderung. Wie schmerzlich war daher die Kunde, welche zu Anfang des Monates März 1888 ganz Deutschland, ja die Welt durchflog von einer bedrohlichen Schwäche und Krankheit des mehr als neunzigjährigen Herrschers. Mit teilnehmendster Spannung folgten alle Völker dem Gange der Krankheit, bis die erschütternde Nachricht eintraf, daß Kaiser Wilhelm I., Deutschlands Ruhm und Stolz, am 9. März zum besseren Jenseits entschlafen sei. — Doch noch war das Maß der Leiden, welche das Jahr 1888 uns Deutschen gebracht hat, nicht gefüllt. — Kronprinz Friedrich Wilhelm, der Liebling der deutschen Nation, ein Fürst geschmückt mit den seltensten Gaben des Leibes und der Seele, eilte trotz tötlicher Erkrankung, die ihn seit Monaten befallen, aus dem sonnigen Italien herbei, um als Kaiser und König Friedrich III. nunmehr den Thron des großen heimgegangenen Vaters zu besteigen. Nur 99 Tage hat er denselben inne gehabt. Rastlos für das Wohl seines Volkes bemüht, trug er ohne Klagen seine furchtbare Krankheit. Schon am 15. Juni desselben Jahres trauerte das deutsche Volk an der Bahre dieses seines zweiten Kaisers. — Doch wie bitter alle diese Unglücksfälle auch waren, ein starker Trost blieb dem Vaterlande in der Person seines neuen Kaisers und Königs, Wilhelms II., der begleitet von den innigsten Segenswünschen nunmehr die Zügel der Regierung ergriff. — Gott schütze und segne Kaiser und Reich!

Wir sind am Ende unserer Wanderung durch die vielen Jahrhunderte der Menschengeschichte angelangt. Völker sahen wir entstehen und vergehen, auf Blüte und Macht meistens Verfall und Ohnmacht der Nationen folgen — ein rastloser Wechsel der Dinge, ein ewiges Steigen und Fallen. Eines aber ist auch bei allem Leid und Bösen, welches die Geschichte neben dem Guten aufdeckt, erhebend und stärkend: das Walten der göttlichen Vorsehung und die Thatsache der immer weiter sich verbreitenden Bildung und Gesittung, vornehmlich durch die Segnungen des Christentums, dem jetzt der ganze Erdball erschlossen ist.

Zeittafeln.

I. Das Altertum. — II. Das Mittelalter. — III. Die neuere Zeit.

I. Die Geschichte des Altertums,

von Erschaffung der Welt bis zum Untergange des weströmischen Reiches, von 4000 v. Chr. bis 476 n. Chr.

1. **Unterabteilung.** Die Urgeschichte der Menschheit und die Geschichte der ältesten Völker des Morgenlandes.

(Israeliten; Phönizier; Ägyptier; Babylonier und Assyrier; Meder und Perser.)

2. **Unterabteilung.** Die Geschichte der Griechen und Macedonier.

a. Die Griechen.

vor Chr.

Erste Periode, von der ältesten Zeit bis auf Lykurg, etwa 800

(Stammes- und Heldensagen.)

1194—1184 der trojanische Krieg.
1104 die Wanderung der Dorier.
1068 Tod des Königs Kodrus.

Zweite Periode, von Lykurg bis zum Beginn der Perserkriege . . . . 800—500

(**Sparta**, Lykurg; — **Athen**, Solon, Pisistratus.)

800 (Sparta) Verfassung des Lykurg.
594 (Athen) Gesetzgebung des Solon.
560—510 Athen unter dem Tyrannen Pisistratus und seinen Söhnen.

vor Chr.

Dritte Periode, vom Beginn der Perserkriege bis zum peloponnesischen Kriege . . . . 500—431

(Die Perserkriege; die Blüte Griechenlands; Perikles.)

500—449 die Perserkriege.

500—494 der ionische Aufstand.

493 erster Feldzug unter Mardonius (Athos).

490 zweiter Feldzug unter Datis und Artaphernes. Schlacht bei Marathon. (Miltiades.)

480 dritter Feldzug unter Xerxes. Schlachten bei Thermopylä und Salamis. (Leonidas, Themistokles.)

479 Schlachten bei Platää und bei Mykale.

449 Ende der Perserkriege.

468—429 Perikles. (Athens Blüte.)

Vierte Periode, vom peloponnesischen Kriege bis zur Unterwerfung Griechenlands durch die Macedonier . . . 431—338

(Der peloponn. Krieg: Thebens Blüte und Verfall.)

431—404 der peloponnesische Krieg.

429 Tod des Perikles.

421 Friede des Nicias.

415—413 Zug der Athener nach Sizilien.

405 Schlacht bei Ägos Potamos.

404 Einnahme Athens. Friede.

Thebens Aufschwung unter Epaminondas und Pelopidas.

371 Schlacht bei Leuktra.

362 Schlacht bei Mantinēa.

Untergang der griechischen Freiheit durch die

338 Schlacht bei Chäronēa. (Philipp, Alexander.)

b. Die Macedonier.

König Philipp II. (Griechenland) . . . . 359—336

Alexander der Große (Asien) . . . . 336—323

(Asiatischer Feldzug gegen die Perser.)

334 (Granīkus). 333 (Issus). 331 (Gaugamēla).

323 Tod Alexanders d. Gr. Die Teilung seines Reiches.

3. **Unterabteilung.** Die Geschichte der Römer.

a. Rom ein Königreich (7 Könige) . 753—510

b. Rom ein Freistaat . . . . 510— 15

(drei Perioden)

vor Chr.

Erste Periode, vom Beginne des Freistaates bis zur völligen Unterwerfung des Festlandes von Italien . . . 510—266

(a. Kämpfe der Plebejer und Patrizier; b. Kriege um den Besitz Italiens.)

a. 500—300 Kämpfe der Plebejer mit den Patriziern um bürgerliche Gleichstellung.

(494) Volkstribunen; (451) Gesetze der 12 Tafeln; 366 erster peblejischer Konsul; (300) Gleichstellung der beiden Stände.

b. 389 Schlacht an der Allia und Zerstörung Roms durch die Gallier. (Brennus.)

342—290 Dauer der drei Samniterkriege.

282—272 Krieg gegen Tarent und den König Pyrrhus.

(280) Heraklēa; (279) Asculum; (275) Beneventum.

Zweite Periode, von der Unterwerfung des Festlandes von Italien bis zu den Unruhen der Gracchen; — die Kämpfe um den Besitz der Mittelmeerländer . . . . . . 266—133

(Die Kriege gegen Karthago; Spanien; Macedonien und Griechenland.)

264—241 der erste punische Krieg.

260 Seesieg des Duilius.

255 Gefangennahme des Regulus.

218—201 der zweite punische Krieg. (Hannibal.)

218 Hannibals Siege am Ticinus und an der Trebia.

217 Hannibals Sieg am Trasimener-See.

216 Hannibals großer Sieg bei Cannä.

202 Hannibals Niederlage bei Zama.

149—146 der dritte punische Krieg.

146 die Zerstörung Karthagos (Scipio d. Jüng.)

Der unglückliche Freiheitsversuch der Griechen.

146 die Zerstörung Korinths. Griechenland eine römische Provinz.

Dritte Periode, von den Unruhen der Gracchen bis zur Schlacht bei Actium; — die Zeit der Bürgerkriege 133— 31

(Die beiden Gracchen; Marius und Sulla; Cäsar und Pompejus; Antonius und Octavianus.)

133—121 die Gracchischen Unruhen.

Kriege des Marius gegen Jugurtha (111—106); gegen die Cimbern und Teutonen (113—101.)

Bürgerkrieg zwischen Marius und Sulla (88—82).
63 die Verschwörung des Catilina.
60 das erste Triumvirat (Pompejus, Cäsar, Crassus).
Cäsars Siege über die Pompejaner (48) Pharsalus; (46) Thapsus; (45) Munda.
44 Cäsars Ermordung.
43 das zweite Triumvirat (Octavianus, Antonius, Lepidus).
31 Schlacht bei Actium. — Ende des römischen Freistaates.

c. Rom ein Kaiserreich 31 v. Chr. bis 476 n. Chr.

(Die Kaisergeschichte von Augustus bis zum Untergange des weströmischen Reiches.)

31 v. Chr. bis 14 n. Chr. Kaiser Augustus.
12—9 v. Chr. Kriege des Drusus gegen die alten Deutschen.
9 nach Chr. die Varusschlacht.
324—337 Konstantin d. Gr. Sieg des Christentums.
375 Anfang der großen Völkerwanderung.
395 (Theodosius d. Gr.) Teilung des Reiches in ein west- und oströmisches.
434—453 Attila, König der Hunnen.
476 Untergang des weströmischen Reiches. (Romulus Augustulus; Odoaker.)

II. Die Geschichte des Mittelalters,

vom Untergange des weströmischen Reiches bis zur Entdeckung Amerikas, 476—1492 n. Chr.

1. Unterabteilung, vom Untergange des weströmischen Reiches bis zur Thronbesteigung Karls des Großen . . 476—768

(Die älteren christlich-germanischen Reiche; die Ostgoten; die Langobarden; die Franken, (die Hausmeier). — Der Mohammedanismus.)

481—511 Chlodwig, König der Franken. (Kriege; Christentum.)
Die 3 Hausmeier: Pipin von Heristal, Karl Martell und Pipin der Kurze.
751 Pipin der Kurze wird König der Franken.
622 Mohammeds Flucht. 632 M. Tod. — Die Kalifen.
732 Schlacht bei Poitiers (Karl Martell).

2. Unterabteilung, von der Thronbesteigung Karls des Großen bis zum Beginne der Kreuzzüge . . . . 768—1096

(Die karolingischen, sächsischen, fränkischen Kaiser.)

768—911 Herrschaft der Karolinger in Deutschland.
800 Karl d. Gr. Kaiser.
772—804 der Sachsenkrieg.
843 Vertrag zu Verdun. — Geburtsjahr Deutschlands.*)
919—1024 Herrschaft der sächsischen Kaiser.
933 Ungarnschlacht bei Riade (Heinrich I.).
955 „ auf dem Lechfelde (Otto I.).
962 Otto d. Gr. erwirbt dauernd die Kaiserkrone für Deutschland.
1024—1125 die fränkischen Kaiser.
1073—1085 Papst Gregor VII.
1077 Heinrich IV. in Canossa.
1122 Wormser Konkordat. Ende des Investiturstreites.

3. Unterabteilung, vom Beginne der Kreuzzüge bis zur Thronbesteigung Rudolfs von Habsburg . . . . 1096—1273

(Die 7 großen Kreuzzüge und die staufischen Kaiser.)

1096—1270 Dauer der 7 großen Kreuzzüge. (1096; 1147; 1189; 1202; 1228; 1248; 1270.)
1099 Eroberung Jerusalems (Gottfried von Bouillon).
1291 Verlust der letzten christlichen Besitzung im h. Lande.
1138—1254 Herrschaft der staufischen Kaiser.
1162 Eroberung Mailands (Friedrich I.)
1176 Schlacht bei Legnano.
1180 Sturz Heinrichs des Löwen.
1254—1273 das Interregnum.
1268 Hinrichtung Konradins.

4. Unterabteilung, von der Thronbesteigung Rudolfs von Habsburg bis zum Ende des Mittelalters . . . . . . 1273—1492

(Der Zerfall der Kaisermacht.)

1273—1347 deutsche Kaiser aus verschiedenen Häusern.
1347—1437 deutsche Kaiser aus dem luxemburgisch-böhmischen Hause.

---

*) Die Regierungszeit der deutschen Könige und Kaiser siehe auf S. 462.

1356 die goldene Bulle.
1414—1418 das Konzil von Konstanz. (Hus.)
1415 die Hohenzollern Kurfürsten von Brandenburg.
1453 Eroberung Konstantinopels durch die Türken.
1492 Entdeckung Amerikas. (Kolumbus.)

III. Die Geschichte der neueren Zeit,

von der Entdeckung Amerikas bis auf unsere Tage 1492—1890

1. Unterabteilung, von der Entdeckung Amerikas bis zum westfälischen Frieden . . . . 1492—1648

(Die deutsche Reformation. Kaiser Karl V. Der dreißigjährige Krieg.)

1517 Beginn der deutschen Reformation. (Luther.)
1521 Wormser Reichstag.
1530 Augsburgische Konfession.
1545—1563 das Konzil von Trient.
1555 der Augsburger Religionsfriede.
1618—1648 der dreißigjährige Krieg.
1618—1623 der böhmisch-pfälzische Krieg.
1620 Schlacht am weißen Berge.
1625—1629 der niedersächsisch-dänische Krieg.
1630—1635 der schwedisch-deutsche Krieg. (Gustav Adolf, Wallenstein.)
1632 Schlacht bei Lützen († Gustav Adolfs.)
1634 Wallensteins Ermordung.
1635—1648 der schwedisch-französisch-deutsche Krieg.
1648 der westfälische Friede.

2. Unterabteilung, vom westfälischen Frieden bis zur französischen Revolution . . . . 1648—1789

(Ludwig XIV. von Frankreich; Peter d. Gr. von Rußland; Friedrich d. Gr. von Preußen; Kaiserin Maria Theresia von Österreich.

1643—1715 Ludwig XIV., König von Frankreich. (Seine Raubkriege.)
1675 Schlacht bei Fehrbellin. (Der große Kurfürst.)
1683 Die Türken vor Wien.

1701—1714 der spanische Erbfolgekrieg.
Schlachten bei Oudenarde (1708); bei Malplaquet (1709).
1701 Preußen Königreich.
1689—1725 Peter d. Gr. von Rußland.
1700—1721 der große nordische Krieg.
1709 Schlacht bei Pultawa.
1740—1786 Friedrich d. Gr. von Preußen.
Der erste schlesische Krieg (1740—1742.) (Mollwitz, Czaslau.)
Der zweite schlesische Krieg (1744—1745). (Hohenfriedberg, Soor und Kesselsdorf.)
1756—1763 der siebenjährige Krieg.
1757 das Jahr der großen Schlachten bei Prag, Kollin, Roßbach und Leuthen.
1763 Friede zu Hubertusburg.
1740—1780 Kaiserin Maria Theresia.

3. **Unterabteilung**, von der französischen Revolution bis auf unsere Tage . . . . 1789—1890

(Die französischen Staatsumwälzungen und Napoleon Bonaparte; der Rundgang der Revolution; Napoleon III.; der Aufschwung Preußens und Deutschlands, König und Kaiser Wilhelm I.)

1789 Beginn der großen französischen Revolution.
1793 Hinrichtung des Königs Ludwig XVI.
1804—1814 Kaiser Napoleon I.
806 Ende des römischen Reiches deutscher Nation.
1813—1815 die Freiheitskriege.
1813 Schlacht bei Leipzig.
1815 Schlacht bei Waterloo.
1814—1815 Wiener Kongreß.
1848 das europäische Revolutionsjahr.
1864 der dänische Krieg. Friede zu Wien.
1866 der deutsche Krieg. Schlacht bei Königgrätz. Friede zu Prag.
1870—1871 der französisch-deutsche Krieg.
1870 Schlachten bei Weißenburg, Wörth, Metz, Sedan.
1871 (18. Januar) König Wilhelm I. deutscher Kaiser.
1871 Friede zu Frankfurt.
1888 das deutsche Dreikaiser-Jahr.

Reihenfolge

der deutschen Könige und Kaiser seit dem Vertrage zu Verdun 843.

1) **Karolingische**		843 — 911.
Ludwig der Deutsche . .	843 — 876	
Karl der Dicke	876 — 887	
Arnulf	887 — 899	
Ludwig das Kind	899 — 911	
(Konrad I. von Franken) . . .	911 — 918	
2) **Sächsische**		919—1024.
Heinrich I.	919— 936	
Otto I.	936— 973	
Otto II.	973— 983	
Otto III.	983—1002	
Heinrich II.	1002—1024	
3) **Fränkische (Salische)**		1024—1125.
Konrad II.	1024—1039	
Heinrich III.	1039—1056	
Heinrich IV.	1056—1106	
Heinrich V.	1106—1125	
(Lothar von Sachsen)	1125—1137	
4) **Schwäbische (Staufische)**		1138—1254.
Konrad III.	1138—1152	
Friedrich I.	1152—1190	
Heinrich VI.	1190—1197	
Philipp } Gegenkaiser . .	1198—1208	
Otto IV. } Gegenkaiser . .	1198—1215	
Friedrich II.	1215—1250	
Konrad IV. . . } Gegenkönig	1250—1254	
Wilhelm v. Holland } Gegenkönig	1250—1256	
* Zeit des Interregnums . . .	1256—1273	
5) **Aus verschiedenen Häusern**		1273—1347.
Rudolf von Habsburg .	1273—1291	
Adolf von Nassau	1292—1298	
Albrecht I.	1298—1308	
Heinrich VII.	1308—1313	
Ludwig von Bayern . . . . mit Friedrich v. Österreich, † 1330.	1314—1347	

6) **Luxemburgisch-böhmische** . . . . **1347—1437.**

Karl IV. . . . . 1347—1378
Wenzel . . . . 1378—1400
(Ruprecht von der Pfalz) . . . 1400—1410
Sigismund . . . . 1410—1437

7) **Österreichische** . . . . **1438—1806.**

Albrecht II. . . . . 1438—1439
Friedrich III. (IV.) . . . . 1440—1493
Maximilian I. . . . . 1493—1519
Karl V. . . . . 1519—1556
Ferdinand I. . . . . 1556—1564
Maximilian II. . . . . . . 1564—1576
Rudolf II. . . . . 1576—1612
Matthias . . . . 1612—1619
Ferdinand II. . . . . 1619—1637
Ferdinand III. . . . . . . 1637—1657
Leopold I. . . . . 1657—1705
Joseph I. . . . . 1705—1711
Karl VI. . . . . 1711—1740
*Maria Theresia (1740—1780)
(Karl VII. von Bayern) . . . 1742—1745
Franz I. . . . . 1745—1765
Joseph II. . . . . 1765—1790
Leopold II. . . . . 1790—1792
Franz II. . . . . 1792—1806

Kaiser von Österreich.

Franz I. (II.) . . . . 1804—1835
Ferdinand . . . . 1835—1848
Franz Joseph . . . . 1848— auf viele Jahre!

Könige von Preußen. Deutsche Kaiser.

a. Könige.

1) Friedrich I. . . . . . . 1701—1713
2) Friedrich Wilhelm I. . . . 1713—1740
3) Friedrich II. (der Große) . . 1740—1786
4) Friedrich Wilhelm II. . . . 1786—1797
5) Friedrich Wilhelm III. . . 1797—1840
6) Friedrich Wilhelm IV. . . 1840—1861

b. Kaiser und Könige.

7) Wilhelm I. Kaiser u. König . 1861 (1871)—1888
8) Friedrich III. Kaiser u. König 1888
9) Wilhelm II. Kaiser u. König 1888— auf viele Jahre!

Merkwürdige Erfindungen und Einrichtungen.

Brillen	1290	v. Salvino degli Armati in Florenz.
Kompaß . . . . . ca.	1300	v. Flavio Gioja von Amalfi.
Schießpulver	1350	v. Berth. Schwarz in Freiburg. (?)
Ölmalerei	1430	v. Joh. van Eyck in Brügge.
Buchdruckerkunst	1440	v. Joh. Gutenberg in Mainz.
Taschenuhr	1509	v. Pet. Herlein in Nürnberg.
Post	1516;	erste kaiserliche Post in Deutschland.
Spinnrad	1530	v. Jürgens in Braunschweig.
Ferngläser	1590	v. d. Holländer Jansen.
Thermometer	1638	v. Corn. Drebbel in Alkmar.
Barometer	1643	v. Torricelli in Florenz.
Luftpumpe	1654	v. Otto v. Guerike in Magdeburg.
Hör- und Sprachrohr . .	1673	v. Kircher aus Fulda.
Porzellan	1702	v. Böttcher in Meißen.
Fortepiano	1717	v. Schröder aus Hohenstein in Sachsen.
Blitzableiter	1752	v. d. Nordamerikaner Franklin.
Dampfmaschine	1763	v. d. Engländer James Watt.
Eisenbahn	1778	v. d. Engländer Edgeworth.
Luftballon	1782	v. d. Franzosen Montgolfier.
Telegraph (optischer) . .	1794	v. d. Franzosen Chappe.
Steindruck	1796	v. Sennefelder in München.
Kuhpockenimpfung . . .	1796	v. d. englischen Arzt Jenner.
Gasbeleuchtung	1801	v. Lampadius in Freiberg.
Perkussionsgewehr . . .	1807	v. d. Engländer Forsythe.
Dampfschiff	1807	v. d. Nordamerikaner Rob. Fulton.
Erste Eisenbahn	1825	zwischen Stockton und Darlington (England).
Streichzündhölzchen . . .	1832	v. Kammerer aus Ludwigsburg.
Der deutsche Zollverein .	1833.	
Erste deutsche Eisenbahn .	1835	von Nürnberg nach Fürth.
Erste transatlantische Dampfschiffahrt . . .	1838	von England nach Nordamerika.
Lichtbilder	1838	v. d. Franzosen Daguerre (Daguerrotypie).
Telegraph (elekt.-magn.) .	1844	v. Gauß und Weber in Göttingen, und Faraday u. Steinheil in München.

Erster elektro-magnetischer Telegraph von Washington nach Baltimore.

Zündnadelgewehr . . .	1845	v. Dreyse in Sömmerda (bei Erfurt).
Nähmaschine	1845	v. Elias Howe in Amerika.

Unterseeisches Kabel zwischen Europa und Amerika 1866.

Suez-Kanal u. Pazifik-Bahn	1869	Eröffnung.
Mont-Cenis-Tunnel . .	1871	Eröffnung.
Der Weltpostverein . .	1878	vom deutschen General-Postmeister Stephan.
St. Gotthard-Tunnel . .	1882	Eröffnung.
Arlberger-Tunnel . . .	1884	Eröffnung.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Druck der Coppenrathschen Buchdruckerei in Münster.

ROBERT KETTERER
Buchbinderei
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Welter, Theodor Bernhard,

Auszug aus Welters Lehrbuch der Weltgeschichte für Schulen Bearb. und hrsg. von A. Hechelmann

Münster 1890

H.un. 691 v
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11623269-2